

J. publ. G.

472 l

ANSTREICHG.

<36627149550012



<36627149550012

NB

Bayer. Staatsbibliothek

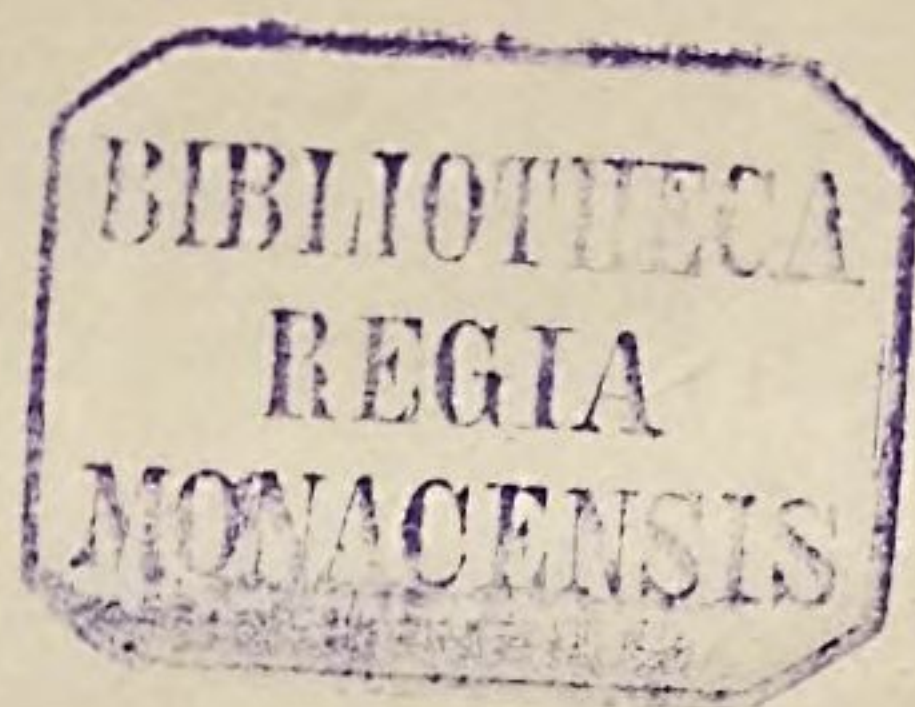
Deutsches
Gesandtschaftswesen
im
Mittelalter.

Von
VIKTOR MENZEL,
wissensch. Hilfslehrer.

Mit einem Vorwort und Inhaltsverzeichnis.



Hannover.
Hahn'sche Buchhandlung.
1892.



Den Manen meines Lehrers

Julius Weizsäcker.

Vorwort.

Unter den Themen, welche vor einer längeren Reihe von Jahren J. Weizsäcker im Berliner hist. Seminar seinen Schülern zur Bearbeitung empfahl, befand sich auch das des vorliegenden Buches. Nach seiner Gewohnheit gab der verehrte Verstorbene auch für diesen Gegenstand eine Anzahl fruchtbarer Gesichtspunkte, ertragreicher Fundstellen und anregender Konjekturen dem sich zur Behandlung des Stoffes Meldenden, in dem Falle mir, auf den Weg mit. Mehrere Jahre war ich hierauf mit der Sammlung des zerstreuten Materials, seiner Sichtung und Ausnutzung beschäftigt und konnte schliesslich Weizsäcker das damalige Resultat in Gestalt einer Schrift vorlegen, die zur Promotionsarbeit bestimmt war. Sie fand Weizsäckers Approbierung und sollte von mir seinem Wunsche gemäss bald zu genanntem Zwecke verwendet werden. Aber äussere Hindernisse vereitelten zunächst mein Vorhaben. Die Seminararbeit musste dann in Rücksicht auf die phil. Staatsprüfung eine Weile zurücktreten; in dieser Zeit und auch ferner bis zu seinem Tode war Weizsäcker in der gütigsten Weise bedacht, mich in der Kenntnissnahme neuer einschlägiger Publikationen durch Mittheilungen zu unterstützen. Er erlebte noch die Ablegung meines Oberlehrer-Examens, aber nicht mehr die Wiederaufnahme der unter ihm begonnenen Arbeit. Nachdem ich alsdann im Anschluss an Untersuchungen, welche die Prüfung veranlasst gehabt, zuerst eine Schrift über „Die Entstehung des Lehnswesens“ (Berlin 1890) herausgegeben hatte, wendete ich mich dem Gesandtschaftswesen wieder zu. Die Seminararbeit konnte nunmehr nur noch als partielle Grundlage einer Neubehandlung ausreichend erscheinen; vielfache Bereicherung des Materials, genaueres Eindringen, schärfere

Verteilung des Stoffes hielten mich noch über ein Jahr in Thätigkeit, deren Ergebnis nun hier vorliegt.

Es ist ein bisher fast unbebautes Feld, das ich bearbeitete. Dass Teil II der weitaus längste geworden ist, wird wie ich denke, der Überblick des Ganzen rechtfertigen. Grade das Formale musste hier vielfach ausschlaggebend werden; es giebt Einteilungsgründe, giebt Entscheidungen auch für materiale Fragen. Von bekannten Dingen, die mit zur Erörterung gelangten, nenne ich die Ludovicischen Prokuratorien*), die im Anhang betrachteten Karol. Kapitularien.

Es versteht sich bei einer Arbeit, wie diese ist, von selbst, dass neben tausend benützten Materialien zehntausend andre diesmal noch unbenützt geblieben sind; es werden Ergänzungen, vielleicht auch Detailberichtigungen daraus in Zukunft sich ergeben, alle Winke, Korrekturen und Beiträge mich dankbar finden: das Gerüst wird denke ich stehen bleiben können, und grade das lag mir am Herzen.

Charlottenburg, im Frühjahr 1892.

Der Verfasser.

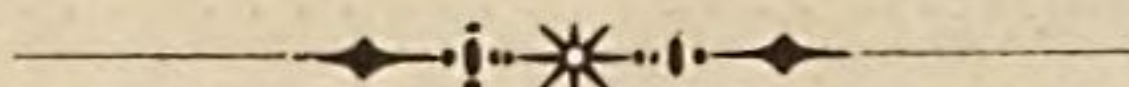
*) Zu meinen diesbezüglichen Ausführungen wurde durch die mir erst mitten in der Drucklegung des vorliegenden Buches zugänglich gewordene Publikation der „Vatikan. Akt. z. d. Gesch. i. d. Z. K. Ludwigs d. B.“ (Innsbruck 1891) ein Nachtrag notwendig (s. Inhaltsverzeichnis), auf den ich für diesen Punkt von vornherein verweise.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Einleitung	1—5
§ 1. Ursprung des Gesandtschaftswesens	1—2
§ 2. Klassen der Gesandten	3
§ 3. Gesandtschafts - Akten	3—5
II. Die Akten deutscher Gesandtschaften im Mittelalter	6—101
A. Negotiationspapiere	6— 59
§ 1. Kredenz	6— 12
§ 2. Mandat	12— 40
§ 3. Instruktion	40— 55
§ 4. Bezeichnungen der Gesandten	55— 59
B. Negotiationsbelege	59— 88
§ 5. Protokoll	59— 60
§ 6. Zwischenbericht	60— 72
§ 7. Schlussbericht	72— 88
C. Hülfpapiere	89—101
§ 8. Schutzpapiere	89— 97
§ 9. Unterstützungspapiere	97—101
III. Diplomatisches Verfahren und Ceremoniell	102—154
A. Verfahren	102—130
§ 10. Geschäftsgang	102—117
§ 11. Negotiations-Mittel	117—130
B. Ceremoniell	130—154
§ 12. Ceremonialgesandtschaften	130—132
§ 13. Empfangsceremoniell	133—144
§ 14. Geschenke für den Adressaten	144—147
§ 15. Geschenke des Adressaten an die Gesandten ...	147—154
IV. Personal	155—198
A. Persönlichkeiten	155—185
§ 16. Gesandteneigenschaften	155—160
§ 17. Stand der Diplomaten	161—179
1. Kgl. Gesandte an weltliche Adressaten	161—168
2. Kgl. Gesandte an geistliche Adressaten	168—174

VIII

	Seite
3. Gesandte der deutschen Fürsten	174—175
4. Städtegesandte	175—179
§ 18. Briefboten	179—185
B. Zahl	185—198
§ 19. Zahl der Gesandten	185—189
§ 20. Begleitung	189—198
1. Unverletzlichkeit	189—196
2. Zahl der Begleiter	196—198
V. Dauer	199—210
§ 21. Reisedauer	199—202
§ 22. Negotiationsdauer	202—204
§ 23. Allerhand Verzögerungsmomente	204—207
§ 24. Stehende Gesandtschaften	208—210
VI. Beförderung	211—220
§ 25. Beförderungsmittel	211—213
§ 26. Illustrationen	213—220
VII. Gesandtschaftskosten	221—241
§ 27. Ältere Zeit	221—228
§ 28. Spätere Zeit	228—241
VIII. Gesandtschafts - Recht	242—246
§ 29. Das Recht der politischen Diplomatie	242—246
Nachtrag zu den Ludovicischen Prokuratorien	247—252
Anhang: § 30. Charakter und Papiere der Karolingischen Reichsinspektoren	253—259



I. Einleitung.

§ 1.

Ursprung des Gesandtschaftswesens.

Das Gesandtschaftswesen ist keine Institution. Das heisst: es ist nicht zu irgend einer bestimmten Zeit von irgend jemandem geschaffen; vielmehr, es ist aus dem Bedürfnis des allgemeinen menschlichen Verkehrslebens von selbst erwachsen. Dementsprechend lässt sich fast alles, was ihm in verhältnismässig späten Zeitabschnitten von Formen und Formelhaftem eigen ist, von vornherein aus seinem Wesen selbst heraus als notwendig erkennen, begrifflich feststellen und kategorisieren. Gesandter ist eben ursprünglich jeder C, den A (Absender) an B (Adressaten) sendet, um etwas zu überbringen, zu sagen, zu bitten, zu fordern, zu beraten, zu erwirken, was er, A, persönlich überbringen, sagen u. s. w. nicht kann oder nicht will. Solange C mit der Erfüllung der Aufgabe beschäftigt ist, solange bleibt er Gesandter; er hört auf es zu sein, indem er zu seiner gewöhnlichen Lebensweise zurückkehrt. Das Gesandtentum ist von Ursprung nicht ein Amt, sondern nur, allgemein, eine Funktion.

Die Art dieser Funktion kann eine sehr verschiedene sein. Als die erste und einfachste erscheint das Überbringen von Gegenständen. Man bringt Geschenke; bestellte Waren; Nachrichten. Diese entweder schriftlich, also als Brief, oder auch mündlich, als Mitteilung. Der letztere Fall führt uns schon einen Schritt weiter. Er stellt bereits andere Anforderungen an den Gesandten, macht unter Umständen andere Formen der Überbringung nötig. Noch immer aber hat der Gesandte ein Aufgetragenes oder, wie man dafür — nicht ganz genau — zu sagen pflegt, einen Auftrag, und zwar einen

unbedingten Auftrag auszurichten. Nun kann es sich aber für den Absender auch darum handeln, über irgend etwas, worüber er sich selbst noch nicht klar ist, die Ansicht des Adressaten — für irgend einen Fall dem gegenüber er noch nicht feste Stellung genommen hat, des Adressaten Absichten zu erkunden, also ihn zu befragen. Sind beide gleicher An- oder Absicht, so kann sich hieran eine Beratung über gemeinsame Stellungnahme anschliessen. Ist der Adressat ganz oder teilweise verschiedener An- oder Absicht, so kann von Seiten des Absenders der Versuch gemacht werden, jenen auf irgend eine Weise umzustimmen, für sich zu gewinnen, oder wenigstens Kenntniss zu erlangen, unter welchen Umständen die gewünschte Meinungsänderung eintreten würde. Immer hat auf dieser Stufe des Gesandtentumes der Gesandte nicht mehr bloss einen bestimmten, unbedingten Auftrag auszurichten, ja überhaupt keinen Auftrag auszurichten; sondern auf dem Wege der Verhandlung dem Absender über irgend etwas von Seiten des Adressaten Klarheit zu verschaffen, und zwar meist über Bedingungen, unter welchen ein Auftrag auszurichten sein würde; und es ist für ihn auch meistens zugleich Aufgabe, diese Bedingungen in für den Adressaten möglichst günstiger Weise zu gestalten. Hier ist einer grossen Mannigfaltigkeit der gesandtschaftlichen Funktionen Spielraum gegeben. Endlich kann des Gesandten Aufgabe sein, über Vereinbarungen einmal zu verhandeln, sodann aber auch, wenn möglich, die Verhandlungen zum Abschlusse zu bringen; das führt mit sich, dass er im Falle des Zustandekommens eines solchen Abschlusses seinen Absender gegenüber dem Adressaten verpflichten darf. Immer ist auf dieser Stufe dem Gesandten aufgegeben, einen bedingten Auftrag vermittelt Erfüllung der Bedingungen auszurichten.

Somit ergeben sich drei Stufen gesandtschaftlicher Thätigkeit. An den Berührungspunkten oscillieren ihre Grenzen, wie die alles Thatsächlichen: die Überbringung mündlicher Mitteilung geht fast unmerklich in die Verhandlung, die Feststellung von Bedingungen fast unmerklich in deren verpflichtende Annahme über; daher denn oftmals ein und derselbe Gesandte auf erster und auf zweiter, ein und derselbe auf der zweiten und dritten Aktionsstufe thätig erscheinen kann.

§ 2.

Klassen der Gesandten.

Die festgestellte Stufenfolge gesandtschaftlicher Thätigkeit ergiebt die Gesichtspunkte zur Klassifizierung der Gesandten selbst.

Wer nur unbedingte Aufträge auszurichten hat, für dessen Thätigkeit kommen bestimmte Formen nur im geringsten Masse zur Geltung, an ihn persönlich wird das niedrigste Mass von Anforderungen gestellt. Wir nennen ihn den einfachen Boten.

Schwieriger und verantwortungsvoller ist das Geschäft des Unterhändlers. Seine Befugnis muss von dem Absender inhaltlich und formell scharf abgegrenzt sein, der Adressat bedarf gewisser Unterpfänder für die Sicherheit der Negociation. Diese Klasse von Gesandten bezeichnen wir, an heutige Namen uns nicht kehrend, zum Unterschiede vom einfachen Boten als Botschafter.

Das höchste Mass von Anforderungen an die Person des Gesandten, das grösste Risiko für Absender wie für Adressaten tritt bei bindenden Abschlüssen ein. Hier erscheint der Gesandte durchweg als des Absenders wirklicher Vertreter, seine Befugnis ist eine Machtbefugnis. Deshalb nennen wir, den Ausdruck Bote als Bezeichnung gemeinsamer Wurzel alles Gesandtentumes festhaltend, diese Klasse von Gesandten nach mittelalterlichem Vorgange Machtboten.

Botschafter und Machtbote stehen augenscheinlich im ganzen nach Umfang der Befugnis, Wichtigkeit und Schwierigkeit der Aufgabe einander näher, als der Bote dem Botschafter steht. Jene Beiden sind Gesandten im engeren Sinne, sind, mit modernem Titel, Diplomaten.

§ 3.

Gesandtschafts-Akten.

Die Gesandtschafts-Akten, d. h. die bei einer Gesandtschaft in Betracht kommenden Schriftstücke, zerfallen in solche, die notwendig, wesentlich mit der Gesandtschaft verbunden erscheinen, und in accidentielle. Jene sind teils die Schriftstücke, deren der Gesandte zur Aktion bedarf: Negociations-Papiere; teils solche, die von der Aktion Zeugnis ablegen:

Negotiations-Belege, und zwar: Protokolle und Berichte. Accident treten hinzu Papiere, die der Förderung der Mission dienen: Hilfspapiere.

Bei dem einfachen Boten ist von Negotiations-Papieren nicht zu reden: ausser, wo mündliche Mitteilung derart ist, dass sie für den Adressaten der Sicherstellung ihres Ursprungs bedarf. In diesem Grenzfall gilt für den Boten dasselbe, was für den Botschafter zu sagen ist.

Der Botschafter muss sich dem Adressaten gegenüber als zur Unterhandlung berechtigt ausweisen. Demnach bedarf er zur Aktion einer Beglaubigung oder Kredenz.

Der Machtbote braucht eine Bezeugung einerseits seines Negotiations- anderseits seines Abschliessungs-Rechtes. Ihm muss also, falls man ihm nicht diese beiden Bezeugungen getrennt als Beglaubigung oder Kredenz und als Vollmacht oder Plenipotenz erteilt, mindestens ein diese beiden als Bestandteile gemeinsam umfassendes Negotiations-Papier gegeben werden, für welches sich aus mancherlei späterhin hervortretenden Gründen der Name Mandat empfiehlt.

Beide, Botschafter wie Machtbote, können ferner nicht einer Richtschnur für ihr Agieren entraten, durch welche sie über ihre Aufgabe und ihr Verhalten ins Klare gesetzt sind. Solche Negotiations-Bestimmung kann mündlich oder schriftlich, und zwar teils vorweg vor Anfang der Funktion, teils nachher im Laufe der Verhandlung gegeben werden. Man nennt sie Instruktion. Es ist klar, dass sie ihrem Wesen nach Geheimnis des Absenders und seiner Negotiatoren, also sekret sein muss.

Als Negotiations-Papiere sind also Kredenz, Mandat (bezw. Plenipotenz) und Instruktion zu bezeichnen.

Die Negotiations-Belege anlangend, so kann ein Protokoll über die Thätigkeit des Gesandten aufgesetzt werden immer nur von Seiten des Adressaten begreiflicherweise; dagegen werden Abschluss-Protokolle von Gesandten und Adressaten gemeinsam, etwaige Protokolle über Aussagen, bezw. Handlungen des Adressaten von den Gesandten allein aufzusetzen sein. Solche eigentlichen Protokolle werden nur bei diplomatischer Aktion vorkommen können, bei einfachen Boten kann höchstens von einer Notiz

über Ausrichtung des Auftrags, gemacht vom Adressaten, die Rede sein.

Die Berichte (oder Relationen) zerfallen in solche, die während der Dauer der Negociation den Absender vom Laufenden benachrichtigen: Zwischenberichte; und in solche, die von dem Gesamtverlaufe und dem Endresultate der Gesandtschaft Rechenschaft ablegen: Schlussberichte.¹⁾ Schriftliche Abfassung wird bei den Zwischenberichten früher, als bei den Schlussberichten notwendig sein, da das Endergebnis, solange die Gegenstände nicht zu kompliziert sind, leicht von den Gesandten nach der Rückkehr mündlich mitgeteilt werden kann. Möglich sind Zwischenberichte fast ausschliesslich von Seiten wirklicher Diplomaten, Schlussberichte müssen von allen drei Klassen der Gesandten erstattet werden, da auch der einfache Bote die erfolgte Ausrichtung seines Auftrags zu rapportieren hat. Indes verdient den Namen eines Schlussberichtes eigentlich die Relation des Diplomaten allein.

Hilfspapiere können teils bestimmt sein, die Person des Gesandten vor Fährnissen zu bewahren, dann sind es Schutzpapiere; teils dienen sie dazu, die Sache desselben zu fördern, dann sind es Unterstützungspapiere.

¹⁾ Für die Neuzeit entsprechen dem die Depeschen und Relationen; vgl. Fischer, Geschichte d. auswärt. Polit. und Diplomatie i. Reform.-ZA. S. 208.

II.

Die Akten deutscher Gesandtschaften im Mittelalter.

A. Negotiationspapiere.

§ 1.

Kredenz.

Die im europäischen Süden durch die Völkerwanderung zur Herrschaft gelangten Germanenstämme adoptierten, wie auf vielen anderen Gebieten, so auch für diplomatische Aktion, die hochentwickelten Formen, welche dafür am Abschluss der Steigerung römischen Kulturlebens, in der spätesten römischen Kaiserzeit, in Gebrauch waren. Diese Adoption wurde erleichtert dadurch, dass es Mitglieder der alten Welt und Mitbesitzer ihrer Kenntnisse waren, deren sich die Leiter der germanischen Neugründungen für Hof- und Staatsgeschäfte als Räte zu bedienen pflegten. So kann es nicht Wunder nehmen, dass wir schon im Ostgotenreiche Theodorichs und bei den fränkischen Merovingern fest formulierte Negotiationspapiere finden, deren Stil und Termini eben ganz dieselben sind, wie sie die Formulare der spätrömischen Kanzleien aufweisen.¹⁾

¹⁾ Für diese Zeiten, vom 4.—9. Jahrh., ist eine Vorarbeit vorhanden: Löhren, Beitr. z. Gesch. d. gesandtschaftl. Verkehrs i. Mittelalt. I. (Diss. Heid.). Da L. die spätere Entwicklung des deutschen Gesandtschaftswesens nicht gekannt hat, auch nicht von allgemeinen Erwägungen ausgegangen ist und endlich für seinen Zeitabschnitt die ganze damalige Kulturwelt in Betracht gezogen hat, so fehlt es ihm an scharfen Unterscheidungen und bestimmenden Gesichtspunkten. Er bringt z. B. Kredenzen, Mandate, Geleits- und Empfehlungsschreiben unter dem Namen „Begleitschreiben“ zusammen; die Phrasen, welche er diesen vorwirft, gehören zur Korrespondenzetikette, nicht zu den speziellen Formen der Gesandtschaftsakten; diese werden zu wenig hervorgehoben und beleuchtet. — Vgl. für dieselbe Zeit Waitz, D. VG., besonders III und VIII.

In diesen Anfängen deutschen Gesandtschaftswesens enthält die als Brief abgefasste Kredenz in der narratio: 1. die Vorstellung des Gesandten; 2. den Zweck der Gesandtschaft.

1) Vorstellung. Z. B.: „Proinde illum et illum legationis officio ad [pietatem vestram oder vos oder ä.] credidimus destinandos¹⁾“; oder: „i. e. i. legatos nostros credidimus esse dirigendos²⁾“; oder: „virum venerabilem i. legationis officio curavimus destinandum³⁾“; oder, wie es bei den Franken häufig ist: „i. e. i. praesentium latoribus ad [clementiam vestram o. ä.] directis⁴⁾“; oder: „proinde presentes viros inlustris i. e. i. ad praesentiam fraternitatis vestre direximus⁵⁾“; auch: „quapropter — sicut Legatariis vestris praediximus, ut nostros dirigeremus, — implere deliberavimus⁶⁾“ u. ä. m.

2) Zweck. Es wird hier gewöhnlich, doch nicht immer, angegeben: a) das allgemeine Motiv der Sendung; b) die Aufgabe, hiermit die Befugnis des Botschafters. a) Man schickt die Gesandtschaft etwa, „ut sinceritas pacis — vitata — restituta permaneat“ oder „quatenus causa — amicis mediis abscidatur“⁷⁾ u. ä. b) Den Botschaftern ist „etwas mündlich anvertraut“, sie haben „etwas mündlich in betreff gewisser Punkte vorzubringen“ u. ä.; „Caetera vero perlatores praesentium pietati vestrae verbo suggerendo commisimus⁸⁾“; „Per eos etiam et verbo vobis aliqua dicenda mandavimus⁹⁾“; „Quibus pro certis articulis aliqua vestro Principatui verbo commisimus intimanda¹⁰⁾“; „Quibus de certis titulis — verbo proferenda commisimus¹¹⁾“ u. ä.

Nichts hindert natürlich, dass in dem Kredenzbriefe auch allerhand einfach schriftlich mitgeteilt wird, nebenher oder vorweg, vielmehr kommt dies sehr häufig vor; es ist also alsdann das Schreiben in diesem seinem Teile einfach Brief.

Diese Form der Kredenzen bleibt unverändert bis zu Ludwig dem Frommen, nur werden die kredentiellen Bestand-

1) Cassiodor. Var. I, 1. — 2) Ib. III, 1. — 3) Ib. X, 20. — 4) Bouquet IV, Var. Ep. L. — 5) Marc. Form. I, 9. — 6) Man beachte das stehende Perfektum, meist faktisch mit Präsensbedeutung, aber gedacht für die Zeit, wo der Empfänger den Brief liest. — 7) Cass. Var. III, 2. — 8) Ib. I, 1. — 9) Ib. III, 4. — 10) Bouquet l. c. XLIX. — 11) Ib. L.

teile öfters breiter ausgeführt. So schreibt Karl der Grosse 796 in der Kredenz für seinen Botschafter Angilbert, der Papst Leo III. des Königs Gratulation zu überbringen und dabei manches zu verhandeln hat: „Ad confirmandam vero huius dulcissimae dilectionis pacificam unanimitem Angilberctum, — nostrae familiaritatis auricularium, vestrae direximus sanctitati. — — Illicque omnia iniunximus, quae vel nobis voluntaria, vel vobis necessaria esse videbantur; ut ex conlatione mutua conferatis, quicquid — necessarium intelligeretis.“¹⁾ Deutlich erkennt man die beiden kredentiellen Teile, Vorstellung und Zweck; bei Angabe des letzteren ist die allgemeine Motivierung mit der Vorstellung verschmolzen durch die Konstruktion mit *ad*; die Bezeichnung der Aufgabe beginnt mit *illicque*.

Unter Ludwig dem Frommen erscheint zum ersten Mal ein ausdrücklicher Passus über die Glaubwürdigkeit des Botschafters. Einhart schreibt vor 840: „Is, quem ad me misisti, — venit. Et quoniam de fide illius nihil te dubitare scripsisti, nullatenus, que ad te perferri volui, eidem committere dubitavi.“²⁾ Das Schreiben Einharts selbst ist eine Rückbeglaubigung, ein Rekreditiv; diese Abart der Kredenz erscheint auch schon früher.³⁾

Die *Fides*-Klausel wird alsbald stehend, es finden sich nur wenig Beglaubigungen, die ihrer entbehren. Mit ihrer Aufnahme ist die Formentwicklung der lateinischen Kredenz vollendet; dieselbe Form wird für sie bei den deutschen Gesandtschaften bis ans Ende des ganzen Mittelalters beibehalten. Ich gebe zunächst für die Zeit bis zu Ludwig IV. dem Baiern eine Tabelle von Beispielen.

Heinrich IV. an Papst Paschalis II. 1105: „—quia audivimus: te — unitatem ecclesie supra omnia diligere, — mittimus [!] tibi nuncium i. cum legatione nostra. Per hunc quippe volumus cognoscere, si est tibi voluntati cet. Quodsi tibi placuerit cet. Preter ea, que hic inscripta sunt, commisimus huic fidelissimo nuncio nostro quedam tibi dicenda, quibus tam veraciter quam scriptis credas.“⁴⁾

¹⁾ Jaffé, Bibl. rer. Germ. IV, Ep. Carol. 10. — ²⁾ Ib. 29. — ³⁾ Var. X, 19. Marc. Form. I, 10. Marculfin. 17. u. ö. — ⁴⁾ Cod. Udalr. N. 120 (Jaffé, Bibl. V, 230 ff.).

Konrad III. an den byzantinischen Kaiser 1145: „— — quos cariores habuimus, excellentiae tuae transmisimus, scilicet [Namen] cet. Istis itaque ea, quae in litteris non continentur, industriae tuae referenda commisimus, quorum verbis fidem adhibeas et quae tibi dixerint, tamquam a nobis dicta credas.“ ¹⁾

Friedrich I. an Eugen III. 1152: „N. — et N. — ad vestrae sanctitatis presentiam — destinare curavimus, ut tam ex praesentis paginae indicio, quam ex ipsorum viva voce — certiores esse possetis. — — legatos nostros benignitati vestrae — committimus, ut eos — exaudiat cet.“ ²⁾

Otto IV. an den Papst 1209: „— nuntios nostros — dilectos fideles nostros [Namen] viros utique providos et honestos, ad praesentiam vestrae sanctitatis duximus destinandos, verbum nostrum ad vos deferendum ipsis plenissime committentes. — — rogamus, ut vos iis omnibus fidem indubitata adhibeatis, quae cet.“ ³⁾

Ein geistlicher Fürst an Richard von Cornwall 1257: „de hiis et aliis, que tutis solum committenda sunt auribus — ecce karissimum socium fratrem E., precordiale ūtque meum, providum et circumspectum, fidelissimum cet. duxi ad vestram presenciam specialiter destinandum, quem in me videre libenter — placeat, audire quoque fidenter benivoleque credere, que — duxerit exponenda.“ ⁴⁾

Solche und ähnliche Belege ⁵⁾ lassen sich für diese und die nachfolgenden Zeiten zahllos beibringen. Daneben finden sich auch weniger formenstrenge Kredenzen, in welchen bald der eine, bald der andere Teil der Beglaubigung fehlt. ⁶⁾ Einer encykklischen Kredenz, d. h. einer Kredenz an einen ganzen Kreis von Adressaten, begegnen wir zuerst unter Heinrich IV.

¹⁾ Otton. Fris. gest. Frid. I, c. 25 (kl. Ausg. S. 32 ff.). Vgl. Bernhardi, Konrad III. I, S. 414. Stumpf 3494 sagt ungenau: „verspricht ihm als Gesandten zu schicken“, statt „schickt“, denn es heisst, „transmisimus“. —

²⁾ MG, LL. II, 89. — ³⁾ Ib. 217. — ⁴⁾ Winckelmann, Act. imp. ined. I, N. 741, S. 586. — ⁵⁾ So Stenzel, Scriptor. rer. Sil. II, 473; Martène et Durand, Thes. I, 1176; Bärwald, Baumgartenb. Formelb. (Öst. Gesch.-Quell. 2. Abt. XXV), S. 259, N. 46, u. a. m. — ⁶⁾ Z. B. Bischof Herm. v. Bamberg an den Papst zur Zeit H.'s IV, Cod. Udalr. N. 43, S. 91 ff.; H. IV 1098 an Bisch. Rupert v. Bamberg, ib. N. 91, S. 176; H. V 1116 an den Papst, ib. N. 174, S. 306 f.; Konr. III an den Papst 1151, Jaffé I, 469 ff. u. s. f. —

(an die Bewohner von Mähren).¹⁾ Derselben Beglaubigungsart bedient sich Heinrich (VII.) bei einer Gesandtschaft (Machtbotschaft, vgl. unten beim Verfahren) an den Lombardenbund 1234.²⁾

Zur Zeit Ludwigs des Baiern kommt, wie überhaupt bei politischen Schriftstücken, so auch bei der Kredenz die Anwendung der deutschen Sprache auf. Dies gilt aber natürlich nur für den diplomatischen Verkehr innerhalb Deutschlands, und auch da zunächst nur für Botschaften weniger formellen Charakters. Bei feierlichen Gelegenheiten, bzw. bei den meisten Botschaften hoher Absender an hohe Adressaten bleibt bis ins 15. Jahrhundert die lateinische Kredenz in Gebrauch und für diese die alte Form unverändert.³⁾ Wo deutsche Kredenzen an nichtdeutsche Adressaten vorzuliegen scheinen,⁴⁾ handelt es sich um Kontroll-Doubletten oder Konzepte, die aus den Registratur-Büchern des Absenders entnommen sind, nicht um Originalkredenzen.

In der deutschen Kredenz finden sich die Termini und Wendungen der lateinischen, möglichst getreu übersetzt, wieder.⁵⁾ Ausschliesslich bedienen sich deutscher Kredenzen, nb. bei innerdeutschen Botschaften, die Städte. Ich gebe einige Beispiele für die deutsche Kredenz.

Zur Zeit Ludwigs des Baiern: „Wir senden zu ew [„transmisimus ad vos“] den [Namen] — unserer meinunge gentzlichen unterweist [„de intentione nostra integre informatos“], und biten iuch, swas ew die beid von unsern wegen sagen — dass ir daz gelowbend“ [„quatenus hec credatis“ o. ä.].⁶⁾

Karl IV. 1361: „Karl von gots gnaden cet. Burgermeistere und rete der stette cet. Lieben getrewen! Wann sich etliche ehaftege Ding ergangen haben, die den stul von Rome, uns und daz heilige rich notlich antreffent, und haben dorumb zu uch gesandt den ersamen [N.] —: dovon gebieten wir uch —,

¹⁾ Cod. Ud. N. 126, S. 238. — ²⁾ MG, LL. II, 306. — ³⁾ Karl IV. an den Papst 1376 (RTA I, S. 90 ff.); Winckelmann a. a. O. II, NN. 815. 816; RTA IV, N. 48; V, NN. 92. 160 u. s. f. — ⁴⁾ Z. B. an Frankreich RTA IV, N. 295, u. ö. — ⁵⁾ Hierfür findet sich vielleicht manches in Steinhausen, Gesch. d. deutsch. Briefes, ein Werk, das ich leider nicht mehr vergleichen konnte. — ⁶⁾ Böhmer, Cod. dipl. Moenofr. I, 591.

daz ir demselben [N.] in den sachen gleiben und tun sullent glich als ob wir daz selber mit uch redeten“. ¹⁾

Friedrich VI. von Nürnberg an Stadt Nürnberg 1410: „— wir schikken zû ewch den N. —, dem wir unser meinung an ewch zû werben eigentlichen befolhen haben —. und waz der — mit ewch rede, bitten wir ewch —, das ir ime des — gelaben — wolt“. ²⁾

Die für die bekannten Ludovicischen Unterhandlungen mit der Kurie bisher angenommenen Kredenzen existieren nicht, wie unten beim Mandat gezeigt werden wird.

Einer lateinischen, präzisen Bezeichnung der Kredenz bin ich in politischen Kredenzen (Deutschlands) nur bei Heinrich VII., sonst bis zum 15. Jahrhundert nicht begegnet; während z. B. französischerseits schon in der *congratulatio Philippi*³⁾ *specialis credencia* vorkommt. Der Baumgartenberger Mönch gebraucht zwar als etwas Stehendes *credencia* und *litt. credencie*, setzt auch in der Kredenzformel ⁴⁾ „cum lit. credencie“, aber die vorhandenen Originalbelege bieten das nicht, seine Formel ist eine klerikale, ihre Vorlage wahrscheinlich keine deutsche. Man sprach von der Kredenz gegebenen Falles einfach als von einer *littera(e)* oder *epistola*, einem „Briefe“ also; oder genauer von *litterae praesentes*. Häufig wurden, namentlich in den älteren Zeiten, infolge Mangels an Begriffsklarheit, die Kredenzen als *litt. commendaticiae* u. ä. bezeichnet,⁵⁾ also mit dem Namen der Empfehlungsbriefe (vergl. u.). Ein Rekreditiv heisst einfach „*rescriptio*“. ⁶⁾ Die Überschrift *litt. credenciales (seu patentes)* zu einem Ludovicischen Stücke bei Gewold ⁷⁾ ist nicht offiziell, rührt von Gewold her, ist auch falsch, da das Stück Mandat ist. Unter Heinrich VII. aber treffen wir *litt. de credencia*, ⁸⁾ vermutlich nach französischem Muster (vgl. in den französischen Stücken bei Dönniges „*letre*

¹⁾ Ib. 679. — ²⁾ RTA VII, N. 35, von Kerler wie viele andere Stücke irrig Bevollmächtigung genannt; andere Beispiele ib. NN, 1. 58; Chmel, Regest. Anhang, S. CLXIII u. s. f. — ³⁾ Dipl. Alb. Archiv f. öst. G.-Q. II, 1, S. 276. — ⁴⁾ L. c. S. 77. — ⁵⁾ *Indiculum commendaticium*, Marc. Form. I, 9. — ⁶⁾ Ib. 10. — ⁷⁾ *Defensio Ludov. IV. Imperat.*, 124. — ⁸⁾ Z. B. Dönniges, Act. H. I, SS. 100. 101.

de crence“^{1).}2) Im 15. Jahrhundert erscheint dann vereinzelt credencia (1410) und litt. creditiva.³⁾

Der deutsche Name für Kredenzen, der erste und einzige Spezialname, den bis zum Ende des Mittelalters diese Art Schriftstück überhaupt empfangen hat, ist, (neben einem isolierten „botschaftbrief“⁴⁾) sehr bezeichnend und gut gewählt, „Glaubsbrief“ (geloubsbrief u. ä.).

§ 2.

Mandat.

In der ältesten Zeit hat das eigentümliche Negotiationspapier, welches wir Mandat nennen, ebenfalls stets Briefform. Die narratio enthält, meist (noch nicht immer) deutlich, zwei Hauptteile: 1. Beglaubigung; 2. Bevollmächtigung.

1. Beglaubigung. Die Formulierung erfolgt ganz in der Art einer Kredenzen, nur dass deren erster Teil (Vorstellung) und ihres zweiten Teiles erste Hälfte (allgemeines Motiv) gewöhnlich eng verbunden erscheinen, und an Stelle der zweiten Hälfte (Aufgabe, bezw. Befugnis) meist gleich die Bevollmächtigung einsetzt. Z. B. „Proinde — spectabilem virum N. — ad componendam provinciam credidimus dirigendum“;⁵⁾ oder: „atque ideo — illustrem comitem N. — Dalmatiis decernimus praesidere“;⁶⁾ oder: „Ideo cognoscite, nos misso nostro inlustris viro illo ad hoc — visi fuimus direxisse.“⁷⁾

2. Bevollmächtigung; ganz allgemein gehalten. „Quapropter designato viro — in his, quae vobis pro publica utilitate praeceperit — libentibus animis obedite“;⁸⁾ oder: „Cui pro utilitate nostra jubenti parere procure.“⁹⁾ Die zahlreichen Beispiele der *Variae* für das Mandat in diesen ersten Zeiten sind meist nicht eigentlich für richtige Gesandte ausgestellt; sondern das eine Mal bestellt der König für irgend eine Gegend einen Vikar, das andere Mal einen Präfekten für eine oder mehrere Städte; aber es existieren nicht verschiedene Formen der Rechtsausstattung für diese Art von Leuten und für Gesandte,

1) Z. B. S. 63. — 2) Missbräuchlich sind später die Kredenzen oft (in Archiven) unter die missiven eingereiht worden, unter die sie im Grunde nicht gehören, s. u. — 3) Vgl. Ducange a. v. — 4) Mon. Zoll. I, 522, vgl. Lexer, mhd. Hwb., a. v. — 5) Cass. Var. III, 17. — 6) Ib. IX, 9. — 7) Marc. Form. I, 20. — 8) Var. III, 34. — 9) Vi. 6.

und existieren noch viel später nicht; darin zeigt sich der enge Zusammenhang zwischen dem ursprünglichen gesandtschaftlichen und dem politischen — ja dem Verkehr überhaupt: indem ein Mann vom Könige zu einer Gemeinde seines Herrschaftsgebietes gesandt wird, um dort eine Machtbefugnis auszuüben, erscheint er eben als Machtbote, der für irgend eine beliebige Zeit mandatiert, dann abberufen wird. Dies giebt auch die Erklärung für die Bündigkeit und kategorische Sprache der oben angeführten Mandatsstellen, in welchen aber gleichwohl der Vollmachtscharakter ebenfalls erkennbar ist. Viel deutlicher tritt er hervor in der schon angeführten Marculfischen Formel:¹⁾ „Propterea per presentem decernemus ac iubemus preceptum, ut ipsum in hoc vos recipere faciatis —; quicquid exinde facire voluerit, liberam habeat potestatem.“

In andern damaligen Mandaten lassen sich die zwei Hauptteile dieses Papiere noch nicht scharf scheiden. Und das Gleiche gilt auch noch für die karolingische Zeit. Das Dokument, welches Karl der Grosse seinen Gesandten an Michael I. von Byzanz (813) mitgiebt,²⁾ ist ein Zwitterding, bei dem sich der Form nach nicht leicht sagen lässt, es sei ein Mandat oder eine Kredenz; es hat von beiden an sich, und das begreift sich aus der damaligen Art und Weise, Verträge abzuschliessen, die ich hier voraus berühren muss.

Die bevollmächtigten Gesandten hatten damals nicht die Befugnis, in Vertretung ihres Absenders Eide zu leisten und Urkunden zu unterzeichnen; sie legten nur entweder einen fertigen Vertragsentwurf dem Adressaten zur Zeichnung und Siegelung vor, oder sie holten einen von früheren Gesandten vorgelegten und vom Adressaten schon unterfertigten ab, wie im angezogenen Falle; seltener waren es der Umständlichkeit damaligen Verfahrens gemäss dieselben Gesandten, welche den Vertrag vorlegten und die unterzeichnete Urkunde, oder vielmehr eine amtliche Kopie derselben, nach Haus mitnahmen.³⁾ Durch die Unterzeichnung der Vertragsurkunde wurde faktisch, durch die nach ihrer Unterzeichnung erfolgende Empfangnahme derselben von Seiten dessen, der sie zur Unterzeichnung hatte vorlegen

¹⁾ O. S. 12, Anm. 7. — ²⁾ Ep. Carol. 40. — ³⁾ Vgl. dazu Löhren a. a. O. Exkurs I.

lassen, formell die Vertragsabschliessung vollzogen; darum ist die Befugnis der die Vertragsurkunde vorlegenden und die der sie abholenden Gesandten eine abschliessende, ist theoretisch eine Machtbefugnis; sie bedürfen deshalb eigentlich eines Mandates; praktisch ausreichend ist aber für sie dem Adressaten gegenüber eine Beglaubigung, durch die sie den Ursprung ihrer Sendung dokumentieren. Man stellt ihnen deshalb ein Papier aus, das formell eher Kredenz, als Mandat ist, aber durch seinen Inhalt zu diesem wird. Karl schreibt: „— praesentes legatos nostros [Namen] — ad tuae — fraternitatis — praesentiam direximus; ut — iuxta quod cet. — ita et memorati legati nostri foederis conscriptionem tuam — a — tuae manus porrectione suscipiant; et — ad nos referant.“

Eine besondere Beachtung verdienen die Mandate der karolingischen *missi dominici*; sie werden im Anhang zur Sprache kommen.

In den nächstfolgenden Zeitabschnitten ändert sich kaum etwas an diesem Bestande. Ein helleres Streiflicht fällt auf eine Entwicklung der Mandatsform unter Heinrich II. Dieser Monarch scheint, indem er als Mittel zur Hebung der königlichen Gewalt in Italien auch die missatische Thätigkeit verwandte, der Schöpfer eines ständigen Missats geworden zu sein,¹⁾ d. h. in gewissen Gebieten wurden königliche Machtboten dauernd als Vertreter des Herrschers, als Statthalter, eingesetzt. Das ist nun in der That ein Amt, und der Gesandtencharakter geht damit den Eingesetzten faktisch verloren; der formale Zusammenhang aber zwischen ihren und den gesandtschaftlichen Funktionen zerreisst nicht so rasch; sie erhalten auch fortan, nicht eine reine Vollmacht, sondern grade wie Gesandte, die man bevollmächtigt, ein Mandat. 1014 ernennt Heinrich Amizo und dessen Sohn Herlembald aus Mailand zu kaiserlichen Statthaltern in den Grafschaften Mailand, Pavia und Seprio.²⁾ „Cognoscat universus mundus, quod — eligimus [Namen] —, ut sint imperiales missi [soweit Beglaubigung]; quibus concessimus, ut in tribus comitatibus — habeant licentiam difinire homnes lites cet.“

¹⁾ Vgl. Hirsch-Bresslau, *Heinr. II.*, II, S. 440 u. Nte. 2. — ²⁾ Stumpf 1831.

Neu ist uns die hier dem Mandat gegebene Urkundenform (die nicht etwa nur bei dieser Art *missi*, sondern bald häufig bei allen Gesandten vorkommt), neu sind uns auch die zwei Ausdrücke: *concedere* und *licentia*. Durch sie erhält der bevollmächtigende Teil bereits eine schärfere Ausprägung; in Kürze werden wir ihnen wieder begegnen.

Reich wird das Vergleichsmaterial erst mit dem Anbruch der hohenstaufischen Zeit. Hier finden wir die Form des Mandates gleich anfangs erheblich verändert, viel klarer tritt bereits dessen eigentümliche Bedeutung hervor.

In dem Protokoll der Verhandlungen über den Vollzug des vereinbarten Friedens von 1183 April 30¹⁾ stehen die kaiserlichen Machtboten verzeichnet wie folgt: „*videlicet [Namen] nuntii domini imperatoris, qui plenam potestatem et licentiam habebant a domino imperatore tractandi super verbum pacis — et componendi sic, ut quodcunque ipsi acceptarent iuramento vel alia promissione, ipse ratum haberet, ut in litteris ipsius domini i. ibi publice lectis suoque sigillo corroboratis continebatur*“.

Dieses Mandat Friedrichs I. enthielt also 1. einen kredientiellen Teil, wie man aus dem *tractandi* ohne Weiteres entnehmen darf, wenn er auch im Protokoll nicht besonders erwähnt ist; 2. einen bevollmächtigenden Teil; insoweit entspricht seine Form der früheren; nur erscheint hier neu ein Terminus *präcis* für die Vollmacht, der alsbald stehend wird: *plena potestas* (*potestas* in ähnlicher Verbindung auch früher vereinzelt, vgl. o. S. 13, 1); 3. aber erkennt man einen früher nicht vorhandenen Teil, eine Ratifikationsklausel mit dem Terminus *ratum habere*.

Die Richtigkeit dieser Schlussfolgerungen können wir an dem Mandate selbst prüfen, das uns erhalten ist.²⁾ Es hat wieder Briefform. Ausgestellt im Februar 1183, ist der Mandatsbrief nicht an den Adressaten, sondern diesmal — eine Variante — an die Gesandten gerichtet. „*Quia vestrae devocionis ac studii fidem — cognitam habemus, magna imperii negocia industriae vestrae — committere non dubitamus cet. Itaque verbum tractandae pacis — sinceritati vestrae — con-*

¹⁾ Prutz, Kais. Friedr. I., III, Urk. 5. — ²⁾ MG, LL. II, 167.

summandum committimus, plenam vobis nostrae auctoritatis potestatem conferentes, ut quaecunque vos acceptaveritis, nos quoque acceptemus, et quae — firmaveritis, nos rata habeamus et exequamur.“

Unter Heinrich VI. erscheinen vereinzelt Mandate auch in Protokollform, die auch sonst stark von allem Gewohnten abweichen. Bevollmächtigte der Stadt Verona werden vom Kaiser seinerseits mandatiert:¹⁾ „In nomine cet. Anno cet. in episcopatu cet. in praesentia cet. Ibique d. Henricus d. gr. cet. dedit parabolam [Namen], ut mittant cet.“ Hier scheint italienische Formulierung zu walten in jeder Beziehung.

Etwas mehr Analogie mit den Teilen des sonst üblichen Mandates giebt ein anderes Stück:²⁾ „Talis est ordinatio et preceptum imperatoris. Inprimis ordino [Namen], iudices curie sue, nuncios [bis hierher Beglaubigung], qui recipiant iuramenta cet.“; dieser zweite Teil enthält die Vollmacht, spricht sie aber nicht aus. Die Protokollform ist aber für das Mandat immer selten gewesen und später ganz verschwunden. Übrigens bietet uns das letzte Beispiel wenigstens eine kleine Terminalbereicherung durch das Auftreten von ordino, das im gewohnten Mandat bald wieder begegnet.

Bemerkenswert ist dann die Wahlanzeige Ottos IV. an den Papst.³⁾ „Ad haec paternitati vestrae significamus, quod dilectos et fideles nostros legatos, videlicet [Namen], pro consummatione honoris nostri ad vestram transmittimus sanctitatem. Quicquid igitur cum prefatis legatis nostris a vestra tractatum vel ordinatum [!] fuerit providentia, id maiestatem nostram in omnibus — ratum et firmum habituram, presentibus litteris — significamus“. Hier haben wir eine Variante: Beglaubigung und Ratifikationsklausel sind da, Bevollmächtigung fehlt, sie ist offenbar wegen der Ratifikationstermini für überflüssig gehalten worden. Bemerkt sei noch das dem ratum gesellte firmum. Eine andere Variante bringt ein Mandat Philipps von Schwaben an den Papst.⁴⁾ „[Namen] a latere nostro — destinavimus [Beglaubigung], quibus dedimus plenitudinem potestatis et auctoritatem omnimodam“ — [Bevollmächtigung]; hier aber schiebt sich vor der

¹⁾ Böhmer, Act. imp. sel. N. 186. — ²⁾ Toeche, Heinr. VI, Urk. 16.

³⁾ MG, LL. II, 203 f. — ⁴⁾ Ib. 213.

Rat.-Kl. jene Bitte um *fides adhibenda* ein, die wir bisher nur in Kredenzen gefunden haben: „*praedictos itaque nuncios postulamus recipi paternitate; rogantes — quatenus omnibus his, quae ex parte nostra — intimaverint, fidem et certitudinem dignemini adhibere.*“ Danach erst, am Schluss: „*Quaecunque — nuntii — polliciti fuerint, nos parati sumus gratanter — complere.*“ Kleine Verschiedenheiten der Art erklären sich leicht aus doppelten Zwecken einer Gesandtschaft, die ja zugleich Botschaft für die eine, Machtbotschaft für die andere Sache sein konnte. Aber es ist zu beachten, wie man sich damals in solchen Fällen durch Formel-Kontamination half, was späterhin, nachdem der Brauch strenger geworden war, nicht anging.

Unter Friedrich II. erreicht die Formentwicklung des lateinischen Mandats ihren Höhepunkt. Die bisherige Gestalt finden wir noch hier und da, z. B. bei einem encyklichen Mandatsbriefe an die italienischen Städte für einen kaiserlichen Machtboten, der zum Generalvikar eingesetzt wird.¹⁾ „*Praemittimus ad vos — N. — notum facimus vobis, quod huic legalem dedimus potestatem — ratum habituri, quicquid cet.*“

Eine stark veränderte Physiognomie aber, die, welche nunmehr typisch wird, weist das feierliche und förmliche Mandat auf, welches 1232 Hermann, der Deutschmeister, für Italien erhält.²⁾ Es ist als Urkunde abgefasst; die vornehmlichsten Wandlungen liegen in ihm abgeschlossen vor.

„*Per presens scriptum notum facimus universis, quod nos constituimus, facimus et ordinamus — [Name] nuntium et procuratorem nostrum in omnibus controversiis sive discordiis inter nos et civitates [Namen] — —, dantes ei plenam et liberam potestatem et mandatum — — — : committimus ratum et firmum habere cet.*“

Das Bedeutsame dieser Form ist ein Dreifaches, es besteht:

- 1) in der, wenn auch im Rahmen desselben Schreibens eingeschlossenen, doch völlig deutlichen Trennung des beglaubigenden und des bevollmächtigenden Teiles;

¹⁾ L. c. 235. — ²⁾ Ib. 298.

2) in den Terminis constituere, facere, ordinare, besonders im ersten;

3) in dem Terminus procurator.

Ad 1. Wenn wir das bisher übliche *misimus* oder *destinandos putavimus* o. ä. als den kredentiellen Teil des Mandats bezeichnet haben, so war dies in seinem Sinne begründet; von einer ausdrücklich durch die Form klargestellten Trennung der Kredenz und Plenipotenz im Mandat konnte dagegen bei dem Ineinandergreifen der Sätze und Wendungen meist nicht die Rede sein. Hier ist diese Trennung vollzogen. Vor *dantes* steht die Kredenz, nach ihm die Plenipotenz. Es wäre wesentlich und formell gleichgültig, wenn wir aus *dantes* ein *Damus* machten und einen Punkt davor setzten.

Ad 2. Diese Trennung wäre jedoch nicht möglich ohne ganz bestimmte Termini für jeden der beiden Teile speziell. Für den bevollmächtigenden waren diese Termini grösstenteils schon unter und seit Friedrich I. vorhanden, doch sind auch sie bereichert durch *mandatum*; für den beglaubigenden (nb. im Mandat) fehlten sie bisher. Jetzt haben wir ein Wort, welches im ganzen folgenden Mittelalter speziell im Mandat die Beglaubigung kennzeichnet: *constituere*. *Constituo*, d. i. ich setze ein, ich erkläre für eingesetzt, d. i. dem Sinne nach geradezu: ich beglaubige als eingesetzt und bestallt. Dieser technischen Bedeutung des Wortes gemäss erhalten das Einsetzen und Bestallen selbst wieder 2 Namen für sich, die fortan konstant dem *constituo* aggregiert werden: *facio*, ich mache zu, setze ein, und *ordino*, ich verordne, bestalle als. Also *constituo, facio et ordino*: ich beglaubige, setze ein und bestalle.

Ad 3. Indem so die beiden Ausstattungen des Beglaubigt- und des Bevollmächtigtwerdens terminal, also auch begrifflich scharf geschieden werden, sieht man sich notwendig gedrängt — dies muss hier vorweg erwähnt werden (vgl. u.) — auch zwischen den Vertretern derselben einen Namensunterschied zu machen. Der Machtbote erhält eine Spezialzeichnung: *procurator*. Und diese seine präzise Benennung trägt rückwirkend ihrerseits zur Festigung der eigentümlichen Mandatsform bei.

So sehen wir unter Friedrich II. alles vorbereitet, um, in Übereinstimmung mit den hoch entwickelten Formen des Gesamtlebens der Nation, auch in dem Dokumental-Ritus des Gesandtschaftswesens eine sachgemässe und nützliche Wandlung und Scheidung vornehmen zu können: es fehlt nur ein Schritt, so zerreisst die Formfessel des Mandats, und völlig getrennt stehen Kredenz und reine Plenipotenz da. Aber dieser Schritt wird nicht gemacht. Man begnügt sich mit dem Vorhandenen, kaum dass dieses bewahrt wird. Als schliesslich in dem bezeichneten Punkte zeitweilig dennoch eine Änderung eintritt, ist sie schief, nicht naturgemäss.

Die seit der hohenstaufischen Zeit in das Mandat eindringenden, es scharf ausprägenden Termini haben, wie sein Name *mandatum* und wie der Name des Machtboten *procurator*, eine leicht bestimmbare Quelle. Seit der Machtbote überhaupt wirklich abschliessende Befugnis hatte (vgl. o.), seit er deshalb eine wirkliche Bevollmächtigung brauchte, musste auch ins Auge fallen, dass er auf dieselbe Weise Vertreter (d. i. eben lat. *procurator*) seines Absenders war, auf welche vor Gericht ein Mandatar laut Bevollmächtigungsvertrag — den man noch heute juristisch Mandat nennt — seinen Mandanten vertritt. Damit leuchtete zugleich ein, dass er ganz desselben Vollmachtpapieres bedurfte, wie jener, eines Papieres, für welches bestimmte Rechtsformeln seit der Römerzeit zu bestehen nicht aufgehört hatten. Ein Unterschied war vorhanden, insofern der diplomatische Mandatar eben Gesandter an einen bestimmten Adressaten war, welchem er zuerst vorgestellt, durch *epitheta ornantia* ans Herz gelegt, und der allgemeine Zweck seiner Sendung vorweg angegeben werden musste. Dem dienend blieb der kredentielle Teil des gesandtschaftlichen Mandatspapieres, doch passend ausgestaltet; für den bevollmächtigenden nahm man nunmehr die Termini aus dem gerichtlichen Mandatspapiere, wie man diesem auch die Bezeichnung *mandatum* (und ev. *speciale mandatum*) für das Papier selbst (vgl. u.) und *procurator* für den Machtboten entlehnte. Von daher stammen die meisten der neuen Vollmachtsausdrücke, deren Erscheinen von uns beobachtet wurde, von da besonders die Ratifikationsklausel mit ihren Worten *ratum*, *gratum*, *firmum*, *acceptum* u. s. w.

Man vergleiche z. B. schon in den Form. Arvernens. No. 2: ¹⁾ „Mandato. Mox iniunxit antiqua cet. Rogo et iniungo — vos dominus et procuratoribus — adsupra mea vice, elegi et proponat, aut quicquid in hoc parte definieritis, egeris gesserisve, ratum, firmatum adque finita incontra esse pubpucar“. ²⁾ Einfach ins gesandtschaftliche Mandat ganz herübergenommen, als Teil eingereiht hat man das gerichtliche nicht, auch nicht alle seine Termini verwertet, z. B. nicht oder doch sehr selten ³⁾ das vice, so nahe dies gelegen hätte, und auch manche eignen Termini hat das gesandtschaftliche Mandat behalten und erhalten. Man empfand doch immer einen Unterschied. Aber die Haupt-Quelle der Veränderungen im diplomatischen Mandat ist in der That das gerichtliche gewesen. —

Aus der eben behandelten Zeit ist ein einzelner Fall noch zu berücksichtigen, die Machtbotschaft Heinrichs (VII.) an den Lombardenbund 1234.

Wer die diesbezüglichen Böhmer-Fickerschen Regesten ⁴⁾ überblickt, wird zur Annahme veranlasst, dass die Gesandten zwei Kredenzen und eine Plenipotenz erhalten hätten. Was zunächst die zweite Kredenz betrifft, so heisst es darin: ⁵⁾ „Cum nostra serenitas dilectos fideles nostros [Namen] nuntios super nostris imperii agendis ad partes vestras duximus transmittendos, volentes habere rata omnia que iidem duxerint facienda, si quos ex parte vestra cupientes accedere ad presentiam nostram susceperunt in nostram et imperii protectionem, eosdem auctoritate presencium suscepimus sub specialem regiam protectionem pariter et conductum, promittentes fideliter eisdem conductum securum in exitu et regressu.“ Hierzu lautet das Regest: „Heinrich (VII.) schreibt den podestaten [cet.], beglaubigt bei denselben die (im vorhergehenden Regest) vorgenannten als seine machtboten, will alles genehm halten, was sie thun werden, und verspricht den abgesandten, welche die Lombarden

¹⁾ LL. V, S. 29. — ²⁾ Vgl. ib. Marc. Form. II, NN. 31. 38. Form. Turon. 2. Additam. Tur. 4. Bitur. 3. 15b. Cart. Senon. 13. Form. Senon. 10. u. s. f. — ³⁾ Späterhin kommt es auch hier und da vor. Vgl. z. B. ein Mandat Karls IV., Palacky, Über Formelbücher I, N. 166, S. 365. — ⁴⁾ V, 2, 4358—60. — ⁵⁾ Böhmer, Act. imp. sel. N. 334.

hinwieder zu ihm schicken werden schutz und geleit in exitu et regressu.“

Danach müsste der Brief eine Kredenz mit einer sonderbar eingefügten Ratifikationsklausel und einem Geleitsbriefartigen Zusatze sein. Man hat aber übersehen, dass der kredentielle und ratifizierende Bestandteil keine Hauptsätze, sondern von cum abhängig sind, der einzige Hauptsatz dagegen die Geleitszusage für diejenigen lombardischen Unterhändler enthält, denen Heinrichs Gesandte Geleitszusage geben würden, d. h. mit andern Worten der cum-Satz ist die einleitende Zusammenfassung des in einem andern Papiere Enthaltenen, der vorliegende Brief aber, abgefasst formell als Geleitsbrief, jedoch als hypothetisch gültiger, nämlich für den Fall, dass H.'s Gesandte Geleitszusage geben wollen, ist faktisch dadurch eine Spezialvollmacht für H.'s Gesandte, Geleit zu versprechen. Letztere Machtbefugnis, die Gesandten sonst nicht erteilt zu werden pflegte und in der Bevollmächtigung der Gesandten Heinrichs deshalb (oder der Sicherheit halber, aus politischer Vorsicht) nicht erwähnt war, bedurfte daher einer besonderen Erteilung, die in dieser singulären Weise — einer möglichst unauffälligen — gegeben ward.

Das Regest hätte demnach etwa zu lauten: „Heinrich (VII.) schreibt den [cet.] und erteilt den (im vorigen Regest) vorgenannten Machtboten Spezialvollmacht, in seinem und des Reiches Namen Geleit zu geben.“

Es bleibt daher nur eine Kredenz übrig, diese ist in aller Form abgefasst.¹⁾ Das dritte Dokument verlautet:²⁾ „Dilectos fideles nostros [Namen] nuncios in legatione nostra universitati vestre duximus transmittendos, dantes eis auctoritatem et plenariam potestatem tractandi, ordinandi, promittendi cet., ratum et firmum habituri, quicquid cet.“ Das ist ein Mandat, nach der älteren Weise.

Fragen wir nun, wozu Heinrich seinen Gesandten ausser dem Mandat noch eine Kredenz mitgegeben habe, so liegt die Erklärung offenbar in dem encyklischen Charakter der Gesandtschaft, die bald als Botschaft, bald als Machtbotschaft aufzutreten hatte, demnach, statt überall unstatthafter Weise

¹⁾ MG, LL. II, 306. — ²⁾ Winckelmann, a. a. O. I, N. 470.

ihr Mandat vorzuweisen, neben diesem einfach noch eine Kredenz erhielt (vgl. u. beim Verfahren). —

Die neuen Ausdrücke und Wendungen verbreiteten sich rasch. In einem Mandatsbriefe des Erzbischofs von Mainz an den Papst 1237 heisst es:¹⁾ „Ecce quod ad Curiam sanctitatis vestre mittimus latorem presencium [N.] — Procuratorem nostrum constituimus, ad agendum cet. jurandum — et ad omnia facienda cet. Damus et ei potestatem, alium procuratorem constituere. Item ordinamus et eundem procuratorem ad cet. Item ad impetrandum cet. ratum habentes et firmum, quicquid cet.“ Man sieht, die neue Weise wird angewendet, aber die Termini gehen noch etwas bunt durcheinander.

Wenn die sich anschliessenden Zeiten Fortschritte in der Entwicklung des Mandats von der Art, wie wir sie erwarten müssten, nicht bringen, so fehlt es doch in ihnen nicht an terminalen und phraseologischen Bereicherungen. Unter Rudolf von Habsburg tritt eine neue Klausel hinein, wiederum juristischen Ursprungs. Der König sendet 1274 seine fünf Machtboten an den Papst mit folgendem Schreiben:²⁾ „Mitto — [Namen] — meos nuntios, ac ipsos meos constituo procuratores, dans eis et unicuique ipsorum in solidum, ita quod non sit occupantis melior conditio, speciale mandatum et plenam ac liberam potestatem cet. ratum me promittens habiturum cet. In cuius rei testimonium presentem procuracionem fieri cet.“ Zu betrachten ist zunächst das „unicuique ipsorum in solidum,“ „jedem von ihnen solidarisch“. Dies kann wohl hier nur so zu verstehen sein, dass jeder der Gesandten in gleicher Weise wie die übrigen die Befugnis hat, aber eben nur als Glied des ganzen Corps, d. h. eigentlich hat also nur das ganze Corps die Befugnis, aber jedes Mitglied kann sie auch allein üben, sofern es als Vertreter des Corps, in Übereinstimmung mit den übrigen Gliedern handelt. Dies wird erläutert durch das folgende „ita quod non sit occupantis melior conditio;“ hierzu ist eine Digestenstelle zu vergleichen:³⁾ „si — adhuc in suspenso est prius iudicium de peculio et ex posteriore iudicio res iudicaretur, nullo modo debet prioris iudicii

¹⁾ Schunck, Cod. dipl. a. a. 1237. — ²⁾ Dönniges, Act. Heinr. VII. II, 250. — ³⁾ L. 10 Digest. de pecul. l. 15, 1.

ratio haberi in posteriore condemnatione, quia in actione de peculio occupantis melior est conditio, occupare autem videtur non qui prior litem contestatus est, sed qui prior ad sententiam iudicis pervenit.“ Ist dem Haussohne ein besondres Vermögen (peculium) zu selbständiger Bewirtschaftung übertragen, so können, wenn er, selbst ohne eignes Vermögen, Schulden macht, seine Gläubiger sich an das peculium halten; sind es mehrere, und der eine klagt später ein, als ein zweiter, erlangt aber, während dessen Prozess noch schwebt, sein Urteil, so hat der Richter bei diesem auf den etwaigen Ausgang des andern, noch schwebenden Prozesses keine Rücksicht zu nehmen, denn beim Peculienprozess hat das Vorrecht (melior conditio) der occupans, dies aber ist derjenige, der zuerst sein Urteil erlangt. Für unsern Fall, bei welchem die Digestenstelle offenbar als Quelle gedient hat, ist der Sinn wenigstens ein ähnlicher; im Mandat kann die Klausel nur bedeuten, dass, wenn etwa einer der Gesandten eher als die andern zu einem Übereinkommen, einer Abmachung, bezw. überhaupt zur Unterhandlung (vgl. u.) gelangt, er darum noch nicht befugt ist, darauf abzuschliessen, sondern dies darf er eben nur, wenn er Chargé des ganzen Corps ist; er hat die Vollmacht so gut wie die andern, aber nur ebensogut, Abschluss kann nur solidarisch erfolgen. Die Klausel bezweckt also die Begrenzung der Befugnis des Einzelnen zu Gunsten des Corps als solchen, sie hindert jedes Mitglied, willkürlich über die Köpfe der andern hinweg zu agieren. — ¹⁾

Mehr und mehr schwillt allmählich der Terminal- und Phrasenschatz des Mandats an. Die Bezeichnungen für die Gesandten, wie die für die im Mandat erteilte Bevollmächtigung werden immer mehr im Context gehäuft. Schon unter Adolf von Nassau haben wir abermals neue Ausdrücke. Z. B. heisst es in einem Mandatsbriefe an den Papst:²⁾ „facio, constituo et ordino — — nuncium meum cet. verum et legitimum procuratorem, actorem et nuncium specialem ad cet.

¹⁾ Ein dem angezogenen ganz ähnliches Mandat Baronius, ann. eccles. 1278, § 45. Andre Mandate derselben Periode: in Briefform z. B. Schunck l. c. N. XIV, in Urkundenform ib. NN. XV, XVI (nach ders. Vorlage wie XIV), XXVI. — ²⁾ Inseriert in Hormayr, Gesch. Tirols I, 2, N. 244.

Dans et concedens eidem liberam potestatem et speciale mandatum cet. Promittens me et fratres meos — ratum, gratum et firmum — habituros cet.“ Die pleonastische Trias ratum, gratum, firmum wird bald besonders beliebt.

Aus der Regierung Albrechts I. ist ein besonderer Fall zu verzeichnen. 1302 wird eine fünfgliedrige Gesandtschaft an den Papst geschickt; sie erhält: 1. eine schriftliche Excusatio des Königs; 2. eine Kredenz¹⁾; 3. 2 Mandate²⁾. Die Mitgabe der letzteren 3 Dokumente hat folgende Gründe: Die Gesandtschaft hat eine zweifache Aufgabe; sie soll a) entschuldigen, b) versprechen und abschliessen. Diese Befugnisse sind nicht beide allen Gesandten erteilt; dies ist nur mit b der Fall, während a nur 3 Gesandten übergeben ist. Diese Drei legen vor dem Papste die mitgegebene schriftliche Excusatio des Königs nieder, rechtfertigen diesen mündlich und beschwören die Beweisgründe der Rechtfertigung. Dieser im Namen des Absenders zu leistende Eid unterscheidet ihre Aufgabe von einer blossen Botschaft; es ist ein Mandat dazu erforderlich. Alle 5 Gesandten im Verein sodann bringen die positiven Vorschläge des Königs vor und die Verhandlungen darüber zum endgiltigen Abschluss. Dazu bedürfen sie ebenfalls eines Mandats. Es liegt auf der Hand, dass dieses Mandat und jenes Mandat sich nicht vereinigen lassen; die Gesandten mussten also 2 Mandate erhalten. Blieb es bei diesen, so war nach damaliger Anschauung dies eine doppelte — es waren zwei Gesandtschaften. Sie bedurften zweier Antrittsaudienzen, zweier Abschiedsaudienzen, kurz, das ganze Ceremoniell musste zweimal durchgemacht werden. Dies war zu vermeiden; schon der Langwierigkeit wegen; es musste das Personal als ein Corps durch irgend etwas vorgestellt sein. Dazu diente die Kredenz. Durch sie war die Einheit der Gesandtschaft dokumentiert, auch zwischen ihren Aufgaben eine gewisse Verbindung hergestellt. Wenn damals reine Plenipotenzen existiert hätten, so wären dem Corps ausser der Kredenz einfach zwei solche mitgegeben worden; da man sie nicht kannte, musste man sich mit zwei Mandaten behelfen, in denen nun beide Male mithin die kredentiellen Bestandteile nutzlos nebenher

¹⁾ Diplom. Alb. S. 283, 44. — ²⁾ Ib. 45 und Kopp, Gesch. d. eidg. B., 3₁, 33.

schleppten. Man verstand es nicht besser. Das ist, wie ich glaube, ganz klar. Kopp ¹⁾ hat diesen Zusammenhang, der rein formal ist, nicht wohl erkennen können.

Eine neue Bereicherung erhält das Mandat unter Heinrich VII., aber nur vorübergehend, ad hoc. Der König mandatiert 1309 eine siebengliedrige Gesandtschaft an den Papst. ²⁾ Die bekannten Ausdrücke sind grösstenteils vorhanden: in der Ratifikationsklausel tritt etwas hinzu: „quicquid in praemissis aut circa praemissa per dictos Nuncios et procuratores nostros omnes, vel maiorem partem eorum, qui praesentes fuerint, expositum cet.“

Die Phrase omnes — fuerint ist der Vorsicht halber angewendet. Es konnte leicht passieren, dass dieses oder jenes Corpsglied durch irgend ein unvorhergesehenes Ereignis an der Innehaltung des Abreisetermins verhindert wurde, oder unterwegs erkrankte, oder gar starb — es war dann damit sogleich die ganze Gesandtschaft, bzw. die Giltigkeit ihres Negotiationspapiers in Frage gestellt. Darum war es wünschenswert, von vornherein die Gesandtschaft vor solchen Zwischenfällen zu schützen. Eigentlich gehörte zu der Klausel noch ein aliis nequeuntibus interesse, welches recht deutlich ihren Zweck bezeichnet. ³⁾ Man darf also aus ihr nicht für alle ähnlichen Fälle schliessen wollen, dass in der That nur ein Teil der mit Namen aufgeführten Gesandtschafts-Mitglieder abgegangen, die andern nur des Pompes halber verzeichnet worden seien. In unserem Falle redet z. B. der Papst in seinem Endbescheide ⁴⁾ alle sieben mit Namen an, mithin müssen alle wirklich abgegangen sein. Aber allerdings scheint zuweilen eine nur formelle Aufführung von Gesandten zu genanntem Zwecke stattgefunden zu haben. So wenigstens französischerseits vielleicht 1308 bei den französisch-deutschen Verhandlungen über die Königswahl. ⁵⁾ Durch entsprechende Entschuldigungen war dann vermutlich für die Sicherstellung der Mandatsgiltigkeit gesorgt.

Über encyklische Machtbotschaften Heinrichs VII. wird beim Verfahren gesprochen werden.

¹⁾ L. c. 3₂, S. 124, N. 1. — ²⁾ Olenschlager, Staatsgesch. IX A. — ³⁾ Kopp l. c. 3₁, 33. — ⁴⁾ Olenschlager l. c. IX C. — ⁵⁾ Vgl. Thomas, Zur Königswahl H.'s v. Luxemb. SS. 12. 19.

Mit Ludwigs des Baiern Regierung kommt auch beim Mandat, wenn auch nicht gleich so häufig wie bei der Kredenz, die deutsche Sprache in Gebrauch. Wie bei der Kredenz erhält sich die lateinische für alle wichtigeren und feierlicheren Anlässe. Aber zur Bequemlichkeit der Gesandten wurde ihnen damals, wohl meistens, neben dem lateinischen Originale wenigstens eine deutsche Übersetzung mitgegeben. Hier kehrt fürs Erste der ganze Ballast von Terminis und Klauseln möglichst getreu verdeutscht wieder, wobei zuweilen die heimatliche Zunge sich noch unbeholfen geberdet und durch allgemeine Umschreibung dem Mangel präziser Interpretation abzuhelfen sucht. Z. B. lautet die deutsche Fassung eines Mandats von 1336 ¹⁾: „Wir lazzen iwr heilikeit wizen — daz wir di durchluechtigen Manne — di vnser lieb vnd getrew heimlicher sint, von der besichticheit vnd trew, di wir an in wizen, gemacht, bestaett vnd gesetzt haben vnd machen, bestaetten vnd orden si ouch mit disem gagenwertigen brief, als wir von recht allerbest kunnen vnd muegen, zu vnsern gewizzen procuraturen vnd versprechern vnd besundern boten oder wie sie anders bas benennet vnd gehaizzen muegen werden — vnd geben vnd verleihen in baiden vnuerschaidenlichen vnd ir ieglichem besunder mit disem brief vollen vnd freyen gewalt vnd ouch besunder haizze und macht an vnserer stat vnd in vnserm namen also, ob ainer an den andern icht an huebe in der vorgeschriben sache, der sol da von nicht alein gewalt haben, vnd swann der ander dar zuo kumt, so muegen si baide oder ir aintwederer di sache enden —. Cet. „daz wir all vnd ieglich sache, di vorgeschriben sint, di vnser procuratores tuont oder ordent, stet, gantz vnd vnzerbrochen behalten sullen cet.“ Da haben wir auch die Digestenklausel in schönster Erläuterung. Welchen Einfluss der Mangel an deutscher Termino- und Phraseologie weiterhin auf die Mandatsform ausgeübt hat, wird sich nachher zeigen.

Vorerst aber haben wir einen Punkt zu erledigen, der der Erledigung noch bedarf und sie nur von unserm Standpunkte aus (fast) völlig gewinnen kann: ich meine, zum la-

¹⁾ Bei Riezler, Die literar. Widersacher d. Päpste, S. 312 ff.

teinischen Mandat zurückkehrend, die Frage nach dem Charakter der Negotiationspapiere, welche für die bekannten Unterhandlungen Ludwigs IV. mit der Kurie in Betracht kommen. Diese Frage interessiert uns umsomehr, als uns bei ihr auch eine besondere Behandlung der (lat.) Mandate entgegentritt, und zugleich die hier neben den Mandaten angenommenen Kredenzen hinfällig werden.

Ich gedenke nicht, in Abschweifung vom Thema, die bisherigen Ansichten über die Akten der Verhandlungen Ludwigs hier noch einmal zu betrachten und zu kritisieren, das hat im Wesentlichen schon Rohrmann¹⁾ gethan. Aber was auch bei und nach ihm von Falschem geblieben ist, das kann hier, von unserm neuen Standpunkte aus, und das muss, soweit es uns angeht, erledigt werden.

Bei der Gesandtschaft vom Herbst 1331 ist noch alles beim Alten. Die Machtboten erhalten wie bisher ein Mandat (und die Instruktion), daneben ein Sendschreiben. Das Mandat, welches ich nicht unterlassen will anzuziehen, lautet nach den nötigen Einleitungen²⁾: „Et idcirco discretos viros [Namen] nostros dilectos — De quorum etiam industria et fide — indubitam gerimus confidentiam, presentes et mandatum nostrum sponte in se recipientes, ad eundem — patrem nostrum Dominum Johannem — duximus destinandos [alte Reminiscenz], quos nostros fecimus et presentibus facimus Procuratores, negociorum gestores et nuntios speciales. [|] Dantes eis plenam et liberam administrationem et potestatem, et cuilibet eorum in solidum ita quod non sit melior conditio occupantis — de cet. Promittentes quod gratum, ratum et firmum habebimus in perpetuum, quicquid cet.“

Nicht anders verhält es sich auch noch im April 1335. Das Mandat, nur im Regest erhalten,³⁾ weist die bezeichnenden Termini constituere und potestas auf. Ausserdem hatte auch diese Gesandtschaft ein Sendschreiben. Die Instruktion ist verloren.

1) Die Procuratorien Ludw. d. B. — 2) Gewold, a. a. O. 124 f. Von Rohrmann (S. 8) (wie meist die Mandate) Beglaubigung genannt. — 3) Muratori, Antiquitat. Italic. VI 190 VIID.

Der Papst schreibt Ludwig, das Mandat habe nicht genügt.¹⁾

Darauf erhält das im August desselben Jahres abgehende Corps (neben der wiederum verlorenen Instruktion und einem Sendschreiben) zwei Mandate: das eine mit kirchlich-disciplinarischem, das andere mit politischem Inhalt. Wir haben sie nur in Regesten, deren Termini Bekanntes bieten.

Hier nun beginnt das Labyrinth neuerer Irrungen. Muratori, *Antiquit.* VI, 189 IX giebt unter A und B 3 Regeste, die sämtlich *procuratoria* heissen; was nur sagt, dass alle 3 Dokumente den Gesandten mitgegeben wurden; denn diesen erweiterten Gebrauch hat damals (vergl. u.) der Name *procuratorium* bekommen.²⁾ Die Regesten lauten nun folgendermassen. Die bisher so genannte „Beglaubigung“ oder „Spezialkredenz“ unter B: „*Procuratorium in quo constituit certos procuratores ad confitendum quosdam articulos in quodam quaterno contentos, in quibus contra Papam et Ecclesiam R. deliquerat, et super illis tractandum et concordandum cum Papa et Collegio Cardinalium, eorum voluntati se volens conformare.*“ Wir erkennen das richtige Mandat, mit abschliessenden Bestimmungen. Rohrman hat „in quo constituit“ fett gedruckt, wohl als besonderes Kredenzindicium; uns ist constituere als Beglaubigungsindicium freilich wohlbekannt, aber nur im Mandate, nicht in der Kredenz. Da nun, was die Gesandten zu traktieren und konkordieren haben, und was auf dem quodam quaterno verzeichnet war, solche articuli waren, in quibus contra Papam et Ecclesiam R. deliquerat, so haben wir hier das Regest des disciplinarischen Mandats. Das bisher als solches bezeichnete Regest, bei Muratori unter A, Rohrmanns Nr. 2,³⁾ ist also irrig dafür gehalten worden.

Rohrmanns Nr. 3 dagegen, bei Muratori ebenda, ist unzweifelhaft in der That, wie man geglaubt hat, das Regest des politischen Mandats. „*Procuratorium Ludovici de Bavaria dantis potestatem Comiti Ludovico juniore et seniori et complicibus suis super perficiendis et confirmandis qui-*

1) Raynald 1335, 4. Vgl. hierzu Rohrman 8, 6. — 2) Rohrman setzt wiederholt Vollmacht = *procuratorium*; dasselbe nennt er aber dann auch Kreditivschreiben; während er 29, 1 richtig sagt, alle auf die Prokuratoren bezüglichen Aktenstücke seien so genannt worden. — 3) S. 9.

busdam articulis, ut dicitur, concordatis inter dictos Comites et . . . Papam.“ — Was ist nun jene ihres Anspruches beraubte Nr. 2? Sie lautet: „Aliud procuratorium dicti Bavari missum Domino Benedicto P. XII. continens plures articulos, in quibus contra Johannem P. XXII. et Ecclesiam R. fuit confessus se deliquisse et errasse ore et opere, non tamen corde. De quibus tam per se quam Procuratores infrascriptos petens veniam, obtulit se obtentu poenitentiae et praemii facere passagium ultramarinum.“

In diesem Document standen also gewisse articuli, in quibus contra Papam et Ecclesiam R. deliquerat; unmittelbar vorher, in Nr. 1, haben wir mit denselben Worten gelesen, solche Artikel seien enthalten (contentos — continens) gewesen in quodam quaterno. Es leuchtet zur Evidenz ein, dass Nr. 2 nichts anderes ist, als das Regest eben des quaternus. Rohrmann¹⁾ erklärt das für unmöglich, da auf dem quaternus nur gewisse Artikel verzeichnet gewesen, über die [super illis] Geständnisse u. s. w. zu machen die Gesandten ermächtigt wurden, nicht der materielle Inhalt dieser Geständnisse. Rohrmann übersieht: die articuli waren solche, in quibus contra Papam et Ecclesiam R. deliquerat; das waren also Bekenntnisse kirchlicher Delicta (wie denn Nr. 2 genauer sagt: in quibus fuit confessus se deliquisse). Diese Bekenntnisse, deren Angabe notwendig eben ihre Inhaltsangabe war, waren unter allen Umständen zu machen, das war Auftrag der Gesandten, das Verhandeln kam erst nachher (ad confitendum et super illis tractandum); über gemachte Bekenntnisse ist aber nichts zu verhandeln, nur über das der Busse halber zu Leistende; da es nun doch heisst: super illis, so beweist das, dass mit dem in quibus — deliquerat der Inhalt der articuli, bezw. des quaternus, nicht erschöpfend angegeben ist, dass vielmehr auch das, über was nur verhandelt werden konnte, mit darin enthalten war, nämlich die Bussanerbietungen; dass also nicht nur der materielle Inhalt der Geständnisse, sondern auch der der eventuellen Zugeständnisse auf dem quaternus verzeichnet war; und damit stimmt nun Nr. 2: „De quibus — ultramarinum. . . .“

¹⁾ S. 35.

In dem disciplinarischen Mandat war eben nichts enthalten, als die Mandatierung zur Behandlung und zum Abschluss über die disciplinarischen Artikel, diese selbst waren alle — Bekenntnis- und Bussartikel — gesondert auf dem quaternus untergebracht. Dieser war also nicht ein „Gerippe der spez. Vollmachten“¹⁾ — enthielt vielmehr nur disciplinarische Artikel — noch eines des disciplinarischen Mandats: sondern er war das zum Zwecke jederzeitiger, beliebig gründlicher, sicherer und bequemer Einsicht des Papstes gemachte schriftliche Verzeichnis 1. der confessiones delictorum, welche die Gesandten (unter allen Umständen) mündlich zu machen hatten, 2. der Sühne-Akte, welche im Hinblick auf jene Delicta Ludwig dem Papste anbot (wohlgemerkt anbot, damit waren diese noch nicht angenommen, konnten zurückgewiesen oder modifiziert werden, das Angebot war eben hypothetisch; die Worte eorum voluntati se volens conformare sind höfliche Phrase).

Rohrman notiert zu dem Worte *missum*: „Dieser leicht misszuverstehende Ausdruck ist durch Muratori verschuldet.“ *Missum*, übersandt, ist aber ganz an seinem Platze, da es sich um den von den Gesandten in Verbindung mit mündlicher confessio der darin enthaltenen Delicta zu überreichenden und wirklich übereichten²⁾ quaternus handelt.

Im März 1336 geht eine neue Gesandtschaft ab. Rohrman giebt als Erwähnung ihrer Kredenz (mit Fragezeichen) die Stelle bei Raynald³⁾ an: „*ipsi nuntii noviter exhibuerunt procuratoria, super quibus deliberandum erat cum fratribus.*“ Über eine Kredenz ist nicht zu verhandeln; auch von Mandaten ist nicht die Rede, wie das *exhibuerunt* zeigt, denn Mandate sind nicht vorweg ausgeliefert worden, wie im Verfahren gezeigt werden wird; es kann dies *procuratoria* gehen auf ein Sendschreiben und wieder einen quaternus; letzteres lässt sich, doch nicht mit Sicherheit, nach den Worten des *discipl. Regests confitendi — articulos, quibus deliquerat contra P. Johannem*“ mit Rohrman⁴⁾ annehmen; ebenso ist vielleicht ein Sendschreiben aufzustellen, dies mit grösserer Wahrscheinlichkeit:

1) Rohrman 36. — 2) Vgl. Raynald 1335, 7 sub fin.; Rohrman 35; und u. b. Verfahren. — 3) 1336, 29. — 4) 37.

am Ende des politischen Mandatsregests heisst es nämlich: „Et de confoederatione facienda cum rege Siciliae et pluribus aliis.“ Dies dürfte kaum zum Mandate gehört haben: es ist etwas den Papst nur indirekt Angehendes; dagegen ist es durchaus analog dem Inhalte des Sendschreibens bei der vorigen Gesandtschaft,¹⁾ wo von einem Bündnisse mit Frankreich gesprochen wird. Die päpstlichen Schreiber, welche das bei Muratori erhaltene Repertor verfassten, scheinen das Regest eines Sendbriefes irrig infolge seines politischen Inhalts dem politischen Mandatsregeste²⁾ angefügt zu haben. Es bedarf aber auch nur eines der beiden Stücke, des quaternus oder des Sendbriefes, um das procuratoria zu rechtfertigen; denn procuratorium ist zuweilen im Plural auch nur für ein Gesandtschaftsdokument gebraucht worden, sodass also die einzelnen Abschnitte oder Punkte darin procuratoria hiessen.³⁾

Zu der Gesandtschaft vom Oktober 1336 haben wir diesmal die Mandate überliefert.⁴⁾ Aus dem disciplinarischen führe ich an: „Noverit Sanctitas vestra — quod nos — per praesentes nostras literas facimus et constituimus, creamus et ordinamus — nostros veros — Procuratores, Ambasiatores, negotiorum gestores et Nuntios speciales — [] dantes et concedentes — eis e. c. e. i. s. i. q. n. s. m. c. o. — plenam, meram et liberam potestatem cet.“

Bei dieser Gesandtschaft sollen nun ausser den Mandaten zwei Kredenzen im Regest vorhanden sein:⁵⁾ eine für den Markgrafen von Jülich und Rupert von der Pfalz, die andere für die beiden Öttingen. Letzteres Regest lautet aber: „Aliud procuratorium Ludovici cet. super reconciliatione sua dans eisdem potestatem cet.“ ist also ein Mandatsregest, und zwar „confitendi crimina“ cet., folglich das Regest des eben angeführten disciplinarischen Mandats, aber nicht wie bei Bzovius für Jülich und Pfalz, sondern für die Öttingen lautend; d. h. das disciplinarische Mandat ist zweimal ausgestellt:

¹⁾ Pertz, Archiv. d. Ges. f. ält. deutsche Gesch.-Kunde IX, 452 das Reg. — ²⁾ Beide Mandatsregeste Muratori 190 VIII C. und E. — ³⁾ Vgl. Müller, Kampf L. d. B. II, 307, 9 und u. — ⁴⁾ Riezler l. c. 319—328. Bzovius, ann. eccl. 1336 IV; Rayn. 1336, 31—38. — ⁵⁾ Muratori 190 VIIIE. Vgl. Rohrmann 10. 39. 50.

einmal für die beiden Ludwige von Öttingen allein, deren Neukonstituierung, wie Müller¹⁾ mit Recht betont, durch ihre zwischenfällige Heimreise notwendig geworden war; dieses Mandat ist nur im erwähnten Reg. erhalten, bezw. bekannt; einmal für Jülich u. Pfalz allein (bei Bzovius), von welcher letzterer Fassung, trotz Rohrmanns Widerspruch,²⁾ das andere sog. Kredenzregest bei Muratori (*super facto antipapae*) das Regest ist. Auf den Unterschied des Datums (8. und 28. Okt.) kann man wenig geben bei den Papieren dieser (in Wahrheit mehrere umfassenden) Gesandtschaft, deren Daten verstreut vom 8. Oct. bis zum 3. Dez. laufen. Ich halte für falsch datiert das Muratorische disciplinarische Regest für Jülich und Pfalz und ebenda das politische Regest für dieselben: es ist zu bemerken, dass Muratori bei allen drei Regesten den 8. Oktober hat und den 28. überhaupt nicht, während Raynald den 28. giebt; Pertz, Archiv 9, 452 verzeichnet einen Sendbrief gleichfalls zum 28., Muratori dagegen kennt Sendbriefe nur zum 3. Dezember: es scheinen also bei ihm zuweilen die Daten über einen Kamm geschoren zu sein; setzen wir in den beiden genannten Muratorischen Regesten statt 8 — 28 so lässt sich die Datierung deuten: die beiden Öttingen, mandatirt disciplin. (und vermutlich auch politisch)³⁾ Okt. 8; Jülich und Pfalz mandatirt disciplin. und polit. Okt. 28; diese zugleich instruiert⁴⁾ und mit Sendbrief⁵⁾ versehen; Markwart v. Randeck u. a. Kleriker mandatirt 3. [Nov.? Dez.?⁶⁾] und (zugleich?) mit Sendbriefen versehen. Der Hergang ist dann: die Öttingen reisen, nicht mit Jülich und Pfalz nach Paris und von da nach Avignon,⁷⁾ sondern allein bald nach ihrer Mandatierung direkt nach Avignon; sie unterhandeln hier allein; nach Abwicklung der Pariser Geschäfte treffen Jülich und Pfalz in Avignon ein, vereinen sich mit Jenen und legen in ihrem Mandat die Versicherung vor, dass die vorher gepflogenen Unterhandlungen durch die Neukonstituierung des Corps nicht angefochten, vielmehr Jülich und Pfalz den beiden Öttingen nur aggregiert würden: „Non tamen per suprascriptam Constitutionem Procuratorum nostrorum

1) II, 275. — 2) S. 10, 1. — 3) Dies M. ist verloren, das bei Riezler erhaltene polit. ist nur für Jül. u. Pf., vgl. Müller II, 283 zu den Worten „ze gelicher weis“. — 4) Vgl. Rohrman (in den Akten) S. 11 und u. zu Riezler 328 B. — 5) Pertz l. c. — 6) Vgl. Pertz l. c. und Heinr. Diss. 26. — 7) Müller l. c. 277.

ac praesens Procuratorium, & potestatem ipsis Procuratoribus traditam, priora nostra Procuratoria sive aliquod ipsorum S. V. transmissa & ex parte nostri praesentata, & Procuratores nostros in eisdem conscriptos, aut aliquem ex eisdem revocare intendimus, vel aliquatenus immutare.“¹⁾ Ebenda: „& supradictos Procuratores nostros, prioribus nostris Procuratoribus unimus, adiungimus, & ex certa scientia aggregamus.“ Diese wenig beachtete Stelle erklärt sich kaum anders.²⁾ Im Nov. oder Dez. wird den beiden verbundenen Corps ein drittes (Markwart u. Gen.) nachgesendet, das bisher noch daheim zurückgehalten war.³⁾ In der folgenden Audienz treten alle drei vereinigt auf und reisen zusammen ab.

So sind auch diesmal die Kredenzphantome glücklich aus dem Wege geräumt. Die Instruktion, bzw. eine, ist vorhanden,⁴⁾ nämlich die für Jülich und Pfalz, wie aus dem Anfang hervorgeht, der die Instruktion der Öttingen (und „anderer boten“, wie es scheint Nebenglieder der Öttingenschen Gesandtschaft, denn Jülich und Pfalz können so nicht bezeichnet sein) schon

1) Bzovius S. 758. — 2) Dass das priora procuratoria, wo doch nur ein Mandat anzunehmen ist, an sich nichts Unerklärliches hat, s. o. S. 31, 3. Aber der Plural erklärt sich hier vielleicht noch anders. Transmissa = übersendet, und praesentata = vorgewiesen scheinen im Gegensatz zu stehen; das erstere deutet auf Überreichung durch die Gesandten, das zweite auf blosses Zeigen, bzw. Verlesenlassen; dann ist von den priora proc. das eine, das praes., das Mandat; das zweite, das transm., ein (verlorener?) Sendbrief. Allerdings steht presentare oft, wo doch Abgabe stattfindet; so heisst es Dönniges a. a. O. I, 155 von einem Sendbriefe: „presentavarunt — licteras clausas — que — Vicario consilio et Communi Mutine dirigebantur ut eius suprascriptio [„Adresse“] prenotabat“; und ein ander Mal (Rockinger, Drei Formelsammlungen a. d. Z. d. Karol. S. 235): „strenuam missum dirige, qui ipsam epistolam R. sub omni celeritate repraesentet“; aber auch da ist doch die Bedeutung immer die des „Präsentierens“, Vorweisens, man präsentiert ja auch, was man überreicht; es fehlt ferner da ein gegensätzlicher, bzw. unterschiedlicher Ausdruck; und man vgl. auch Dönniges II, 87: „presentavit ac etiam tradidit.“ Übrigens soll dies nur eine beiläufige Vermutung sein; wenn sie wegfiel, würde, wie andererseits für später zu bemerken, das transmissum nicht nötigen, Vorabgabe des Mandats anzunehmen; auch dies wird „übersendet“, aber seine Abgabe ist eben hypothetisch, vgl. u. b. Verfahren. — 3) Wodurch, s. Müller l. c. 277 f. — 4) Riezler l. c. 328 B.

voraussetzt und diese vorliegende jener ebenso aggregiert, wie Jül. und Pf. überhaupt den Öttingen aggregiert wurden. Daneben haben wir Regesten mehrerer Sendbriefe.

Zur letzten der grossen Ludovicischen Missionen, der von 1343/44, wünschte die Kurie¹⁾ eine neue Art Verfahren angewendet zu sehen. Das blosse Verlesen der Mandate²⁾ schützte nicht vor einem Rückzuge der Gesandten; abgeschlossen war nichts und der Absender zu nichts verpflichtet, solange die Mandate nicht dem Adressaten übergeben waren. Daher forderte der Papst jetzt Auslieferung der Mandate vorweg. In diesem Falle wäre Ludwig vor jeder Unterhandlung gebunden gewesen, alles Weitere waren dann eigentlich nur noch Bitten um Gnadenakte der Kurie (vgl. u. b. V.). Der Kaiser wich dem geschickt aus durch die Verschiebung der bekannten zwei Notariatsinstrumente,³⁾ wie man sie zu bezeichnen pflegt; diese wurden nach Art der Mandate verlesen, die Gesandten erklärten,⁴⁾ sie hätten ausserdem — unter anderem — bei sich plenam et liberam potestatem et speciale mandatum, prout ex forma dicti „procuratorii“, d. h. das Mandat, welches inhaltlich dem Instrument entspreche —; und Ludwig, unterstützt durch die Doppeldeutigkeit von procuratorium, war dahin gelangt, unterhandeln zu können, ohne das einzige bindende Dokument, das Mandat selbst, aus den Händen der Gesandten zu lassen. — Diesmal, wo also auch nicht einmal Mandatsverlesung stattzufinden brauchte, hatte Ludwig es nicht für nötig befunden, die disciplinarischen und die politischen Punkte in zwei gesonderten Papieren zu behandeln, die Gesandten erhielten, wie früher immer, nur ein Mandat. Wenn der Kaiser gleichwohl in dem Instrument von Contenta Primi und Secundi procuratorii spricht, so ist das nur für den Papst, der nicht denken soll, dass irgend etwas fehle, sei es auch nur an der Form, zumal gerade jenes letzte Mal, wo das Corps nur ein Mandat gehabt hatte, dieses von der Kurie als nicht genügend bezeichnet worden war. Diese Unterscheidung zweier Mandate, wie sie im Instrument gemacht wird, ist also eine Vorspiegelung. In dem

1) Vgl. Rohrmann 51 ff. — 2) Darüber u. b. Verfahren. — 3) Gewold a. a. O. 181 ff. — 4) Vgl. das Protokoll Baluze, Miscellan. ed. Mansi, II, 284.

Mandate heisst es¹⁾: „— N. N. — presentes cet. — fecimus, ordinavimus et constituimus, ac per pres. nostr. lit. facimus constituimus creamus et ordinamus — nostros veros, certos et legitimos procuratores, ambassiatores, negociorum gestores et nuncios speciales — — [] dantes et concedentes in his scriptis eis omnibus — Ita q. n. s. m. c. occupantium, plen. mer. et lib. pot., auctoritatem et spec. mand. — — Confitendi cet. omnia et singula, que in premissis et circa premissa — — oblata — supplicata, concessa — iurata cet. erunt —, pro actis, firmis et gratis perpetuo habebimus cet.“

Rohrmann darf also nicht vermuten, dass die Kredenz im päpstlichen Archive liege;²⁾ es giebt keine. Die Akten der Gesandtschaft sind:

- 1) Mandat. Gewold, 173—180.
- 2) Notariatsinstrument, singulär. Ib. 181—207. Übrigens scheint es doch nach dem Protokoll, dass man nicht von zwei Instrumenten (und ausserdem von einer Zusammenstellung der Eide) sprechen kann, sondern dass beide, zusamt dem einem jeden zur Bequemlichkeit nachgesetzten Eidesverzeichnis, als ein Ganzes, als ein „Procuratorium“ angesehen wurden.
- 3) Instruktion. Riezler 332 f. D.
- 4) 2 Sendschreiben. Raynald 1344, 10—11.

Mit dem Ende der Ludovicischen Streitepoche verschwindet auch wieder die Doppelmandatierung. Dergleichen Neuerungen sind aus bestimmten Anlässen künstlich geschaffen; bei ähnlichen können sie natürlich auch wiederkehren. So erhält 1346 Karls IV. Gesandtschaft an den Papst zwei Mandate, wegen doppeltem Inhalt ihrer Aufträge.³⁾ Politische Gründe veranlassen eine Doppelmandatierung seitens Wenzels 1376,⁴⁾ die näher zu betrachten hier abseits führen würde. Für gewöhnlich aber wird wieder wie früher nur ein Mandat erteilt. An der lat. Mandatsform ändert sich bis Ende des Mittelalters nichts mehr. Für sich anzusehen ist die Behandlung der Mandate durch Ruprecht. Dieser König hat bei seinen Missionen an

¹⁾ Gewold 173 ff. — ²⁾ S. 44, Note 2. — ³⁾ Muratori 6, 99 (Reg.); Theiner, Cod. dom. temp. s. sed. II, 172 ff. — ⁴⁾ RTA I, NN. 77, 78.

die Kurie das Bestreben, die einzelnen Teile der Bevollmächtigung schärfer zu sondern, die diplomatische Aktion mehr zu gliedern, als dies bisher der Fall war. Er geht darin so weit, dass er jeden einzelnen zu leistenden Eid, die Abgabe jedes einzelnen, ihn verpflichtenden Dokumentes als einen für sich rechnenden Vorgang ansieht, der einer Spezialvollmacht bedarf. Nichts lag da näher, als das Corps durch eine Kredenz einzuführen und ihm für die Einzelhandlungen reine Plenipotenzen zu geben. Das fällt aber auch Ruprecht nicht ein: eine Kredenz erhalten die Gesandten nun allerdings, daneben aber eine Reihe von Mandaten. In diesen schleppt also der jedesmalige Kredenzteil als Formel-petrefakt nebenher; ebenso nutzlos ist die stete Wiederholung der sämtlichen Termini und Klauseln. Es ist nicht nur ermüdend, sondern auch lächerlich, die Papiere eines solchen Corps (vom formalen Standpunkt) zu überblicken. 1402 erhalten der Graf von Falkenstein und Nikolaus Buman als Gesandte an den Papst: I. eine Kredenz;¹⁾ II. 6 Mandate. Und zwar: 1. betreffend die Approbation R.'s und die Zusage der Kaiserkrone für ihn;²⁾ 2. betr. Abschliessung von Bündnisverträgen;³⁾ 3. betr. Überreichung einer schriftl. Versicherung und eines schriftl. Versprechens;⁴⁾ 4. betr. Üb. eines andern politischen Versprechens;⁵⁾ 5. betr. Überreichung desselben Versprechens in andrer Formulierung;⁶⁾ 6. betr. Üb. desselben in dritter Formulierung.⁷⁾ Alle diese Mandate enthalten sämtliche Formeln; welcher Verlust an Zeit und Mühe! Dabei ist die Sechs noch nicht die höchste Zahl von Mandaten, welche unter Ruprecht vorkommt; es erscheinen auch neun.⁸⁾ Die

¹⁾ RTA. IV, S. 61, N. 48: „— remittimus ad — sanctitatem v. [Namen] de nostra intentione plenarie expeditos, quibus — injunximus quedam v. s. oretenus explicanda. Quocirca supplicamus — quatenus eisdem in dicendis fidem dignemini credulam adhibere cet.“ — ²⁾ Ib. N. 51: „— innotescere cupimus, — quod, de — legalitate — plenam — fiduciam obtinentes, fec. const. et ord, fac. const. et ord. omnibus via modo jure causa et forma cet. nostr. ver., legit. et indub. proc. syndicos negoc. gest. et nunc. spec. [NN.] — et quemlibet eor. i. s., i. q. n. s. m. c. o., ad cet. — rat. gr. et f. perp. habituri, quicquid cet.“ — ³⁾ N. 52. Bis hierher ist die Mehrmandatierung in der bisher. Etikette begründet, aber weiter nicht. — ⁴⁾ Und nb. Eidesleistung dafür, wie bei allen folgenden. — N. 53. — ⁵⁾ NN. 56. 57. — ⁶⁾ NN. 58. 59. — ⁷⁾ 60. 61. — ⁸⁾ März 1403; l. c. S. 96 ff.

einfachste Art, eine Kredenz und ein Mandat, findet sich bei diesen Sendungen einmal, 1401.¹⁾

Das deutsche Mandat bietet unter Karl IV. manches Beachtenswerte. Es sei ein Beispiel angezogen²⁾: „Wir Karl cet. Bekennen und tun kund öffentlich mit disem brieve allen — daz wir durch sunderliche trewe und vornunft, der wir uns zu den Edeln [NN.] — gantzlichen vorsehen, yn gantze und volle macht gegeben haben und geben ouch mit kraft ditz brieves cet. — und was sie — ubereinkommen, daz wollen wir gantze, stete und vnverrukte halten cet.“

Hier ist der kredentielle Teil nur mehr durch die Worte „durch — vorsehen“ vertreten, also eigentlich ganz beiseit gethan. Es fehlen ferner die Bezeichnungen der Gesandten; das Ganze ist verkürzt; doch besteht die Ratifikationsklausel. Für eine Anzahl der lat. Ausdrücke mangelte es eben an präzisen deutschen Übersetzungen, und man empfand auch im Deutschen notwendig mehr die Pleonasmen. Der Gebrauch der deutschen Sprache bewirkte also eine wesentliche Vereinfachung der Mandatsform, zugleich eine starke Annäherung an die Form der reinen Plenipotenz.

In erhöhtem Masse findet Beseitigung von Überflüssigem statt, freilich im Grunde auch Beseitigung von etwas mehr, beim Mandat der Städte. Es wird hier aller Formelballast über Bord geworfen, zugleich der formale Unterschied zwischen Mandat und reiner Plenipotenz vollständig aufgehoben. Aber gleichwohl erhalten nun die Gesandten nicht daneben eine Kredenz, wie sie zur Einführung der Gesandtschaft dienlich gewesen wäre, sondern zu dieser Einführung dient auch ferner die Vollmacht selbst; man kann nur sagen, die Städte haben dem Mandat die Form der Vollmacht gegeben, diese aber als Mandat gebraucht. Mithin war die Beseitigung des Kredenzteiles eigentlich nicht zweckentsprechend.

Ein Beispiel für viele sei das Mandat — oder die „Vollmacht“ — der Stadt Schweinfurt für vier Gesandte, die zum Ulmer Tage 1385 gehen.³⁾

1) NN. 17. 20. — 2) Sattler, Gesch. d. Herzogt. Württemberg unter d. Graven, II. Beylage N. 146. — 3) RTA I, S. 510, N. 282.

„Wir dye burger und der rat der stat zu Sweinfurt bekennen und tûn kunt offentlichen mit dysem brieffe —: daz wir mit fureintem und wolbedahtem mûte geben und geben haben gancze, volle maht und kraft fur uns und fur alle under mitburger — dyesen viern unders rates, dy hernach geschriben sten [NN.], daz sye — eintreten und kumen mugen und sullen zu dem bund cet.“

Ähnlich dem städtischen Mandat ist in der Form das deutsche bei Ruprecht, nur enthält es noch die Ratifikationsklausel;¹⁾ andre deutsche Königsmandate dagegen sind noch später mit der alten Klausellast beladen.²⁾ Aber auch die Städte haben unter Umständen breitere Wege eingeschlagen, wenn sie vornehm reden wollten. Z. B. heisst es im Mandat der Stadt Goslar an den König 1446:³⁾ „— so senden wir an dieselb ewr kûniglich milde — dise gegenwurtige [NN.] unser syndicos procuratores und hertz zu unsere sunderliche boten und behebe in in samentherhand und ir iglichn besunder — volle macht gegeben cet.“ —

Namen des Mandatsdokumentes finden sich in den ältesten Zeiten so wenig wie für die Kredenz: auch jenes heisst nur *litterae*, *litt. praesentes*, *epistola*, ein Mal begegnet *auctoritas*.⁴⁾ Dann tauchen zunächst präzise Benennungen der Machtbefugnis auf: schon in einer Markulfischen Formel⁵⁾ *libera potestas*, unter Ludwig dem Frommen einmal (bei *missis dom.*) *procuratio*;⁶⁾ unter Heinrich II. *licentia* (s. o.), unter Heinrich IV. wieder *auctoritas* (doch hier eben nur für die Befugnis; 1096: „*cum scriptis vestrae auctoritatis*“⁷⁾), unter Friedrich I. *plena potestas* (1183, s. o.); einzeln auch *facultas*.⁸⁾ Schon vor den letztgenannten Bezeichnungen erscheint ein Name für das Mandat selbst: *parabola*; zuerst unter Heinrich V. 1119, bei päpstlichen Gesandten, aber in der Erzählung eines Deutschen,⁹⁾ dann wieder unter Friedrich I.¹⁰⁾

1) Vgl. RTA IV, N.216. — 2) Vgl. zu Sigmund 1421 ib. VIII, N. 74. — 3) Chmel, Regest. Anh. N. 61. — 4) „*Praesenti auctoritate*“, Var. VIII, 26. — 5) I, 20. S. o. — 6) *Commemoratio* 825 (MG. LL. II, Cap. reg. Francor. 1, 308 f.) § 3. — 7) Cod. Ud. Nr. 34, S. 66. — 8) Böhmer, Act. imp. N. 232. — 9) Hesso, über die damaligen Verhandlungen, Cod. Ud. N. 199, 353 ff. — 10) Vgl. die Eidesformel im Protokoll von 1183, s. o.; und Duncange 6, 155 a. v.

und Heinrich VI. (s. o.). Diese Bezeichnung ist wohl italienischen Ursprunges und bald wieder verschwunden. Für die Machtbefugnis findet sich weiter unter Philipp v. Schwaben: *plenitudo potestatis et auctoritas* (s. o.); seit Friedrich II. neben *plena et libera potestas* (1232, s. o.), *auctoritas et plenaria potestas* (H. (VII) 1234, s. o.) u. ä. nun auch vorzugsweise *mandatum* (1232, s. o.), das einzeln auch schon früher vorkommt.¹⁾ Mit diesem letzteren Namen aber wird seit Friedrich II. ebenso wie einzeln mit *procuratio*²⁾ in unzweideutiger Weise auch schon das Papier gemeint, und zwar in der Verbindung *speciale mandatum*.³⁾ Dieser Ausdruck, so sehr er alsbald üblich wird, hat jedoch nie ganz ausschliesslich als Name des Papieres gedient, noch viel später wendet man ihn öfters auch auf dessen Inhalt an und unterscheidet davon das Papier; so heisst es unter Heinrich VII. (1310)⁴⁾; „*habentes — speciale mandatum ad infra-scripta omnia — prout constat per quoddam publicum instrumentum*“; dies letztere wird nachher, mit italienischer Ausdrucksweise, noch allgemein als „*instrumentum syndicatus*“ („Gesandtschaftspapier“) erwähnt. Dagegen erscheint *procuratio* fast ausschliesslich als Name des Mandats,⁵⁾ ist aber nicht häufig und später teils ausser Gebrauch, teils von andrer Bedeutung.⁶⁾ An seine Stelle tritt seit Adolf von Nassau *procuratorium*.⁷⁾ Dieser Name wird fortan neben *mandatum*, ja zeitweise fast allein, stehend, verdrängt auch das unbestimmte, mehr nur den Mandatsinhalt bezeichnende, italienische *ambaxata*, das unter Heinrich VII. auftritt;⁸⁾ aber auch *procuratorium* wird wieder nicht klar und rein als specieller Name des Mandates festgehalten, sondern

1) Z. B. in Benzos (v. Alba) Erzählung von seiner Mission (Ad Heinr. IV. Imp. l. III, c. 13—22; Pertz, MG, SS. XI, 627 ff.); eine Hendiadys „*epistolas et mandata*“ 1071 (Act. Syn. Mog. Cod. Ud. N. 37, S. 70). —

2) LL. II, 298. — 3) Winckelmann a. a. O. I, N. 642. — 4) Dönniges I, 25. —

5) Vgl. 1277, ib. II, 250: *In cuius rei testimonium presentem procuracionem fieri.*“ Dagegen einmal (ib. 216): „*instrumentum procurationis.*“

6) Vgl. Bärwald, Baumgartenb. Formelb. S. 72. — 7) Hormayr a. a. O. I, 2, N. 244. Für H. VII Dönniges II, 216. Der Baumgartenberger Mönch sagt einmal auch (im Sing.) *procuratoria* (S. 23). — 8) Dönniges I, 125, vgl. u. b. Verfahren.

verallgemeinert bedeutet es alsbald jedes einer Machtbotschaft mitgegebene Schriftstück, auch nur die einzelnen Teile eines solchen (s. o.), vornehmlich wenn sie einen gesonderten Inhalt haben. Dadurch sind Irrtümer veranlasst worden bis auf den heutigen Tag; wo es Ludwig IV. darauf ankam, solche unmöglich zu machen, verwendet er vereinzelt das praktische *litterae mandati*.¹⁾

Seit ihm erscheinen dann deutsche Namen für das Mandat, und zwar ganz präzise für das Papier: nämlich gewaltsbrief²⁾ und machtbrief,³⁾ also Namen, die die Bevollmächtigung als das Charakteristische am Mandat, welches ja auch im deutschen Mandat fast allein seinen Inhalt ausmacht, herausheben, sonstige Teile unberücksichtigt lassen. Es kommt aber auch, mit deutscher Umformung, *procuratory* vor.⁴⁾ Deutsche Ausdrücke für die Machtbefugnis sind zahlreich⁵⁾: „volle moge und macht,“ „gancze volle maht und kraft,“ „volmehtige gewalt,“ „volkommenheit (keiserlicher) mechte“ u. ä. m.

§ 3.

Instruktion.

Eine vollständige Instruktion, die dem Gesandten vor Antritt der Gesandtschaft erteilt wird (Vorinstruktion), muss nach dem, was früher⁶⁾ über ihr Wesen gesagt ist, enthalten 1. die Aufgabe des Gesandten: d. i. beim Botschafter die zu behandelnde Sache, beim Machtboten a) der bedingte Auftrag, b) die Bedingungen; 2. Verhaltensmassregeln. Solche Instruktionen, die dem Diplomaten im Laufe der Verhandlungen zugehen (Zwischeninstruktionen), werden es wesentlich mit dem Verhalten, beim Machtboten auch mit den Bedingungen zu thun haben, doch bei mehrteiliger Aufgabe auch den einen oder andern Punkt in dieser dem Unterhändler besonders einschränken.

Im Anfange des deutschen Mittelalters sind die Diplomaten von ihrer Aufgabe des Näheren mündlich unterrichtet worden.

¹⁾ Gewold a. a. O. 122. — ²⁾ Ib. 118. Chronik. d. d. St. 15, 577; vgl. Lexer, I. 974. — ³⁾ Vgl. Lexer ib. 2012 f. — ⁴⁾ Riezler a. a. O. 319. 333. — ⁵⁾ Vgl. Lexer l. c. und III, 450; u. o. — ⁶⁾ S. 6 f.

Dagegen erscheinen schriftliche Voranweisungen für das Verhalten, in Briefform, verbunden mit der offiziellen Benachrichtigung des Abzusendenden von seiner Erwählung zum Gesandten; durch welche Benachrichtigung wenigstens ein Hinweis auch auf die Aufgabe erteilt wird. Die Verhaltensmassregeln sind noch ganz allgemein gehalten. Wir können diese Art Schriftstück, die also als Embryo der Vorinstruktion anzusehen ist, als Instruktionsnote bezeichnen. Ich gebe ein Beispiel (z. T. verdeutscht): ¹⁾ „Dem Patrizier Agapitus König Theodorich. Unsere Einsicht sucht kluger Männer Willfährigkeit für den öffentlichen Nutzen. Et ideo — magnitudo tua — cognoscat legationem nos ad Orientem deliberasse transmittere: cui te idoneum iudicantes, jussis praesentibus evocamus —. Jede Gesandtschaft, bei der es sich um die Wohlfahrt der Provinzen handelt, bedarf eines klugen Mannes; diese aber des allerklügsten, qui possit contra subtilissimos disputare et in conventu doctorum sic agere, ne susceptam causam tot erudita possint ingenia superare. Magna ars est, contra artifices loqui et apud illos aliquid agere, qui se putant omnia praevidere.“ ²⁾

Ähnliche Stücke finden sich noch mehrfach. ³⁾ Über Zwischeninstruktionen aus diesen Zeiten lässt sich nichts sagen, aber ihr wenn auch seltenes Vorkommen ist wohl unzweifelhaft, das liegt in der Sache.

Solche sind dann auch unter den Karolingern einzeln bezeugt. Z. B. erhält Angilbert als Gesandter an den Papst eine Zwischeninstruktion, ⁴⁾ in der ihm ans Herz gelegt wird, auf Beseitigung der Simonie zu dringen und den Papst zur Frömmigkeit zu ermahnen; ferner soll er nicht unterlassen, in Sachen eines Klosterbaues auf denselben zu wirken, und endlich, allgemein, zu betreiben „quicquid mente teneas nos saepius querelis agitasse inter nos“. Die Form ist natürlich die des Briefes. Aus dem quicquid mente teneas erhellt, dass die Vorinstruktion eine mündliche gewesen ist. Vereinzelt ist aber auch diese damals schon schriftlich erteilt worden. So erhält eine feierliche Gesandtschaft an den Papst 785 schriftlich die genaueste Voranweisung, ⁵⁾ wie sie sich in der Audienz zu ver-

¹⁾ Var. II, 6. — ²⁾ Löhren a. a. O. S. 26 hält dies für eine Ansicht Cassiodors; wie ich meine, durchaus irrtümlicherweise. — ³⁾ Var. III, 16. IX, 8. u. ö. — ⁴⁾ Ep. Carol. N. 9. — ⁵⁾ Ib. N. 2.

halten hat, was sie sagen soll, letzteres wörtlich, zum Auswendiglernen. Der Sprecher hat zu beginnen mit Begrüssung und Dank für erhaltene Mitteilung von des Papstes Befinden, sowie für päpstliche Unterstützung und Förderung des fränkischen Reiches. Es folgt Mitteilung über das Wohlbefinden des königlichen Hauses. Sodann wird in der Instruktion angegeben, wann und wie Kredenz und Geschenke zu überreichen sind; was die Gesandtschaft alsdann thun soll, war auch verzeichnet, ist aber verloren. Man sieht, dass das Hauptaugenmerk hier noch auf den äussern Hergang gerichtet ist, dessen Etikette irgend zu verletzen vermieden werden soll. Darum darf man mit Löhren dieses Stück wesentlich als Ceremonialvorschriften bezeichnen; und die Ceremonialrücksicht hat wohl auch hier im Einzelfalle die schriftliche Abfassung der Vorinstruktion veranlasst. Regel ist dieselbe, wie bekannt ist, bei den karol. *missi dom.*; das erklärt sich aus der Wichtigkeit, Schwierigkeit und Dauer ihrer Funktion. Genaueres darüber folgt im Anhang. Für die übrigen karolingischen Gesandtschaften stehende, schriftliche Vorinstruierung anzunehmen, wie sie Waitz für wahrscheinlich hält,¹⁾ liegt kein Grund vor; im oben angezogenen Falle Angilbert ist sie schon ausgeschlossen. Einhardt schreibt einem von Ludwig d. Fr. zum Gesandten Erwählten, er solle sich so bereit halten, dass er, wenn der Kaiser zu ihm ins Palatium gekommen sein werde, *mandatis acceptis et ratione legationis vestrae vobis insinuata*, sogleich aufbrechen könne.²⁾ Auch dies deutet auf nur mündliche Vorinstruierung. Aber jener Annahme scheint auch ferner zu widersprechen, dass die nachfolgenden Zeiten bis ins 13. Jahrh. zwar *Negotiationspapiere* genug (s. o.), aber nicht eine Spur von schriftlichen Gesandten-Vorinstruktionen bieten; und als wir dann einem vorinstruierenden Papiere endlich wieder begegnen, ist es merkwürdigerweise, nur wenig verändert, die alte vorkarolingische *Instruktionsnote*. Sie findet sich unter Rudolf v. Habsburg, im Baumgartenberger Formelbuche,³⁾ unter der Überschrift: „*Romanorum rex procuratori suo.*“ Der König schreibt, wie die Ausdrucksweise zeigt, an

¹⁾ A. a. O. III, 634. — ²⁾ Einh. ep. N. 6 (Jaffé, Bibl. IV, S. 444). — ³⁾ N. 80. S. 294.

einen hochgestellten Mann, und zwar offenbar an einen in der Nähe des Papstes Befindlichen. Er drückt ihm seine Freude aus über das Ergebnis der neuen Papstwahl, seine Hoffnung, in dem Erwählten eine Stütze seiner Regierung zu gewinnen, und fährt dann fort: „Ausserdem glauben wir, ja halten wir für sicher, Du sollest bei ihm unser Auge sein, das nicht schläft, unser offnes Ohr, die Rechte, die unsere Handlungen lenkt und leitet, sowie unser Regiment und Gedeihen im h. Römischen Reich Dir und den Deinen von Geschlecht zu Geschlecht zur Erhöhung [denn es muss wohl heissen: *exaltationem*] des Namens und der Ehre gereichen soll. Demnach bestellen wir bei selbigem apostolischen Herrn Dich zu unserm Machtboten, um zu besorgen, zu erwirken durch lockende Überredungskünste alles, was dem h. R. R. nützlich, seinen [des Papstes] Wünschen nicht entgegen, sondern in allem ihm genehm sein wird. Denn sein Wollen, sein Nichtwollen wird jederzeit von unsrem Willen nicht verschieden sein. Für uns wache, deine Aufgabe erfülle, eines treuen Mannes Werk thue“ u. s. w.

Man sieht: Mitteilung von der Ernennung; allgemeine Verhaltensmassregeln; allgemeiner Hinweis auf die Aufgabe, die in diesem Falle eine zeitweilige Interessenvertretung überhaupt bedeutet — alles der Instruktionsnote Eigene findet sich wieder. Nur trägt hier, was für das Verhalten gesagt ist, bereits eine stark ausgeprägte diplomatische Physiognomie. Rund heraus bezeichnet, soll der Ernannte für den König beobachten mit Auge und Ohr unablässig, natürlich um ihn von allem Bemerkten zu benachrichtigen; er soll den Papst möglichst in allen Stücken auf die Seite des Königs bringen, bezw. locken — was von der Übereinstimmung des Willens gesagt ist, ist Phrase, der König scheint dem Ernannten nicht ganz zu trauen, will sich betreffs des *allectivis perswasionibus* für den Fall einer Indiskretion sicher stellen. Für emsiges Wirken wird reicher Lohn verheissen.

Es leuchtet ein, dass dieses merkwürdige Papier, welches bezeichnend ist für die Langsamkeit der Entwicklung derartiger Formen im früheren Mittelalter, die Annahme eines stehenden Gebrauches oder auch nur eines häufigen Vorkommens wirklicher, ausgestalteter, schriftlicher Vorinstruktionen im voran-

gegangenen Zeitraume fast unmöglich macht. Hier und da wird auch ausdrücklich überliefert, dass die Vorinstruktion eine mündliche gewesen ist; z. B. bei der Sendung Benzos durch Heinrich IV. an Cadalus.¹⁾ Zwischeninstruktionen sind dagegen fortwährend anzunehmen, auch, obzwar spärlich, bezeugt (z. B. bei der Mission Johanns v. Gorze, s. u.).

Vollständige, schriftliche Vorinstruktion, in präziser Form und regelmässig (wenn auch nicht immer²⁾) erteilt, tritt erst seit Heinrich VII. entgegen. Sowohl Botschafter, als Machtboten erhalten dieselbe, meist in lateinischer, zuweilen auch in französischer Sprache. Ihre Form ist meist die denkbar einfachste, man möchte sie roh nennen: das Ganze ist eine lose Aneinanderreihung von Notizen, welche kurzweg mit imperativischen Konjunktiven Aufgaben und Verhaltensmassregeln in bunter Reihe geben. Die Verknüpfung derselben geschieht durch stete Wiederholung von *et* oder *quod* oder *item*, oder durch Numerierung (*Primo — Secundo* u. s. f.); eingestreut wird zuweilen ein *debet*, *debent* (*sc. ambaxatores*), ein *mandamus vobis*. An den Anfang als Überschrift oder ans Ende als Schlussklausel tritt: „*hec [oder: talis] est ambaxata*; oder „*hec est nota*,“ oder „*— memoria*,“ „*— informatio*,“ „*— forma*“ oder „*hic est tenor ambaxate ponende*;“ auch *forma* oder *tenor dicendorum*,³⁾ d. i. nicht eine Aufzeichnung etwa nur von einer zu haltenden Rede, sondern das Verzeichnis von allem zu Verhandelnden; hierbei ist nicht ausgeschlossen, dass sich in manchen Instruktionen auch Bruchteile von Reden, vorgeschriebenen oder Muster-Reden, vielleicht ganze Reden erhalten haben.

Um für die Form der Instruktion ein Beispiel zu geben, so beginnt die der Gesandtschaft Heinrichs an Genua 1313 folgendermassen:⁴⁾

¹⁾ Benzos Erzählung a. a. O. c. 22. — ²⁾ S. u. b. Verfahren. —

³⁾ Durch die letzteren Ausdrücke wird klar, dass *ambaxata* nicht selbst die Instruktion bedeutet, wie man nach dem *hec est amb.* denken könnte; *amb.* ist vielmehr der Inhalt der Gesandtschaft, das was die Ambaxatoren zu thun haben, deutet daher zuweilen sogar auf das Mandat hin (vgl. u. b. Verf.); das die Instruktion Bezeichnende ist das *memoria*, *informatio* u. s. w. oder auch nur *hec est*. Vgl. u. — ⁴⁾ Dönniges I, 99.

„In nomine dni. Amen. Anno cet. Recesserunt [d. h. es gingen ab] de pisis Ambaxiatores infrascripti missi ad loca infrascripta, portantes Ambaxiatas infrascriptas.¹⁾

Apud Januam domini [Namen], Et est eorum Ambaxiata talis

Primo quomodo dns. confidens de fidelitate et prudentia hominum Janue vult uti consilio et auxilio ipsorum in presenti guerra, quam habet contra Rebelles suos.

Et inter cetera que videntur sibi cet.

Et si ipsum cet.

Si autem dicti ambaxiatores cet.

Et si ipsum cet.

Si vero ipsum⁴ cet. cet.

Dies ein Beispiel reicht hin, um den formalen Charakter der meisten lateinischen Instruktionen des Mittelalters zu kennen. Nicht alle freilich, auch nicht alle Henricianischen, gehen nach dieser Schablone. Die Instruktion für eine Gesandtschaft Heinrichs an den Papst 1313,²⁾ bei der es dem Könige auf jedes Wort der Gesandten ankam, besteht dementsprechend auch z. T. aus wörtlichen Vorschriften, zwischen welche einzelne orientierende Bemerkungen („: „Redet“ wird der Papst antworten“ u. ä.) eingeschoben sind, vor allem solche, die die Verlesung oder Überreichung von Dokumenten betreffen. Die Klagepunkte von Seiten des Königs aber und seine Petitionen werden wieder in dem bewussten Item - Stile aneinandergereiht.

Eine wie notwendige Ergänzung der diplomatischen Akten mit dem Usuellwerden der schriftlichen Vorinstruktion gewonnen ist, leuchtet ein; befremdlich erscheint nur, dass man sie so lange entbehren konnte.

In der Einleitung ist darauf hingewiesen, dass die Instruktion sekret sein muss. Es giebt aber auch Fälle, wo sie es nicht ist. Der kaiserliche „Pacifactor“ Jacob de Cassio sendet Botschafter an seinen Herrn, den Kaiser. Ihre Instruktion findet sich in dem kaiserlichen Liber propositorum;³⁾ sie ist

¹⁾ Was dieser Anfang zu bedeuten hat, vgl. u. b. Verf. — ²⁾ Dönniges II, 81 ff. — ³⁾ Ib. I, 76.

also entweder dem Kaiser, bezw. dem Notar gegeben oder doch von diesem kopiert. Das Stück ist echte Instruktion: „*Forma ambaxiate que fit — Hec est Primo exponatur — quod — Secundo quod — — Septimo supplicetur prefate maiestati —*“ u. s. w. Gegen das Ende hin ist vom Notar mehrfach eingeschoben „*fiat*“; zum Schluss, nach dem letzten *fiat*, folgt, auch vom Notar: „*Ist schon anderweitig vom Herrn bewilligt und angeordnet.*“ Wie ist das zu erklären? Sehr einfach. Der Absender steht im Dienste des Adressaten; er hat keine Geheimnisse; seine „Botschafter“ sind eigentlich nur Beauftragte (vgl. o. i. d. Einl. und u. b. Verf.); sie haben nicht zu verhandeln, keine von denen des Adressaten verschiedenen Interessen des Absenders zu wahren; sie haben nur zu melden und zu bitten. Über ihre Aussagen sollte der Notar Protokoll führen (s. u. ebd.), d. h. nicht wörtlich, nur inhaltlich; er ersparte sich die Mühe des Extrahierens des Inhalts, indem er sich von den Botschaftern ihre Instruktion geben liess oder diese (die ja den Kern ihrer Aussagen übersichtlich enthielt) kopierte, bezw. kopieren liess, und Original oder Kopie in den *Liber prop.* einfach einlegte, worauf er an den gehörigen Stellen den kaiserlichen Bescheid durch das Wörtchen *fiat* anhing und ans Ende Namen und Herkunft der Botschafter setzte, mit der aus ihrer Kredenz entnommenen Titulatur „*providi et discreti.*“¹⁾

Inhaltlich sind die Instruktionen des Luxemburgers, entsprechend seinen französischen Usancen — es ist schon gelegentlich erwähnt, dass sich das Gesandtschaftswesen in Frankreich rascher entwickelt hat — mit aller diplomatischen Gewandtheit aufgesetzt. Betrachten wir beispielshalber die Vorinstruktion für die Botschafter,²⁾ welche 1313 April (aus Pisa)

¹⁾ Leicht von Instruk. zu unterscheiden ist (l. c. 81) das „*Memoriale*“ (= „Verzeichnis“, Protokoll) „*eorum, que supplicata fuerunt — per ambassiatores dom. Phil. d. Sabaudia*“, in dem es immer wieder, in der sonst leicht täuschenden, instruktionsähnlichen Aneinanderreihung der Punkte heisst: „*supplicaverunt et supplicant*“, nie „*supplicant*“. Ganz ebensolche Protokolle ib. S. 83—92. Dagegen wieder Instruk. N. 124, S. 93 (auch hier ist der Ges. nur Beauftragter, daher seine Instr. nicht sekret.). —

²⁾ Wo *procurare* in diesem Stück vorkommt, hat es den (nicht-technischen) Sinn: besorgen, ausrichten. Die Aufgabe und die Kredenz der Ges. kennzeichnen sie als Botschafter.

nach Genua abgehen, dieselbe, die uns oben ¹⁾ formal betrachtet so wenig geschmackvoll erschien. Die Verhandlungen sind von ihnen zu eröffnen mit der Bekanntmachung des ks. Verlangens nach „Hülfe“. Diese Bekanntgebung hat von vornherein in einer Form zu erfolgen, welche durch schmeichelhafte Höflichkeit gewinnt; bündig ist dies, hier wie immer, dadurch ausgedrückt, dass der bezügliche Artikel der Instruktion selbst schon eine entsprechende Fassung hat. Er lautet: „Erstens: der Hr. will „im Vertrauen auf die Treue und Klugheit der Genueser“ sich ihres „Rates“ und ihrer „Hülfe“ bedienen in seinem gegenwärtigen Kriege gegen die Rebellen.“ Nunmehr ist dieser Wunsch zu präzisieren: dem Hn. und seinem Kabinettsrat scheine es ehrenvoll und nützlich, nachdem er bereits Anordnungen getroffen zu Lande die Obermacht zu haben, auch zur See eine Macht zu besitzen. Der Unterschied zwischen Obermacht und Macht (*potentissimus* und *potens*) ist wohl zu beachten; die Genueser dürfen von vornherein nicht besorgt werden, dass die Beschaffung einer stärkern Flottenmacht geplant sei, welche ev. der ihren bedenklich werden könnte. „Da nun der Hr. wisse, dass Genuas „Klugheit und Macht“ am meisten zur See „vorherrsche“, „bitte“ er durch sie [die Ges.] die genuesische Gemeinde um „Hülfe“; bestehend“ — nun kommt des Pudels Kern — „aus 25 Galeeren, auszurüsten und zu bemannen auskömmlich und gut — aber nicht auf lange, nur auf Frist und Zeit von 4 Monaten — zum Dienste des Hn., auf Kosten der Gemeinde von Genua, zur Wacht auf dem Meere [defensiver Zweck vorangestellt] — und auch zur Offensive, gegen die gegenwärtigen — oder früheren — oder auch zukünftigen Gegner „der ks. Majestät“ [Erinnerung an die Stellung des Bittenden]. Diese Galeeren „will“ er [Anklang an Befehl] fertig zur Disposition haben bis Anfang oder spätestens Mitte des nächsten Monats.“

Nachdem dies mit steigender Entschiedenheit zu verdauen gegeben, ist zur Beschwichtigung, bezw. nötigenfalls zum Rückzuge zu schreiten, wobei aber gleichzeitig neue Punkte zur Erledigung kommen. Den Genuesern ist nämlich unbenommen,

¹⁾ S. 44, 4.

für das gewünschte Geschwader den Admiral selbst zu ernennen; nur, natürlich, muss dieser dem ks. Grossadmiral unterstehen, dem er in allen Stücken zu gehorchen hat. — Lässt sich die Zusage von 25 Galeeren nicht durchsetzen, gar nicht durchsetzen, trotz Drängens bis an die Grenze des Rätlichen („insistant sicut viderint expedire“) — so muss gehandelt werden; die Gesandten dürfen bis zu 15 Galeeren heruntergehen; desgl. dürfen sie sich von der Dauer von 4 Monaten etwas abhandeln lassen, natürlich so wenig als möglich („sicut melius poterunt“).

Ist man darüber im Reinen, so haben nur zwei Gesandte zurückzukehren; einer, mit dem Gesandtschaftssekretär, bleibt dort und sorgt für wirkliche und schleunige Ausführung: und zwar muss das Geschwader segelfertig sein bis Mitte des nächsten Monats („alterum“ hier wohl = den zweiten; die Ansetzung des zeitigeren Termins — Anfang des Monats — gegenüber den Genuesern ist dann nur Trugansatz zur Erhöhung der Eile, damit zu dem wirklich ins Auge gefassten, späteren Zeitpunkt die Schiffe bestimmt fertig sind). Sollte die Gemeinde ganz und gar abschlägige Antwort geben, alsdann ist nach Besprechung mit den massgebenden Persönlichkeiten Zwischenbericht an den Ks. einzusenden.

Es steht zu erwarten, dass die Genueser ihrerseits auf gewisse Gnadenerweisungen zu reden kommen, die ihnen bewilligt und noch nicht realisiert sind. Die Gesandten haben zu erwidern, dass dies des Kaisers Schuld nicht sei; um seine Huld zu bezeugen, habe er nunmehr jene Gnadenerweisungen durch Privileg ergänzen und besiegeln lassen; dieses ist der Gemeinde zu bescheinigen. Werden weitere Erklärungen oder Zusätze zu den Privilegien gefordert, so haben die Gesandten dies ad referendum zu nehmen und einstweilen zu versichern, dass der Ks. darin thun werde, „was in seinen Kräften stehe.“ „Zum Überfluss“ suspendiert derselbe vorläufig bis zu weiterem „Bedünken“ („ad beneplacitum suum“) gewisse, einzelnen Personen in Genua erteilte Immunitäten und Freiheiten, von denen er vernommen hat, dass sie der Gemeinde lästig seien; „hätte er dies früher gewusst, so wäre die Erteilung unterblieben (!).“ Das über die Suspension dieser Freiheiten erteilte ks. Privileg ist zu präsentieren. (D. h. also: die Gegenleistungen des Ks.

sind: Realisierung von schon gemachten Versprechungen und Negierung lästiger Vorrechte Einzelner.) — Nach Abwicklung dieser Hauptangelegenheit sind eine Reihe einzelner Persönlichkeiten aufzusuchen, an welche die Gesandten Spezialkredenzen haben, betreffend deren private Unterstützung der ks. Sache; u. s. w. Die Einleitung zu allen Verhandlungen aber hat zu sein eine geheime Beratung mit zwei Häuption der Stadt, deren Beistand und Rat einzuholen sind; dann erst ist offiziell vorzugehen, in strenger Befolgung der Instruktion. U. s. w. — Hier haben wir ein schönes Stück mittelalterlicher Diplomatenbelehrung. Besonders zu bemerken ist das Hervortreten und zugleich die feine, man möchte sagen diskrete, Ausarbeitung der Verhaltensmassregeln. Für letztere ist z. B. auch charakteristisch eine Stelle aus der Instruktion für die Gesandten an den Papst 1313:¹⁾ „Beim Anfange davon ist folgendes lächelnd („surridendo“) zu sagen:²⁾ Schliesslich, h. Vater, hat unser Herr gemeint, wir sollten Euch sagen, dass er selbst sich ein klein wenig („aliquantulum“) beklagt über Euer Heiligkeit“ u. s. w.; dann folgt eingeschoben die instruierende Bemerkung: „Hier bringt ihr die vielen gerechten Klagen vor“ (!). —

Manche späteren Instruktionen erscheinen von den Gesandten urkundenartig niedergeschrieben. So beginnt die Ludovicische von Herbst 1331:³⁾ „Ego Arnoldus cet. — fatemur publice in his litteris, quod nobis noster — Dominus L. I. R. Rm. mandavit et commisit tractare articulos, qui infra scripti sunt.“ Weiterhin wird der Urkundenstil nicht überall festgehalten. Hier und da kommt die Notizenform zur Geltung, dazwischen drängen sich auch Anreden an die Gesandten in der 2. Pers.: „circa hoc debetis sic agere“, „tunc potestis dicere“ u. ä. Die Gesandten scheinen instruierende Notizen, die ihnen schon vorher, vermutlich stückweise und gelegentlich, angegeben, bezw. diktiert worden waren, vor Antritt ihrer Reise zu der offiziellen Vorinstruktion verarbeitet, bezw. auch einfach wörtlich in diese aufgenommen zu haben. Über den scheinbaren

¹⁾ Dönniges II, 81 ff. — ²⁾ Ib. S. 83. — ³⁾ Gewold a. a. O. 120 ff. Vgl. dazu Rohrmann a. a. O. S. 30 f.

Widerspruch der Urkundenform von Vorinstruktionen, besonders des „*fatemur publice*“ — und ihres sekreten Charakters ist unten beim Verfahren zu reden.

Aber auch Briefform ist bei Vorinstruktionen nicht ausgeschlossen, jedoch wohl nur dann gebraucht worden, wenn der Gesandte nicht am Ort des Absenders anwesend war.¹⁾ Zwischeninstruktionen werden teils ganz in Briefform gegeben, teils auch durch eingelegte „Zettel“ ergänzt; diese Einlagezettel haben dann die Notizenform der Vorinstruktion. —

Wie die andern *Negotiationspapiere*, wird auch die Instruktion seit Ludwig d. B. deutsch abgefasst. Zunächst steht noch neben der lat. Instruktion die deutsche Übersetzung, die der Bequemlichkeit der Gesandten dient und ihnen Missverständnisse vermeiden hilft; nachher erscheint immer ausschliesslicher die deutsche Instruktion, ohne Ansehen des Adressaten, den ja dies Papier nichts angeht.²⁾ Lateinisch fasst man dann Instruktionen nur noch ab, wenn unter den Mitgliedern des Corps Ausländer sind.³⁾

Die deutsche Instruktion folgt den Formen der lateinischen gerade so treu, wie wir das Entsprechende bei Kredenz und Mandat gesehen haben. 1332 für einen Botschafter des Herzogs v. Kärnten: „So sol der Sebner werben gen meins herren — er sol auch mit ihm reden — Sebner, du solt auch niht vergezen“ u. s. w.⁴⁾ Dem „*fatemur publice in his litteris*“ entspricht: „wir verjehen öffentlich an disem brief“; den erwähnten Überschriften: „dise gedehtnüzze wurdent empfolhen;“⁵⁾ oder: „Die nachgeschreiben artikel und meinunge unsers hern — sullen die botschaft und rete — werben;“⁶⁾ oder: „Nota. zu werben —“ u. s. f.; dem *Primo* — *Secundo* — u. s. f.: „zum ersten —“ u. s. f.; das item ward meist beibehalten: „Item so sullen —“ u. s. f.

Was die inhaltliche Entwicklung der Instruktionen seit Heinrich VII. anlangt, so ist über die Ludovicischen hier nicht

¹⁾ Vgl. RTA VIII, N. 345, S. 407. — ²⁾ Vereinzelt kommen lat. Instr. immer noch vor. Ib. IV, N. 267. — ³⁾ Z. B. ein Italiener ib. N. 367. — ⁴⁾ Ficker, Urkk. z. Gesch. d. Römerzgs. K. Ludw. d. B. N. 314. — ⁵⁾ RTA II, N. 301, S. 480. — ⁶⁾ Ib. III, S. 127.

besonders zu reden nötig. Die Vorsicht, die oft ängstliche Genauigkeit, ja die List, mit welcher darin Aufgabe und Verhalten der Gesandten bestimmt werden, die Zaghaftheit, die zuweilen im Ausdruck, in einer Art Bitte an die Gesandten hervortritt, sind bekannte Dinge, und manches darauf Bezügliche ist beim Mandat zur Sprache gekommen und wird unten beim Verfahren ergänzt. Überhaupt aber scheint es hier genügend, für die kgl. und fürstl. Instruktionen der nachfolgenden Zeiten noch allgemein folgendes zu bemerken. Die Feinheit in der Vorzeichnung des Verfahrens, die Genauigkeit und Ausführlichkeit in der Bestimmung der Aufgabe variieren natürlich sehr je nach Sache und Person des Instruenten. Die Gesandten Sigmunds an die Kurfürsten in Sachen Polen, Böhmen, Münze, 1423,¹⁾ erhalten eine ganz kurze, bündige Tabelle der Punkte, über welche sie zu verhandeln haben; darum ist diese Anweisung inhaltreich, weil sie auf wenig Raum viel andeutet; ausgesprochen ist wenig, das Stück wesentlich Gedächtnisstütze der wohl mündlich genau informierten Gesandten; Finessen des Verfahrens kommen gar nicht zur Bezeichnung (wenn man von einem „heimlich“, einem „wol zu verstehen“ absieht). Dagegen geben die Kurfürsten 1424 ihren Gesandten an Sigmund eine detaillierte Vorschrift²⁾ dessen, was sie zu reden haben, richtiger: seitenlang diese Reden selbst, welche an Offenheit, Nachdrücklichkeit und Grobheit nichts zu wünschen übrig lassen, sodass einigen der Absender selbst geraten schien, den ursprünglichen Entwurf zu mildern,³⁾ ihn an einer Stelle, „glimpflicher und tröstlicher“ zu gestalten; doch blieb die Fassung noch ungeschminkt genug. Durch solche wörtlichen Angaben kommen hier besondere Hinweise auf diplomatisches Verhalten in Wegfall, ausgenommen äusserliche Vorschriften, wie, dass zu Anfang die Kredenz abzugeben ist u. ä. Rein politische Würdigungen der einschlägigen Stücke würden hier abseit führen.

Erwähnen will ich noch die in Briefform gehaltene Vorinstruktion Konrads v. Weinsberg für seine zwei Botschafter an die Kurfürsten und die Stadt Frankfurt 1425.⁴⁾ Konrad

¹⁾ L. c. VIII, S. 342. — ²⁾ Ib. S. 357 ff., bezw. 367 ff. — ³⁾ Ib. 366. — ⁴⁾ Ib. N. 345, S. 407 ff.

schreibt einem der beiden, einem Vertrauten von ihm, er teilt ihm darin seine Erwählung zum Gesandten mit, bzw. ersucht ihn, die Mission zu übernehmen, giebt ihm zugleich ausführlich seine Aufgaben an. Da ist es denn natürlich, dass dasselbe Schreiben auch noch manches Andere, nur lose oder gar nicht mit der Sendung in Verbindung Stehende enthält; es ist eben ein vertraulicher Brief, der zugleich instruiert. Nun ist es um so eigener und recht drollig, den Einfluss der Instruktionsform auf den Stil zu beobachten. Konrad v. Weinsberg schreibt sonst immerhin briefmässig, wenn auch schwerfällig und geschmacklos;¹⁾ hier aber kommt ihm das Instruktionselement beständig in die Quere. Er fängt zuerst ganz erträglich zu plaudern an, teilt mit, was von dem Adressaten erstens gewünscht wird — verweist für diese erste Aufgabe (Einholung der Antworten auf des Königs Brief) auf einen angeschlossenen „zetel“, d. h. auf eine besondere, wohl in der sonst gewohnten Form gehaltene Vorinstruktion — legt auch für diesen Punkt einen „offen brief“ bei, der auf diesen Gesandten und auf den zweiten „weise“, d. h. also eine Kredenz; und fügt daran mit item einen Zusatz von Abgabe einiger gleichfalls angeschlossener Bullen, mit der Bemerkung: „und du bedarft keiner antwurt“. Das hat schon mehr etwas wirklich Instruierendes; und von nun an folgt, allmählich immer gehäufte, ein item dem andern, auch vor privaten Einschaltungen (S. 409 o.), der Schreiber fühlt sich im Instruktionsfluss; beim Postscriptum will er wechseln, verfällt aber unausweichlich ins Reich des Auch; „auch wisse“ „auch sol“. — Verhaltensmassregeln werden fast gar nicht gegeben, der Absender hat zum Gesandten gutes Vertrauen („das ubrige versteest du selber wol“ „tuw daz beste als wir dir getrauwen“). Zwischenberichte werden aus Vorsicht verboten: „item du darft uns kein botschaft tûn, wir schreiben dir denn daz“. —

Hier ist auch zu bemerken: es konnte vorkommen und ist vorgekommen, dass man an Dritte, mit denen der Absender Interessengemeinschaft hatte, Kopien, ja auch die Originale von Instruktionen verschickte, um sie von Absichten und Wünschen zu verständigen. Das widerstreitet

¹⁾ Vgl. l. c. N. 396, S. 478 ff.

nicht dem sekretischen Charakter der Instruktion. Ganz merkwürdig dagegen ist es, wenn wir Ruprecht mehrfach die seinen Gesandten an die Reichsstände erteilten Instruktionen den Reichsständen, also dem Adressaten selbst, zuschicken sehen.¹⁾ Fände sich in diesen Papieren irgend ein Anhalt dafür, dass sie Ruprechts Willen nicht ganz oder nicht rein zum Ausdruck brächten, so läge Grund zu der Vermutung vor, dass wir es hier mit sog. ostensiblen Instruktionen zu thun hätten. Es scheint aber vielmehr, dass Ruprecht es unbedenklich und bequem fand, dasselbe, was seinen Gesandten mündlich vorzubringen aufgegeben war, hier in einer Art Excerpt durch sendbriefartige Verwendung der Instruktion auch schriftlich bekannt zu geben, namentlich auch solchen, an die seine Gesandten selbst nicht kamen.²⁾ —

Der Inhalt der Zwischeninstruktionen unterscheidet sich von dem der Vorinstruktionen durch beschränkteres Gebiet, indem es sich doch gewöhnlich nur für einen oder einige Punkte darum handelt, neue Anweisungen zu geben; sodann durch Mitteilungen über inzwischen vor sich gegangene Ereignisse, welche geeignet sind die Verhandlung zu beeinflussen. Reden, die zu halten sind, auch ganz kurze, werden gern auf Einlagezetteln besonders vorgeschrieben.

Alles Gesagte gilt auch für die Instruktionen der Städte. Es ist bekannt, wie ängstlich die Städte vermieden, bindende Versprechungen abzugeben. Darum wird der Hinweis auf das „Nicht-Empfohlensein“, das „Hintersichbringen“ den städtischen Gesandten in den Instruktionen wieder und wieder zur Pflicht gemacht, und die Grenze für das, was sie sagen dürfen, aufs schärfste, meist wörtlich gezogen. Vorsicht, Leisetreten, Hintenbleiben ist überhaupt der Städte diplomatisches Hauptstück, und hierin, aber eigentlich nur hierin erscheinen ihre Instruktionen fein gearbeitet, ihre Gesandten scharf geschult. Auf die Forderung Kg. Friedrichs III. betreffs des grossen Anschlags gegen die Armagnacs, zu Nürnberg 1444, erwidern die städt.

¹⁾ Vgl. l. c. VI, S. 330. — ²⁾ Das werbunge in ib. VIII, N. 309 art. 10 ist (nach Sachlage und Verhalten der Ges.) nicht die Instr., nur deren Hauptinhalt.

Gesandten, natürlich streng nach der Instruktion: „Unser gnädiger Herr der König möge den Stadträten von seinem Vorhaben schreiben, wir hoffen, unsere Freunde sollen sich so zeigen, Gott zu Lobe und dem Reiche zu Ehren, dass sie willig erfunden werden sollen als diejenigen, die da meinen, dass sie Sr. Kgl. Gnaden zu Ehre und Liebe allezeit sollen willig erfunden werden.“ !¹⁾ Das ist denn doch wohl mit das Stärkste, was in beredtem Schweigen, in nichtssagendem Überschwang-Wortschwall je geleistet worden ist! Im Übrigen aber finden sich in den Anweisungen manche recht naiven Stellen, Städte konnten z. B. ihren Gesandten zutrauen, dass sie ihre Instruktion aus der Hand gäben; wie denn die oberrhein. Städte ihren Diplomaten beim Könige dies besonders untersagen: „werdent ir ouch die antwurte geben, das söllent ir von munde tûn, nit in geschrift, noch den zedel [die dieser Zwischeninstruktion angeschlossene Redevorschrift] oder des abgeschrift von handen geben.“²⁾

Strassburgs Vorinstruktionen sind (wie die kgl. von 1423, s. o.) meist blosse Erinnerungstabellen. Überhaupt aber treten die eigentlichen Verhaltensmassregeln (z. T. infolge der vielen Angaben *de verbo ad verbum*) in den städt. Instruktionen fast ganz in den Hintergrund. Manche derselben geben den Gesandten statt dessen ausser den Aufgaben Unterstützungsmaterial für ihre Ausführungen. So giebt Frankfurt 1487 seinem Diplomaten auf dem Nürnberger Reichstage in dem einer Zwischen-I. beigelegten Zettel,³⁾ nachdem es erklärt hat: „Item gelt zu geben, ist gantz unser meynung nit“ u. s. w., eine Berechnung seiner seit 1474 für das Reich gehabten Unkosten. Diese Instruktion ist auffallend durch ihre trotzige Sprache, die zu führen eben dadurch auch der Gesandte angewiesen wird. Derselbe soll eine relativ sehr kleine Anzahl von Bewaffneten bewilligen und dabei noch erklären: „Das ist uns noch zu schwer.“ Denn „wir sin nit mehr in dem vermogen als vormals, und hat doch alles nit verfangen.“ Und: „ob wir je über unser Können gedrunge werden sollten, wo wir dann

¹⁾ Janssen, *Frankfts Resp.* II, 74. — ²⁾ *RTA VIII*, S. 419. — ³⁾ Janssen *l. c.* II, S. 461 f., N. 631; die Zw.-I. ist das Stück vorher.

5 od. 6 Städte haben, die unsrer Meinung wären,“ „wollen wir der Ungnade warten.“ —

Als Namen für die Instruktion erscheinen neben den allgemeinen „nota“, „forma“, „articuli“: spezieller „memoria“ und „informatio“; vereinzelt auch gleich unter Heinrich VII. „instructiones“;¹⁾ dies sagt man für die mündliche Instruktion schon früher (1247.²⁾) Deutsch heisst die I. unbestimmt: „artikel“, „artikel und meinunge“, „werbunge“ (d. i. im Grunde alles, was auszurichten ist, wird aber auch für das Papier gebraucht³⁾), „gedehntnütze“, vereinzelt „under-richtigung“;⁴⁾ sonst die lateinischen Bezeichnungen, darunter auch „instructionen“;⁵⁾ einen präzisen deutschen Namen hatte man für das Instruktionspapier so wenig wie eigentlich noch heute. —

Die Anwendung der sog. ostensiblen, d. i. Scheininstruktionen, die nicht sekret, sondern bestimmt sind, dem Adressaten bekannt zu werden, aber nur, um ihn zu täuschen, scheint den Anfängen der Neuzeit und deren Ränken vorbehalten geblieben zu sein.⁶⁾

§ 4.

Bezeichnungen der Gesandten.

Da die offiziellen Titel der verschiedenen Gesandtenklassen hauptsächlich aus den Negotiationspapieren zu entnehmen sind, als aus denjenigen, deren Terminalusus niemals durch missbräuchliche Verwendung irreführen kann, so ist darüber am besten hier zu reden.

Die gemeinsame Bezeichnung aller Gesandten ist lat. nuntius (event. renuncius [Gegenbote] und internuncius [Zwischenbote];⁷⁾ deutsch bote (botte, pote u. ä.). Diese beiden Namen sind durch das ganze Mittelalter in Gebrauch, nur dass der deutsche aus leicht begreiflichem Grunde später

¹⁾ Dönniges I, 113. — ²⁾ Baumgart. FB, S. 441. — ³⁾ RTA VIII, 373. — ⁴⁾ Quellensamml. f. fränk. Gesch. II, S. 109. — ⁵⁾ Posse, Privaturkunden SS. 203. 206. — ⁶⁾ Vgl. Fischer, Gesch. d. ausw. Pol. u. Diplom. im Reform-Zeitalt. S. 179 f. — ⁷⁾ Vgl. Cod. Ud. S. 72 f.

bezeugt erscheint als der lateinische; doch zweifellos ist er von Anfang an als deutscher Name für den Gesandten, so oft man eines deutschen Namens benötigte, in Gebrauch gewesen. Und zwar lange ganz ausschliesslich, ohne Rivalen und wohl auch ohne klassifizierenden Zusatz; solange bis das Aufkommen der deutschen Sprache in den Negotiationspapieren zur Übersetzung der lat. Spezialausdrücke führte; also bis ins 14. Jahrhundert. Anders verhielt es sich mit der Alleinherrschaft von *nuntius*. Schon zur Römerzeit hatte der einfache Bote neben *nuntius* auch seinen besonderen Namen, und einen sehr bezeichnenden: *cursor*. Beiden Namen begegnen wir unterschiedslos noch in der 2. Hälfte des Mittelalters,¹⁾ und die Städte gebrauchen *n.* für Briefboten oft mitten in ihren deutschen Rechnungsbüchern. Früherhin findet sich der Briefbote auch schlechtweg als *puer* bezeichnet,²⁾ dann als *garcio* u. ä.,³⁾ danach auch präzise als *portitor* oder *lator litterarum*.⁴⁾

Die Diplomaten (Botschafter wie Machtbote) haben ebenfalls schon bei den Römern neben *nuntius* ihren eignen Namen: *legatus*, daneben findet sich in den Anfängen des Mittelalters *legatarius* (dies häufiger bei den Merovingern,⁵⁾ später nicht mehr) und bei den Karolingern, auch noch später, aber bald mit besonderer Bedeutung, *missus*. *Legatus* bleibt im offiziellen Gebrauch der deutschen Diplomatie bis ins 13. Jahrhundert.⁶⁾ Seitdem tritt an seine Stelle, gleichfalls für alle Diplomaten, das italienische *ambax(i)ator* (*ambassador* u. ä.),⁷⁾ wohl abgeleitet von *ambactia*, das Amt,⁸⁾ besonders üblich unter Heinrich VII., aber auch später vorhanden, nur seltener.⁹⁾ Dem *legatus* entspricht für dessen Funktion

1) Z. B. Bonaini, Act. Heinr. VII, I, SS. 287. 290. — 2) Einh. ep. Jaffé IV, 50. — 3) Vgl. Zingerle, Reiserechngn. Wolfgers. v. Ellenbr. — 4) Dönniges I, 140 u. ö. — 5) Vgl. Bouquet a. a. O. XLXX; LIff. — 6) 1220 LL. II, 298; 1244 ib. 346; 1257/6 Baumgart. FB S. 383. — 7) Für Botschafter z. B. Diplom. Albert. S. 251; für Machtboten z. B. Kopp a. a. O. 31, 33. — 8) Vgl. Geffcken in v. Holtzendorff, HB. d. VR II, 614. N. 2. — 9) 1336: Bzovius, ann. eccl. 1336 IV; 1343/44 Gewold a. a. O. 173; 1380 Winckelmann a. a. O. II, N. 977; in deutschem Context z. B. 1441, wo die schwäb. Städte, um fein zu sein, so die kgl. Machtboten nennen, Janssen a. a. O. II, N. 51, S. 25.

wie auch für das Corps der *legati legatio*, das sich auch nach dem Verschwinden von *legatus* erhält,¹⁾ dem *ambaxator ambaxata*, nicht länger üblich als *ambaxator* selbst. Gleich allgemein ist deutsch, dem *bote* entsprechend, *botschaft* (*pottschaft*, *bodeschap* u. ä.)²⁾.

Der Botschafter heisst zuweilen, früher wie später, ähnlich dem Briefboten einfach *lator* oder *ostensor praesentium*,³⁾ wobei den Unterschied eben ausmacht, dass die *praes. litt.* Kredenz und nicht blosser Sendbrief ist. Hervorhebender sind in der älteren Zeit Verbindungen wie *magni et cari nuntii*.⁴⁾ Seit dem 13. Jahrh. findet sich dann der Ausdruck *sollemnis nuncius*,⁵⁾ welcher bald durch *nunc. specialis* verdrängt wird. Das letztere, zuweilen wechselnd mit *specialiter destinatus* und immer wieder mit dem blossen *nuncius*, bleibt in der lat. Kredenz bis ans Ende des Mittelalters.

Den angegebenen Zusätzen entsprechen solche in der deutschen Kredenz seit dem 14. Jahrh. Die häufigste Benennung des Botschafters, die Übersetzung des *spec. nunc.*, ist (*be-*) *sundrer b.* (*sunderlicher b.* u. ä.); ausserhalb der *Negotiationspapiere* (in *Berichten* u. s. w.) kehren oft wieder *erberer* und *treffenlicher b.*; es kommt auch gewisse *boten* vor,⁶⁾ einem *certus n.* entsprechend, das aber nicht in der Kredenz beliebt ist. Einzelne erscheint *versprecher* (*Vorsprecher*), erinnernd an *orator*, den Namen des Redners unter den Gesandten.

Die für den Botschafter angeführten Bezeichnungen weisen, wenn sie allein stehen, mit Sicherheit auf einen Diplomaten dieser Klasse hin; ganz dieselben aber werden in Verbindung mit andern auch für den Machtboten im Mandat gebraucht, nicht mit Unrecht, da derselbe fast immer auch Botschafter ist. Die andern mit ihnen verbundenen Namen aber sind

1) 1322: Preger, Politik Joh.'s XXII. i. Bezug auf Ital. u. Deutschl. S. 536, A. 1. — 2) Einzelne *boteschaftunge*, 1343, s. Lexer I, 332; sonderbar bezeichnete man die Thätigkeit von zu Pferde reisenden „boten“ auch als „geridene botschaft“, RTA III, N. 88, S. 135. — 3) Bouquet L. RTA I, S. 90. — 4) 1145: Otton. Fris. Gest. Frid. I, c. 25. — 5) So, noch neben *legatus*, 1244, LL. II, 346, s. o. — 6) Vgl. Lexer I, 331.

ihrerseits die Spezialnamen für den Machtboten. Für diesen existiert ein eigener Titel, abgesehen von dem der karol. *missi dominici* (*regii*, *palatini* o. ä.), die man deutsch am besten als Reichsinspektoren bezeichnet (s. Anhang), (und denen der verwandten Spezialklassen, Kammerboten, u. ä.), erst seit dem 2.—3. Dezennium des 13. Jahrh.: dies ist *procurator*¹⁾ (in andern Bedeutungen natürlich schon immer in Gebrauch). So heisst dann der Machtbote stehend bis zum Ausgange unsrer Periode. Wo es darauf ankommt, kurz und klar seinen Charakter zu bezeichnen, wird dieser Name allein angewendet;²⁾ im Mandatscontext werden ihm jene Titulaturen des Botschafters angereiht, bald eine, bald mehrere oder alle, je nach grösserer oder geringerer Feierlichkeit, bezw. auch dann recht viele, wenn man schöne Worte macht von besonders zweifelhaftem innerem Gehalte (vgl. o. die Ludovicischen Mandate). Dazu treten noch, ebenfalls seit dem 13. Jahrh., häufig einige andre gleichfalls wie *proc.* nur auf Machtboten angewendete Ausdrücke; *actor*³⁾, *negociorum gestor*⁴⁾, *syndicus*⁵⁾, der letzte italienischer Herkunft. *Proc.* selbst wird noch durch Attribute, wie *verus*, *certus*, *legitimus*, *generalis*, verstärkt.

Im Deutschen ist seit dem 14. Jahrh. das treffende *machtbote* in Gebrauch; es wechselt mit zahlreichen andern Titeln, die theils gleichzeitig, theils im 15. Jahrh. erscheinen: *mechtiger bote*, *machtiger santbote*⁶⁾, *geweltiger b.*⁷⁾, auch *machthalter*⁸⁾, *machtliute*⁹⁾ u. ä. m.; zuweilen auch das lat. *procurator*, bisweilen deutsch dekliniert, oder in Verbindung mit deutschen Ausdrücken, z. B. „boten und *procuratores*“¹⁰⁾ oder „*procuratores* adir *machtleute*“.¹¹⁾

Neben all dem giebt es im spätern Mittelalter noch eine besondere Bezeichnung für die kgl. und fürstl. Diplomaten (allgemein), genommen von deren sonstiger Thätigkeit als Berater ihres Herrn: Räte (*rete*); und eine besondere für die

1) LL. II, 298. — 2) Vgl. Dipl. Alb. 294, N. 80 und die Regest. bei Muratori a. a. O. 189 IX A. u. B. — 3) Z. B. Hormayr a. a. O. I, 2, N. 244. — 4) Gewold 124 u. ö. — 5) Dipl. Alb. 267, Dönniges a. a. O. oft, RTA IV, N. 51 u. s. w. — 6) Vgl. Lexer, I, 331. II, 605. — 7) RTA VII, N. 101, S. 142. — 8) Janssen a. a. O. I, 179. — 9) Vgl. Lexer I, 2012. — 10) Janssen II, N. 13, S. 6. — 11) Klose, Dokum. Gesch. v. Breslau II, 2, 53.

städtischen, als die meist dem Rat der Stadt zugehören: Ratsfreunde oder kurzweg Freunde (frunde), d. h. Verwandte, d. h. Mitglieder des Rats,¹⁾ wie auch von Kriegsverwandten, Bundesverwandten, Kanzleiverwandten²⁾ gesprochen wird.³⁾

Spezielle lat. Benennungen für (Botschafter-) Botschaft und für Machtbotschaft, und damit auch für Botschaftercorps und Machtbotencorps, existieren nicht; für jene auch keine deutsche, gegebenen Falles hilft man sich einmal mit einem Hendiadyoin: „botschaft und rete“,⁴⁾ wo das „und rete“ die Botschaft von einer Briefbotschaft unterscheidet; für Machtb. sagt man „vollmachtige botschaft“,⁵⁾ auch wohl treffentliche b.,⁶⁾ doch dies nicht mit recht erkennbarer Spezialbedeutung.

B. Negotiationsbelege.

§ 5.

Protokoll.

Für unser Thema kommen nicht sowohl die Formen der bei Gesandtenaktionen angefertigten Protokolle in Betracht; denn diese unterscheiden sich nicht weiter von allen andern Protokollformen, deshalb würde eine diesbezügliche Betrachtung den Rahmen unserer Aufgabe verlassen. Vielmehr interessiert uns an jenen Protokollen hier nur, was das protokollarische Verfahren bei Gesandtschaften angeht; darum aber empfiehlt es sich, das darüber zu Sagende bei Betrachtung des Verfahrens überhaupt abzumachen (vgl. auch b. Schlussbericht).

1) Vgl. Lexer III, 526 und Schmeller, Bair. Wörterb. I, 822. —
 2) Posse, Privaturkk. S. 200 ff. — 3) Missbräuchlich schreibt ein Städter einmal aus Gewohnheit „des koniges frunden“, RTA I, 325. — 4) Ib. III, 127. —
 5) Janssen I, 388. — 6) Ib. II, 43 u. ö.

§ 6.

Zwischenbericht.

Es ist schon oben (S. 5) bemerkt, dass naturgemäss die Zwischenberichte früher schriftliche Abfassung gefunden haben müssen, als die Schlussberichte. Nicht, als liesse sich mündliche Zwischenbericht-Erstattung gar nicht denken: man konnte ja auch ein Nebenglied des Gesandtschaftspersonals zu solchem Zwecke nach Hause senden und etwaige Zwischeninstruktionen durch dasselbe zurückempfangen. Aber bequemer war es, statt dessen einen Brief mit einem einfachen Boten abzuschicken. Dem entsprechend hat der Zwischenbericht fast ausnahmslos das ganze Mittelalter hindurch Briefform.

Für Ostrom zur Zeit der Völkerwanderung und für das fränkische Reich hat Löhren¹⁾ das Vorkommen von Zwischenberichten behandelt. (Über die Zw.-B. der karolingischen Reichsinspektoren s. d. Anh.) Allzuhäufig werden in den ersten Zeiten Zwischenberichte nicht eingelaufen sein, zumal nicht bei weiterer Entfernung der Mission und damit zusammenhängenden Kommunikationsschwierigkeiten, die vom Adressaten oft absichtlich erhöht werden mochten. Die seltene Abfassung von Zw. ist wohl auch der Grund, warum uns aus den Anfängen unserer Periode so wenig Belege für diese Gattung von Papieren vorliegen. Z. B. hat Liudprand v. Cremona an Otto I. von Byzanz aus keine Zwischenberichte gelangen lassen können;²⁾ seine Entschuldigung aber zeigt, dass immerhin in dem völligen Schweigen bereits damals ein Verstoss gegen den diplomatischen Geschäftsgang lag. Am notwendigsten mussten Zw. bei eintretendem Stocken der Verhandlung werden: daher hat Johann v. Gorze aus seiner spanischen Haft nach Haus schreiben müssen; der anzunehmende Inhalt seines Berichtes — reine Erzählung, wohl mit klagenden und bittenden Zusätzen — deckt sich ungefähr mit cc. 118—29 seiner Lebensbeschreibung.³⁾ Offiziell an den Absender aufgesetzt war der Bericht nicht; in c. 129 sagt Johann dem spanischen Gesandten (der zugleich als Johanns Briefbote dient), als dieser

¹⁾ A. a. O. 45 ff. — ²⁾ Relat. de legatione Constant. c. 1: „quod prius litteras sive nuntium meum non suscepitis“. — ³⁾ SS. IV.

für seine Sicherheit fürchtet: „Se abbati suo litteras missurum, qui illum magnifice exciperet“; aus c. 130 ersieht man, dass der Brief geschrieben worden ist und die erwünschte Wirkung gehabt hat. Faktisch vertrat er des offiziellen Zwischenberichtes Stelle; denn erstens hat Johannes, was man hier ex silentio schliessen darf, nur diesen und keinen anderen nach Haus abgehen lassen; zweitens wird der Spanier, als er von Gorze nach Frankfurt zu Otto aufbricht, nicht nur vom Bischof Adalbero, sondern auch vom Abte Eginald v. Gorze begleitet, dieser muss dem Könige den Brief übergeben haben, der ja zu den Auseinandersetzungen des fremden Gesandten die nötige Ergänzung bildete; und Otto fasste den Bericht ganz als offiziellen auf, da es weiter heisst: „Cuius legatione audita — litterae mitiores perferendae decernuntur. Johanni de prioribus suppressendis rescribitur, tantum cum donis procedat, amicitiam pacemque de infestatione latrunculorum Sarracenorum quoquo pacto conficiat, reditumque maturet, edicatur“; Johann erhält also auf jenes Schreiben von Ottos Seite selbst schriftlich Antwort und Zwischeninstruktion.

Die Gesandten Heinrichs IV. berichten (referunt) ihm 1093—94 über den Stand der Dinge in Deutschland;¹⁾ in der Weise, dass Bischof Rupert v. Bamberg, der selbst, wenn auch wohl nicht eigentlich als Gesandter, für den König diplomatisch thätig ist, an denselben schreibt, und der Bericht der beiden Gesandten sich seinem Briefe als Fortsetzung eng anschliesst: „Ego G. et H. — vos obsecrando monemus“ cet. Was sie bisher gethan haben, wird hierauf einfach erzählt; der Schluss lautet: „Quicquid de his omnibus vobis complacuerit, certissima legatione litterarum vestrarum tam domino nostro episcopo quam nobis renuntiate.“ Es werden also neue Instruktionen erbeten. — Bei geringer Entfernung des Absenders vom Adressaten sehen wir noch zu Heinrichs IV. und V. Zeiten die Gesandten, an Stelle einer Zwischennachricht, sich selbst zurückverfügen und danach jedesmal eine neue Gesandtschaft abgehen. So eilen vor der Mainzer Synode von 1071 die kgl. und erzbischöfl. Gesandtschaften zwischen dem Könige und dem

¹⁾ Cod. Udalr. N. 87, S. 170.

Erzbischofe in der zeitraubendsten Weise immer hin und her¹⁾. Dass es auch bei nichtdeutschen Gesandtschaften damals nicht praktischer herging, ersieht man aus Hessos Schilderung der päpstlich-deutschen Verhandlungen von 1119, wo 3 päpstliche Corps in Thätigkeit treten, statt dass das erste zweimaligen Zwischenbericht sendete.²⁾

Aus dem Jahre 1158 haben wir einen Zwischenbericht, den Prutz,³⁾ ich weiss nicht worauf sich stützend, einen theilweis erhaltenen nennt; es scheint an seiner Vollständigkeit jedoch nichts zu fehlen. Rainald v. Dassel und Otto v. Wittelsbach, die Gesandten Friedrichs I. in Italien, berichten ihm über den Fortgang der Angelegenheiten.⁴⁾ Der Brief setzt andere Berichte voraus, sowohl durch seinen Anfang: „Recedentibus a nobis cardinalibus, qui ad vos missi sunt“ cet., wie ausgesprochenermassen an seinem Ende; wo die Gesandten sich wundern, dass sie auf so viele Briefe (tam frequentibus litteris) nie ein Wort zur Erwiderung erhalten haben. Neue Berichte werden versprochen (verum vobis scribemus).

Dieses Stück lässt erkennen, dass die Berichterstattung sich entwickelt hat, dass die diplomatische Korrespondenz damals bereits eine lebhafte ist. Also seit Mitte des 12. Jahrhunderts ungefähr lässt sich dies sagen; in den Anfang der staufischen Zeit scheint auch auf diesem Gebiete das Erwachen stärkeren Lebens zu fallen. Eben damals hebt sich überhaupt der Briefverkehr (s. u. bei Personal). Ein Diplomat wie Wolfger v. Passau steht mit seinen rastlos thätigen Unterhändlern in einem Briefwechsel, der bisweilen fast an neuzeitlichen Depeschenwechsel erinnert. Schade genug, dass nur so dürftige Reste dieser Art von Litteratur erhalten, bezw. bekannt gegeben sind; nichts kann bessere Einblicke eröffnen in das politische Getriebe einer Zeit.

Zwischenberichte gingen auch von den Gesandten des 14. Jahrh. an ihre Absender, wie zahlreich, hing von den

¹⁾ L. c. N. 37, S. 71: „crebrae de palatio legationes — imperiosa de hac consecratione mandata ferentes“ und S. 72: „multis itaque nunciis et renunciis hinc inde missis et remissis, multis quoque diebus huic audientiae delegatis cet.“ — ²⁾ Ib. N. 199, S. 353 ff. — ³⁾ Friedr. I, I, S. 415 o. — ⁴⁾ Sudendorf, Registrum II, S. 131.

Umständen ab. Die Gesandten Heinrichs VII. scheinen 1313 aus Italien nur in eiligen Fällen an ihn berichtet zu haben. Z. B. geschah dies von Brescia aus, das sich in bedrängter Lage befand. Der bezügliche Bericht ist formell wie inhaltlich trefflich zu nennen: rein sachlich, klar, knapp, erschöpfend. Er lautet¹⁾ verdeutscht: „Dem durchlauchtigsten Fürsten Hn. H. v. G. G. [u. s. w.] [legen] Johannes Rubeus [u. s. w.] und Vermillius de Alfani [u. s. w.], seine treuen und ergebenen nuntii und ambaxatores an die Gemeinde von Verona u. einige andere lombardische Gemeinden, sich selbst mit deren Empfehlung zu Füßen. Euerer unaussprechlichen Majestät machen wir ehrfurchtsvoll durch gegenwärtiges [Schreiben] bekannt, dass wir am 27. April zu Eurer Stadt Brescia gekommen sind unter Geleit von [u. s. w.], indem wir unsere Reise verschoben, weil ein rascheres Eintreffen unmöglich war wegen Verfolgung, Bosheit und Bekämpfung seitens der gegen Euch Empörten. Hier haben wir laut dem uns von Ew. Majestät gewordenen Auftrage Requisition erhoben betreffs des Euch geschuldeten Geldes und der gewappneten Reisigen; in Erwiderung hat man entschuldigend dargethan, dass man, von den Rebellen aus benannter Gemeinde wie auch aus Cremona, und von deren Parteigängern in der Umgegend mit Kriegslast bedrückt, ganz ausser stande war, Reisige und Geld zu beschaffen.

Wir werden in besagten Dingen nach Ew. Majestät Auftrag thun, was wir fähig sein werden, und gedenken die genannte Stadt möglichst schnell zu verlassen, um Euern Auftrag auszuführen, obwohl die grösste Gefahr mit unserem Vorgehen verbunden ist. Den Grafen G. haben wir in keiner der Landschaften finden können; es heisst, dass er selbst zur tuskischen Partei übergegangen ist. Die Lage besagter Gemeinde von Brescia laut Auftrag prüfend, haben wir sie kläglich gefunden, weil die Vertriebenen besagter Gemeinde, die Cremonenser und die übrigen Rebellen wider Euere Hoheit bis zu den Gräben selbiger Landschaft beständig Krieg führen, und die von Brescia von Euern Getreuen der Umgegend keine Hülfe erlangen können; sodass, wie wir meinen, wenn durch Euch nicht in Kürze dem

¹⁾ Dönniges I, 139.

Vikar Rat und zwar mit einem guten Stück Hülfsvölker gesendet wird, besagte Stadt in die Hände der Rebellen fallen dürfte.“ Datum u. s. w. —

Rudolf Losse, als Botschafter des Erzbischofs v. Trier gesandt 1341 nach Paris an den König von Frankreich und ¹⁾ an die Königin und die Herzogin v. d. Normandie, schreibt dem Erzbischof, dass die Verhandlung mit dem Könige von diesem verschoben sei, und er daher kaum so bald werde Frankreich verlassen können — wieder ist wie in früherem Falle das Stocken der Negociation der Anlass zum Zwb. —; dann von der Ausführung seiner zweiten Mission.²⁾

Durch äussere Hindernisse und Säumigkeit des Briefboten, aber auch wohl durch solche der Gesandten selbst, wurde manchesmal die Geduld des Absenders auf die Probe gestellt, wenn er wichtigen Nachrichten lange vergeblich entgegensehen musste. Ditmar, Kaplan des Erzbischofs v. Trier, erwähnt in einem Schreiben an Bohemund und Losse, die kurtrierschen Gesandten an der Kurie, deren Zwischenbericht an den Erzbischof mit dem Ausdruck der Ungeduld über späte Benachrichtigung: „Noveritis me vestras litteras recepisse — quas — vester nuncius michi satis tarde — afferebat, una cum litteris domino nostro missis“. ³⁾

Unter Karl IV. begegnet uns dann der erste Zwischen- und Gesandtschaftsbericht überhaupt in deutscher Sprache (doch dürfte diese auch unter Ludwig IV. schon zur Anwendung gekommen sein). Die Städte sind es, denen zuerst deutsch berichtet wird. Strassburgs „Botten“ schreiben „an ire Oberen“ aus Nürnberg; ⁴⁾ „Ir sollent wissen, dass der Keyser kam“ u. s. f.

Der Gebrauch der heimischen Zunge wirkt bei den städtischen Diplomaten dahin, dass ihre Berichte formal ein sehr saloppes Gepräge tragen. Der Stil ist meist der denkbar greulichste: mit „wir länt ùch wissen“ — „wissent ouch“ — „öch lüssent wir ùch wissen“ — „ouch wist“ oder zur Abwechslung: „vort van dem andern pünt“ — „vort in den andern pünt“

¹⁾ Mit besondrer Kredenx („cuilibet vestras literas presentando“). —

²⁾ Böhmer, Act. imp. sel. N. 1051. — ³⁾ L. c. N. 1040. — ⁴⁾ 1356: Wencker, Apparat. S. 207.

„vort wist“¹⁾ — und ähnlichen geschmackvollen Varianten werden die Sätze konglomeriert. Oft waren die Herren offenbar etwas schreibfaul und vertrösteten lieber auf ein andres Mal oder auf das Mündliche: „alse wir ùch wol sagende werdent so wir zû ùch komment; daz wir hoffent und getruwent, daz wir schiere bi ùch wellent sin. empfinden wir ùt anders, daz wellent wir ùch öch lassen wissen“;²⁾ oder: „item me fil ander worten hat diser bott geseit, die nut not sind ze schribent, denne daz die wol gebeiten bis wir heime komen“;³⁾ und wieder: „was wir danne in den oder andern sachen befinden, wöllen wir uch selber sagen, so wir heimen komen“.⁴⁾ Das ist eine gemütliche Art, Gesandtenberichte zu schreiben; sie wird noch gemütlicher durch behäbig-erbauliche Bemerkungen aller Art; z. B.: „wissent öch, daz wir ùch nû lange verschriben und enboten hettent; so sind die löffe also wilde gewesen und noch sint“.⁵⁾ Oder es wird allerhand Freudiges verheissen: „und wir hoffen, so wir zu uch komen und davon reden werden, dass uch das wol gefallen sölle“.⁶⁾ Man sieht förmlich das bedächtige Zuspitzen der Feder vor Beginn solches Schreibens und hört den Atemzug der Erleichterung nach seiner Vollendung.

Inhaltlich sind die städtischen Berichte natürlich, gleich allen andern, sehr verschieden, je nach Befähigung und Eifer des leitenden Diplomaten und je nach der Sache. Wo es sich um rein interne Dinge, um Kosten und Privilegien der Stadt, auch um Bundessachen handelt, sind sie fast durchweg brauchbar, gründlich, deutlich, obzwar auch manche unnötige Plauderei dazwischen fällt. Für die auswärtige Politik des Reiches fehlte es oft, wie den Städten an Interesse, so ihren Gesandten an klarem Überblick, diplomatischem Feingefühl und sachlichem Verständnis; daher sie sich vielfach begnügten, allerhand Vernommenes, z. T. chaotisch durcheinander, mitzuteilen, ohne Gesichtspunkte und politische Auffassung, die ja, von der im

1) Der Kölner Joh. v. Neuenstein 1394 von der Kurie her; H. Keussen, Zwei Köln. Gesandtsch. n. Rom im 14. Jahrh. (Sonderabdr. aus Höhlbaums Mitteil. a. d. Stadtarchiv v. Köln, H. XII), S. 14 f. — 2) RTA II S. 196. — 3) Ib. VIII, S. 272. — 4) Ib. VII, 319. — 5) Ib. II, l. c. — 6) Ib. VII, l. c.

diplom. Bericht verpönten Deutelei himmelweit verschieden, das Erzählte, sei es durch blosse Gruppierung, erst in die rechte, für den Absender wertvolle Beleuchtung stellt. Zuweilen unterbleibt auch jede Besprechung solcher Dinge. Von all diesen Mängeln wissen sich jedoch andre auch frei zu erhalten. Ich gebe einige Illustrationen.

Walter v. Schwarzenberg schreibt an Stadt Frankfurt über den Einzug Friedrichs III. zur Krönung in Aachen 1442.¹⁾ Er giebt Mitteilung über glückliche Ankunft, über die Pracht des Aufzugs, die Menge der Anwesenden, über einen Krawall. Was den Gesandten am meisten interessiert, ist, dass der König bald wieder nach Frankfurt kommen wird, daher man sich dort mit Wein und Anderem vorsehen möge. Schluss: „Ich wiss uch sonderlichiz nyt zu schriben“. Und doch dürfte der Schwarzenberger Gelegenheit gehabt haben, so manches zu erfahren von den Aussichten der Reichsreformen, von den Schweizer Plänen des Königs u. ä.; aber was geht das Frankfurt an!

Weiter aus greift der Bericht des Diether von Alzei und desselben Schw. aus Wien 1443.²⁾ Hier hat entweder des Ersteren Persönlichkeit oder die internationale Luft der Donaustadt anregend gewirkt: es wird von Händeln zwischen Friedrich und seinem Bruder Albrecht um die Königskrone, von polnischen und türkischen Kämpfen in Ungarn erzählt; aber wie. Die Gesandten haben offenbar das Bestreben, ihrem Rate allerhand „neue mere“ von „da hinten her“ vorzuplaudern; und dabei zeigt sich von Kenntnis der wirklichen Lage dieser Dinge keine Spur. Bilden sich doch z. B. die Beiden ein, die Beseitigung der Türkengefahr werde durch die Ungarn von seiten Friedrichs III. erwartet, „aber sie müssen wole noch lange harren“, heisst es naiv, „dan unser herre der konig gar langsam ist und nictes furdert, als uns gesaget wirt.“ Die Tausende der türkischen Gefangenen werden aufgezählt: das ist sensationell. Das Ganze ist einfach Kannegiesserei. Schluss: Versicherung, sobald es möglich, fleissig für die Stadt

1) Janssen, Resp. II, S. 47. — 2) Ib. 58 f.

zu arbeiten, was bis dahin noch nicht geschehen, ausgenommen eine Audienz beim Kanzler.

Dieselben und Heilm. Schiltknecht sind 1444 zum RT zu Nürnberg geschickt, hauptsächlich in städtischen Angelegenheiten, aber natürlich auch, um den Stand der Dinge betreffs des Armagnakenkrieges und der Kirchenspaltung im Auge zu behalten. Unterwegs erfahren sie, dass Kurmainz nicht zum RT kommt, sondern nur Gesandte schickt. Dies wird sogleich nach Haus berichtet, aber, soweit das Regest ¹⁾ zeigt, rein als nackte Notiz, obwohl sie mit den kurmainzischen Gesandten zusammenreisen, und es für Frankfurt wohl nicht wertlos, für sie nicht schwer gewesen wäre, etwas von der Stellungnahme des Mainzers zur Kriegsfrage zu erfahren. Auch als sie über ihre erste Audienz beim Könige berichten ²⁾ und vorher die ihnen erzählte Verhandlung der Kurmainzischen Gesandten mit dem Könige inhaltlich angeben, geschieht dies ganz beiläufig, und der naheliegende, für sie leicht mit andern Diplomaten zu erörternde und, wie es scheint, von andern erörterte Schluss, dass die Versicherung der Mainzischen, ihr Herr „habe gern kommen wollen“, müsse es sich aber angelegen sein lassen, die Armagnaks „aufzuhalten“, nichts als Redensart sei, und dass Kurmainz selbst zu einem Einvernehmen mit den Feinden hinzuneigen scheine, ³⁾ liegt ihnen fern. Entsprechend geben sie bei der Gesandtschaft des RT an den Dauphin grade das Unwesentliche an. Betreffs ihrer internen Sache aber teilen sie wenigstens das Nötigste mit: dass sie den König um Gehör gebeten hätten, welches jedoch verschoben sei; über eine ihnen zugleich aufgegebenene Sache an Kurtrier heben sie aus seiner Antwort das Wichtigste hervor („Der lag alles uff dem synne“ u. s. w.); ihre eigne Erwiderung wird jedoch zu kurz, mit einer Redensart abgethan: „Dar uff auch geantwort ist als sich geburt.“ Mehrfach wird hin und hergeschrieben, ob der König die Stadtsteuer gleich verlangt oder nicht. ⁴⁾ Während dessen erklingen von Westen her immer lautere Hilferufe gegen die fremden Mordbrenner. ⁵⁾ Die städt. Ge-

¹⁾ Janssen l. c. N. 84, S. 61. — ²⁾ Ib. N. 85, S. 62 f. — ³⁾ Vgl. Souchay, Deutsche Monarchie IV, 199. — ⁴⁾ Janssen l. c. NN. 88, 89, 92. — ⁵⁾ Vgl. ib. N. 94.

sandten kommen sich bei dem Vorherrschen dieser „wilden leuff“ ganz überflüssig vor, haben noch keine Ahnung davon, wie nahe die Sache bald an sie selbst herantreten wird, und möchten nach Haus zurück!¹⁾ Da dem Rate zu Frankfurt selbst schliesslich klar wird, dass es nicht ganz überflüssig sei, etwas vom Vordringen der Armagnaken zu wissen, sehen sich die Gesandten endlich genötigt, aus ihrer faulen, seufzenden Bequemlichkeit herauszugehen, zunächst versprechen sie Bericht darüber,²⁾ alsdann schicken sie fremde Berichte ein, mit Verzicht auf eigene Mitteilungen: „was schadens Tutschem lande von diesen fremden leuffen kommen mag, czwifelt uns nit uwer wiszheit kan das basz besynnen und erkennen, dan wir“!³⁾ Und doch befanden sie sich am kgl. Hoflager und auf dem RT, dem Sammelpunkte aller eingehenden Berichte! Aber es fehlte eben zugleich überhaupt an Interesse für diese „fremden“ Angelegenheiten, solange sie nicht an die eigene, allereigenste Kehle oder Börse gingen; wie denn die Städtegesandten allgemein auf die erste bezügliche Anfrage des Königs erwiderten: das solle er mit seinen Herren beraten, die wüssten das besser, als „ihre Einfalt“.⁴⁾ Erst als dann die Sache die Städte mehr und mehr berührt, als sie selbst sich am Kriege beteiligen sollen, als es Kostenanschläge zu besprechen giebt, erst da laufen endlich wirklich auch eigene Berichte der Frankfurter darüber ein, und nun ausführlich genug, und jetzt tritt auch diplomatisches Element darin hervor: vorsichtige, kurze, vielsagende Bemerkungen: „Des Königs Vornehmen behagt nicht jedermann wohl“;⁵⁾ „der Städte Freunde wollten dabei nicht sein, warum, das werdet Ihr wohl gewahr, wenn mir Gott wieder zu Euch hilft“⁶⁾. Die Kriegsnachrichten selbst aber gehen bunt durcheinander, mit rein privaten Bemerkungen untermischt: „Mein Herr v. Mainz sähe gern, dass ich täglich zu ihm essen ginge, dieweil ich allein bin“! (Schw.'s Genossen sind da nämlich abgereist, und er fühlt sich vereinsamt.) Zum Schluss ein verdriesslicher Stossseufzer: „Ich weiss Euch derzeit nichts Gutes (!) zu schreiben“.⁷⁾

1) N. 95. — 2) Ib. — 3) N. 97, S. 70 f. — 4) N. 96. — 5) Ib. S. 77. — 6) Ib. — 7) S. 78.

Und in gleich ungünstigem Lichte erscheinen bei näherer Betrachtung andere, z. T. ältere Berichte desselben Schwarzenberg. 1420 ist er zum Breslauer RT geschickt, speziell in sachen heimlicher Gerichte, vor die die Frankfurter Ratsherren geladen worden sind, ausserdem zum RT als solchem; er sendet, unter andern, ähnlichen, den nachfolgenden Zwb.:¹⁾ „Meinen willigen Dienst zuvor. Ehrsame, weise, liebe Herren und Freunde. Worüber ich Euch früher geschrieben habe, die Sache [Schiedsgericht zwischen Deutschorden und Polen] macht unserm Herrn noch viel zu schaffen, indem täglich noch viel dazu geredet wird von Fürsten, Herren und Städten. Aber mit vieler Arbeit ist mit den städt. Gesandten eine Ausrichtung erzielt worden betreffs der Zuschrift, die S. kgl. Gn. ihnen und euch gesendet hatte [über Beteiligung der Städte am Feldzuge, und manches Andere, „des nit noid ist uch iczunt davon zû schriben“, wie der Gesandte in früherem Schreiben lakonisch meinte]. Und es sind von 32 Reichsstädten Machtboten hier gewesen. Auch lasse ich Euch wissen, in betreff der heimlichen Sache [die heimpl. Gerichte] bin ich verhört von meinem gnädigen Hn. dem Könige im Beisein des Markgrafen v. Brandenburg, des Markgrafen v. Baden und Johann Kirchheims. Und diesen Dreien ist der Auftrag geworden, die Sache mit mir zur Ausrichtung zu bringen. Selbige Sache ist mir recht beschwerlich [!]. Und hätte ich euch nicht geschrieben, in den Sachen das Beste zu thun, so wollte ich's lieber aufgegeben haben [!]. Denn ich besorge langen Verzug und doch nicht eine redliche Ausrichtung, wie sich Ew. ehrsame Weisheit vielleicht ihrer versehen haben dürfte. Auch habe ich heimlich vernommen, dass die zwei Münzmeister, der zu Baden und der bei Euch, darauf aus sind, bei Euch eine Silbermünze zu schlagen. Dawider arbeite ich, so gut ich kann. Und ich habe mit m. Hn. dem Markgrafen v. Brandenburg davon geredet und ihn gebeten, dagegen zu sein, und eure Gebrechen darin erzählt, so gut ich's vermochte. Der hat mir auch gnädig darauf geantwortet, wie ich Euch denn in den und andern Sachen genauer zu erzählen hoffe, so mir Gott heim hilft“. Sehen wir von dem letzten Punkte, für den der Be-

¹⁾ RTA VII, N. 281, S. 409 f.

richt allenfalls genügen kann, ab — obgleich die wiederholte Phrase: „So gut ich kann“ (bzw. „konnte“) besser durch bestimmte, bzw. wörtliche Angaben zu ersetzen gewesen wäre, wie solche auch von andern Gesandten ihren Absendern häufig genug geliefert werden —; so ist im Übrigen der Inhalt des Berichts ein kläglich armer. Es war anzugeben, welcher Art die „Ausrichtung“ der Städtegesandten gewesen; es war genau anzugeben der Verlauf des Verhörs vor dem Könige; es fehlt jede Beachtung wenigstens der böhmischen Politik Sigismunds, des Handelsverbotes gegen Venedig, der Verhandlung des Königs mit dem Markgrafen v. Meissen, kurz, wieder ist es ein enger, spiessbürgerlicher Gesichtskreis, den wir an dem Frankfurter Gesandten bemerken.

Alle hier vermissten Dinge, und andre mehr, finden sich in den Berichten der Strassburger Gesandten von ebenda. Ich kann nicht finden, dass diese „Wichtiges und minder Wichtiges bunt durcheinander“ melden, wie Kerler in der Einleitung¹⁾ sagt: im Gegenteil, ihre Berichte scheinen mir klar disponiert und aus der auch von Kerler gerühmten Fülle des Gehalts prägnant das Wichtigste herausgehoben: denn notabene, für die Gesandten musste freilich doch immer das Wichtigste die Sache ihrer Absender sein, und nicht dies ist an dem Frankfurter als Einseitigkeit gerügt, sondern dass er sonst so ziemlich für nichts mehr Sinn und Verständnis hatte. Die Disposition ist z. B. in dem ersten Zwb. der Strassburger:²⁾ 1. Ankunft. 2. Verhandlung mit dem Könige über das ihnen speziell Aufgegebene, und zwar diese mit Recht ganz genau, mit detaillierter Angabe des Gesprochenen. 3. Auswärtige Politik des Königs: Hussiten, Türken, England. 4. Aussicht auf Verzug der Gesandten: mit Anführung der Dinge, die vor den ihnen zu erledigen sind. Im Anschluss an diese 5. Handelsverbot gegen Venedig.

Das ist ein trefflicher Zwb., und auch sonst pflegen gerade die Strassburger Gesandten inhaltlich — von der Form gilt für sie, was für alle — ganz vorzügliche Berichte zu liefern. Z. B. gilt dies für die Schreiben der 3 Strassburger vom Nürnberger

¹⁾ RTA VII, S. 391. — ²⁾ Ib. N. 280, S. 407 ff.

RT 1421.¹⁾ Hier treten klar in den Vordergrund: 1. die Freiheiten der Städte, 2. die Hussitenfrage. Was für diese beiden Dinge geschehen ist, wird ins Detail erzählt, meist in chronologischer Ordnung, mit höchster Genauigkeit (sodass sogar, wie öfters in strassburgischen Berichten, der Zeitunterschied zwischen Strassburg und Nürnberg bei Zeitangaben stets berechnet ist: „also bi ùch die glock sleht“), doch mit klarer Herausstellung aller Hauptpunkte: für 1: a) Stellungnahme zu den übrigen Städten; b) solidarisches Vorgehen der städtischen Gesandten; c) Agitation gegen die Gegner, vornehmlich gegen Baden; d) Verhandlung mit den Gegnern vor den Fürsten; e) Resultate; für 2: a) Abwesenheit des Königs und Gründe dafür; b) Bedeutung der hussitischen Handel, auch nach der sozialen Seite;²⁾ c) solidarische Stellungnahme der Fürsten gegen die Hussiten; d) Aufforderung derselben an die Städtegesandten und deren Antwort; e) bevorstehende Auflösung des RT. Auf diese Berichte allein könnte man schon eine Geschichte des RT basieren. Persönliche Causerien fehlen gänzlich; selbst Nebenbemerkungen sind sachlicher Natur.

Ähnliches Lob verdienen die meisten Zwb. fürstlicher Gesandter. Ich erinnere an die Berichte des Dr. Knorr an Albrecht Achill.³⁾ Hier fehlt z. B. auch nicht unumwundene Mitteilung der Urteile, die über Albrechts Verhalten laut werden: so heisst es mit humorvoller Färbung:⁴⁾ „Ewer gnad ist geachtet auff diesem tage fur den weysten fursten, aber das ir fleissig seyt gewesen, die sachen des cristenlichen Zuges oder auch des fridens zu furdern, hore ich nicht von euch sagen.“ D. h. der Gesandte hat in diesem Punkte Abfälliges gehört und teilt es in dieser deutlichen, aber geschickt-negativen Form mit.

Die Städte verlangten von ihren Gesandten möglichst häufige und genaue Zwb. Als München mit den bairischen

¹⁾ RTA VIII, S. 38 ff. Die Gesandten sind: Peter Zorn Ritter von Duntzenheim (vgl. ib. VII, S. 407, Note 2: der dortige Peter Zorn und P. v. Duntzenheim sind dieselbe Person; der Grund, warum das Mandat in Strassb. A. liegt, scheint die Nichterledigung der diplom. Aufgabe; vgl. die Breslauer BB), M. Peter Blümliu u. Altammanmeister Hugo Dritzehen. — ²⁾ L. c. S. 39. — ³⁾ Vgl. Quellensamml. f. fränk. Gesch. II. — ⁴⁾ Ib. S. 125.

Herzögen Ernst und Wilhelm 1398/99 verhandelte, gingen der Stadt von ihren Diplomaten binnen 26 Tagen 10 Zwb. zu, meist alle 2 Tage ein neuer (der Berichterstatter war das Haupt der Gesandtschaft, Wilhelm Jörgner; die BB sind stehend unterfertigt: „Wilhalm Jörgner und die andern all die mit mir sinnd“); gleichwohl war das dem Rate nicht genug.¹⁾ Daher versprechen auch häufig städtische Gesandte, sich mit Zwb. möglichst zu beeilen;²⁾ und Ludwig Waldeck v. Frankfurt schreibt für seinen Rat einmal (1475) einen Zwb. bis „uff nechtent umb funff ure.“³⁾ Mit Stellung von Briefboten wurde nicht geheizt, von dieser Seite war alles Erforderliche für gründliche und oftmalige Berichterstattung gethan.⁴⁾

Über zwei nicht in Briefform verfasste städtische Zwb. rede ich weiter unten.

Besondere Punkte wurden häufig durch in Zwb. eingelegte Zettel erledigt.

Der Verweis auf das Mündliche ist oft auch Vorsicht. So schreibt der Gesandte des Deutschmeisters 1422: „und ist nicht fuglich umb veerlikeit der wege euch das so verre zu schreiben.“⁵⁾

Besondere Namen für den Zwb. hat es nicht gegeben, nur für den Bericht überhaupt (s. u).

§ 7.

Schlussbericht.

Bis zur Karolingerzeit sind schriftliche Schlussberichte bei deutschen Gesandten nicht nachzuweisen. Dann treten sie als etwas regelmässig Gefordertes entgegen bei den karol. Reichsinspektoren (s. Anh.) und sind auch sonst hier und da zweifellos geliefert worden, aber weitaus nicht immer. So deutet es z. B. auf mündlichen Schlussbericht hin, wenn 740 Papst

¹⁾ Chronik. d. d. St. 15, S. 580. — ²⁾ „wie sich aber das fürbass machende wurt — wellent wir uch one verzog lossen wissen“ RTA VIII, S. 331. — ³⁾ Janssen a. a. O. II, S. 364, N. 509. — ⁴⁾ „und also beheben wir Kronhans bi uns, uch fürbass botschaft zû dünde waz uns begegnet“ RTA VIII, S. 142. — ⁵⁾ Ib. S. 141.

Gregor III. an Karl Martell in einem Rekreditiv schreibt: ¹⁾ „Harum autem litterarum portitor, Anthàt vester fidelis, quod oculis suis vidit et nos ei iniunximus, omnia tuae benignae excellenciae viva voce enarrat“ [-ret?]. Dies viva voce kommt noch viel später, in solchen und ähnlichen Wendungen vor, meist ein Zeugnis für mündlichen Ssb. Für dessen häufige Lieferung scheint auch das Lob zu sprechen, welches 753 Papst Stephan einem gew. Geistlichen Johannes in einem Schreiben an Pippin angedeihen lässt: ²⁾ „Fidelis enim tuus est et prudenter reportat responsa.“ Wirkliche Belege schriftlicher Schlussrelationen finde ich erst für die Regierung Ottos I. Hier hat der bekannten „Relatio de legatione Constantinopolitana“ des Bischofs Liudprand v. Cremona ³⁾ augenscheinlich dessen offizieller Ssb als Vorlage gedient, bzw. dieser ist mit vielem neu Hinzutretenden zu dem genannten Werke verarbeitet worden; nicht ist etwa dieses selbst der offizielle Bericht. Der rhetorische Stil, die Ausschmückung mit diplomatisch ganz wertlosen Details, Versen und ganzen Gedichten, Reden, die nach Form und Inhalt nie gehalten worden sein können, der ganze Charakter der Erzählung zeigen deutlich, dass L. für die Öffentlichkeit schrieb und einem grösseren, klerikal gebildeten Publikum eine fesselnde Lektüre bieten wollte, sich selbst zur Verherrlichung. Für die Herausschälung des offiziellen Kerns seien hier nur einige Anhaltspunkte gegeben:

C. 1. Quid causae — declarabit reiner Ssb. Hierin wird jene Rechtfertigung versprochen dafür, dass keine Zwb erstattet worden seien (s. o.). Das folgende wird bezeichnet als ratio subsequens, ein Ausdruck, dem wir schon zur karolingischen Zeit als Namen für offizielle Berichte begegnen. Liudprand beginnt nun: „Pridie Nonas Junii Constantinopolim venimus et ad contumeliam vestram turpiter suscepti, graviter turpiterque sumus tractati“ und erzählt das ganze Kapitel hindurch die Unterbringung in einem abscheulichen Hause, das kalt war, wo sie die Weine nicht trinken konnten u. ä. m. Alsdann beginnt C. 2: „Pridie Nonas Junii, ut superius

¹⁾ Cod. Carol. N. 2, Jaffé, Bibl. IV, S. 18. — ²⁾ Ib. N. 4, S. 32. — ³⁾ Ed. Dümmler in den SS.

scripsimus, Constantinopolim ante portam caream venimus et usque ad undecimam horam cum equis, non modica pluvia, expectavimus. Undecima vero hora non ratus Nicephorus, nos dignos esse tam ornatos vestra misericordia equitare, venire iussit, et usque in prefatam domum marmoream, invisam, inaquosam, patulam sumus deducti.“ In ziemlich knapper Form schliesst sich daran bis zum Schluss des Kapitels ein Stück Bericht, das — mit kleinen Auslassungen — offiziell gehalten ist. Es ist klar, dass die von den in beiden Kapiteln gleichen Worten ausgehende, breite und geschwätzige Darstellung des ersten Kapitels durch den im 2. Kapitel nachfolgenden, den Faden mit jenen Worten wiederaufnehmenden, kürzeren Bericht völlig überflüssig gemacht ist. Ohne mit Genauigkeit den Wortbestand der Relation restituieren zu wollen, kann man ihn demnach doch annähernd rekonstruieren, und zwar so etwa:

„Pridie Nonas Junii Constantinopolim ante portam caream venimus et (ad contumeliam vestram?) turpiter suscepti graviterque sumus tractati. Usque ad undecimam horam cum equis (non modica pluvia?) expectavimus. Undecima vero hora Nicephorus non ratus nos dignos esse (tam ornatos vestra misericordia?) equitare venire iussit, et usque in domum marmoream, inaquosam, patulam sumus deducti. Octavo autem“ weiter bis zum Ende des 2. Kapitels.

In gleicher Weise liessen sich etwa als Relationsbestandteile herausheben: C. 3: Septimo — monstruosam. Sedebant — subiecti. Es folgten vermutlich cc. 4—8 mit den Reden; aber entweder war nur summarisch deren Inhalt angegeben, oder es sind wenigstens alle hochpathetischen Stellen, wie in C. 5: Nonne — sinebant. Postmodum — tyrannus esset; — ferner alle Wortspiele, langen Schilderungen, Verse und ein Teil der griechischen Bezeichnungen auszulassen. Jedes „redeamus ad rem“¹⁾ oder „nos ad propositum redeamus“²⁾ ist Zeichen einer vorausgegangenen Abschweifung, die im Gesandtschaftsbericht wahrscheinlich nicht gestanden hat. In ähnlicher Art wäre das ganze Werk durchzugehen, um wenigstens den Inhalt

1) C. 29 a. A. — 2) C. 30 a. E.

der offiziellsten Relation (hiermit auch das historisch ziemlich Sichere) völlig zu erhalten.

Die Reise des Johannes v. Gorze zum Kalifen Abdurrahman III. nach Kordova 953 haben wir nicht von ihm selbst erzählt vor uns, sondern von dem Abte Joh. v. St. Arnulf, der eine Lebensbeschreibung seines Freundes verfasste.¹⁾ Auf der Hand liegt, dass mündliche Erzählung die Quelle des Verfassers war, wie sich dies auch angegeben findet in C. 134:²⁾ „Johannes ad haec, qui, sicut nobis postea referebat, aliquid cet.“ Es ist daher die Möglichkeit ausgeschlossen, über einen etwaigen offiziellen Schlussbericht Johanns an Otto I. mehr zu eruieren, als den etwaigen Inhalt desselben, der ja in der umfassenderen mündlichen Erzählung dem Freunde gegenüber mitenthalten sein müsste. Es ist nach Abschneidung alles Unnötigen der Inhalt der Kapitel von C. 131 ab bis zum jetzigen Schlusse des Ganzen. CC. 118—29 decken sich inhaltlich mit jenem Zwb, den Johann dem arabischen Gesandten mitgab (s. o.).

Bei diesem Bestande unserer Relationsquellen für die älteren Zeiten lässt sich über die Ssb gar kein Aufschluss gewinnen. Der salus-ähnliche Eingang bei Liudprand ist nur die Widmung der Publikation. Und die Belege der nächsten Zeiten scheinen nicht reicher. Es ist schon deshalb wahrscheinlich und aus Anderem fast sicher, dass wenigstens der Regel nach bis gegen das 14. Jahrh. hin ausgestaltete schriftliche Ssb in Deutschland nicht üblich waren. Stellen wie die in einem ks. Schreiben an Klemens III. von 1189:³⁾ „Ex literis per fideles nuntios nostros—a S. V. nobis transmissis et ex verbis, que ab ore vestro audiverunt, intelleximus“ schliessen zwar die schriftl. Aufzeichnung dieser verba durch die Gesandten nicht grade aus, stellen sie aber auch nicht fest, ja die Mitgabe jener literae macht sie unwahrscheinlich. Der Adressat scheint damals häufiger noch als später solche Briefe den Gesandten an ihren Absender mitgegeben zu haben, und das mag dazu beigetragen haben, eine schriftl. Relation entbehrlich zu machen. Über Vollzug von Verträgen u. ä. konnte man die Vertragsurkunde dem Absender vorlegen; in andern Fällen Duplikate

¹⁾ SS IV. — ²⁾ S. 376. — ³⁾ Toeche, Heinr. VI, S. 520.

von Protokollen. Bei kurzen Reisen, bei einfachen Angelegenheiten war schriftliche Berichterstattung ohnehin nicht vonnöten. — Ausserhalb Deutschlands, z. B. in Italien, war es anders. So sagt der Abt v. Farfa über seine Gesandtschaft zur römischen Synode von 1112: ¹⁾ „Eorum certa relatione audita et visa“. Auch Benzo v. Alba hat in der Erzählung von seiner Gesandtschaft an Heinrich IV. ²⁾ vielleicht seinen Ssb benützt.

Unter Heinrich VII., dessen Regierung ja überhaupt für die Entwicklung des deutschen Gesandtschaftswesens fruchtbringend war, ist schriftliche Relation von den Gesandten verlangt. Zwei vollständige Exempel solcher von 1313 sind zu besprechen. ³⁾

Die eine Gesandtschaft ging (vorzüglich) an Genua, die andere, encyklich, an oberitalienische Städte. Aus diesem Unterschiede hinsichtlich der Adressaten entspringt ein Unterschied hinsichtlich der ganzen Anlage der Relationen.

Gemeinsam ist beiden die Protokollform. Der Bericht aus Genua trägt die Überschrift: ⁴⁾ „Relacio dictorum Ambassiatorum.“ Sein Inhalt ist in folgender Weise geordnet:

1) Datum.

2) Name dessen, der von der andern Seite die Verhandlungen geleitet hat; Name des rechtskundigen Beisitzers; Ort der Verhandlung.

3) Sache; Name des Sprechers unter den Gesandten; Namen derer, welche die Vota eingeholt haben („examinatores consilii“) und zwar so:

Name.	Titel.	} $\overline{\text{aur.}}$ ⁵⁾
Name.	Titel.	

4) Bemerkung, dass viele von den Vertretern der städtischen Gemeinde („ex — sapientibus“) Rede und Rat gegeben haben („arengaverunt et consuluerunt“).

5) Endresultat des Ganzen.

¹⁾ Cod. Udalr. N. 162, S. 289. — ²⁾ A. a. O. — ³⁾ Dönniges I, S. 100 ff. u. 123 ff. — ⁴⁾ S. 100. — ⁵⁾ Dies $\overline{\text{aur.}}$ (Dönniges: „nescio quid sit“) ist auricularii, dasselbe wie auscultatores.

6) Verschiedentliche Art der Stimmeneinholung (schriftl.; durch lauten Aufruf singulatim; durch requisitio der Examinatoren). Name desjenigen Ratsmitgliedes, dessen Antragstellung angenommen wurde. Zahl der Vota für dieselbe.

7) Inhalt und ungefähre Form seines Antrags.

8) Verlesung eines ks. Privilegiums und des Mandats¹⁾ der Gesandten (was beides aber vielleicht am Anfang des Ganzen geschah).

Dies ist der erste Tag der Verhandlungen. Die chronologische Folge der Begebenheiten scheint der Disposition zu Liebe nicht innegehalten. Etwas weniger genau, folgt der 2. Tag:

1) Name des Vorsitzenden.

2) Wahl von 12 sapientes als Ausschuss, Namen derselben.

Es folgen der 3., 4. und 5. (letzte) Tag mit kurzer Angabe des Beschlossenen, in der Weise des Instruktionsstiles mit item, nur natürlich im Indikativ: „Item tractant — item videtur eis, quod cet.“

Nun zeigt sich aber bei genauer Durchsicht, dass das Stück aufgesetzt ist nicht von dem Gesandtschaftssekretär, sondern von dem Notar Lanfrancus de Vallario, einem der genuesischen Kommunalsekretäre;²⁾ daraus erhellt, dass dasselbe eigentlich nichts Anderes ist, als eine Kopie des von seiten des Adressaten während und nach den Verhandlungen verfassten Protokolls. Diese Kopie, deren Inhalt die Thätigkeit der Gesandten erschöpfend angiebt, ist also von ihnen, wie dies oben für die älteren Zeiten als etwas wahrscheinlich oft Vorgekommenes bezeichnet wurde, nach Haus gebracht, an stelle einer eigenen Relation abgegeben und vom ks. Notar in seinen Anhang zum liber propos. als „Relacio“ aufgenommen worden (vgl. auch u. b. Verf.).

¹⁾ Die Ges. als Machtboten müssen ein Mandat gehabt haben, die lit. imperiales, die sie hatten u. verlesen liessen, ist aber vom Protokollar, wohl wegen des kredentiellen Teiles und Wertes des Mandats, irrig als lit. de credencia bezeichnet. — ²⁾ Vgl. l. c. S. 102 und die Unterschrift S. 103.

Bei der Abfassung des 2. Ssb, der uns erhalten ist,¹⁾ sind die Gesandten in folgender Weise verfahren: Tag für Tag haben sie alles, was sie ausgerichtet hatten, von ihrem Sekretär buchen lassen, so, dass als Überschrift das Datum steht, also tagebuchähnlich, in einfacher Erzählung, jedoch eben auch protokollarisch. Ein solches Tagesprotokoll reiht sich an das andere zuweilen durch ein Item; eingelegt sind alle einschlägigen Briefe, auch die des Mandanten an die Gesandten,²⁾ ja auch die Kopie eines Zwb an den Kaiser, in dessen Händen doch das Original des Zwb vor Abgabe des Ssb längst war³⁾ —; ferner Dokumente aller Art, Namensverzeichnisse der für Rebellen Erklärten, sowie der zur Stellung von Hülfsstruppen Herangezogenen.

Über diese Sammlung aller *Negociationsbelege* der Gesandtschaft hat der Sekretär als Überschrift die Bemerkung gesetzt, dass er, N., im Auftrage der und der Gesandten diese *requisitiones, litterarum presentationes, precepta et alie varie et diverse scripture* niedergeschrieben habe im Jahre †, der Indiction †, an den Tagen und Monaten, wie sie unten (laufend) verzeichnet stünden. So ist dann, wie man sieht, das Ganze als Ssb von den zurückgekehrten Diplomaten dem Absender überreicht worden. In diesem Verfahren ist unbestreitbar System. —

Seitdem reisst das Relationsmaterial nicht mehr ab, zu dem bald in Menge die städtischen Ssb hinzutreten. Auch der Ssb wird seit der 2. Hälfte des 14. Jahrh., wenn die Berichterstatter Deutsche sind, in deutscher Sprache verfasst. Die Form ist durchweg die protokollarische, ausgenommen natürlich Fälle, wo die Unterhändler nicht zum Absender zurückzukehren haben;⁴⁾ dann hat notwendig ihr Ssb die Form eines Zwb, die briefliche. Um die Protokollform der spätern Ssb näher zu illustrieren, so beginnt der der Gesandten von Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Gmünd über die Tage von Speier und Heidelberg im April 1388:⁵⁾

1) L. c. S. 123. — 2) So S. 127. — 3) Wenn nicht diese Einlage vom ks. Notar herrührt. — 4) Vgl. RTA VIII, N. 304, S. 361. — 5) Ib. II, S. 38 ff.

„Hie heben sich die teiding an, alz sich die 14 tag nach ostern uf dem tag zu Heidelberg verhandelt haben anno 88.“ Das folgende ist in kurze, kapitelähnliche Abschnitte geteilt, von denen jeder etwas Neues hinzufügt, das mit item, gewöhnlich aber mit do und darnach eingeleitet wird. Der erste dieser Abschnitte fängt an: „Dez ersten alz wir komen uf den suntag misericordia domini gen Speier, do gingen die vier und wir zu den Reinischen steten. und do erzalten die vier“ u. s. f. Diese reine Erzählung wird in demselben zwanglosen (man könnte wieder sagen: saloppen) Tone weitergeführt, der die Anwendung bestimmter Formen ausschliesst. Die drei ersten Abschnitte fallen mit den drei ersten Tagen zusammen, aber das ist wohl Zufall.

Diesem Stück völlig gleichartig ist die Aufzeichnung über die Verhandlungen zu Bamberg und Eger 1389,¹⁾ die nichts Anderes ist als ein Ssb der rheinischen Städtegesandten. Die Einleitung lautet: „Diz ist das gedechtnisse als der Rinschen stede frunde und boten von dem dage zu Babinberg und zu Eger gescheiden sin.“ Weiter heisst es dann: „Zum ersten das die von Nurenberg uns offenlichen gesagit hant, daz die Swebsche stede“ u. s. f. „Item da quam unser herre von Mentze“ u. s. f. „Item auch ist zu wissen“ u. s. w.

Ganz kurzgefasst und alles Ausführlichere dem Mündlichen überlassend ist der Ssb Eigils v. Sassen und Eberhard Stemmels, der Friedberger Gesandten, über ihre Reise zu König Sigmund nach Speier Juli 1414.²⁾ Die einem blossen Notizblatt ähnelnde Erzählung, die aber gleichwohl für die offizielle Relation zu halten ist, beginnt: „Anno 1414 jar of donrstag noch sante Ulrichis dag reid ich Eygil v. Sassen Eberhard Stammel und der schriber von der stede wegen“ u. s. w. mit als, da, und weiterhin (in jedem neuen Satze einen neuen Tag gebend) mit of (of mandag — of den fritdag u. s. w.). Der Erfolg wird berührt mit den Worten: „und redit mit im von der stede wegen. of samstag ward mir ein entwert.“ Was aber geredet und geantwortet ward, ist der mündlichen Ausführung vorbehalten.

¹⁾ L. c. S. 200 ff. — ²⁾ Ib. VII, S. 195.

Noch mehr eigentliche Notiz, auch Nota überschrieben, ist die Aufzeichnung des Frankfurter Botschafters Dietrich Kraa über seine erste Audienz bei Kg. Wenzel, August 1400.¹⁾ Um den Wortlaut des Vernommenen nicht zu vergessen, hat Kraa sofort nach der Audienz denselben aufgeschrieben. Diese Notiz ist zugleich sein ganzer Bericht; was nämlich von seiten des Königs eigentlich auszurichten ist, ist hier auf ein anderes Blatt gesetzt: Wenzel hat den an ihn Gesendeten mit mündlichen Aufträgen seinerseits rekreditiert.²⁾ Auch ein Moment, schriftliche Relationen überflüssig erscheinen zu lassen.

Das Bild wieder einer regelrechten und erschöpfenden Schlussrelation giebt der Bericht der kurfürstlichen Diplomaten Konrad v. Bickenbach und Meister Peter über ihre Verhandlung mit Kg. Sigmund in Ungarn August 1424.³⁾

„werbung und antwurt an unseren herren den konig von der kurfursten wegen“ lautet die Überschrift, den Gegenstand der folgenden Erzählung nennend an Stelle einer Titulierung des Berichts (etwa „gedechtnüss von der werbunge“ o. ä.). Weiter heisst es:

[1] Zû wissen: das wir, die von unser herren der kurfursten wegen zu u. hn. dem konige gesant sin, of den fritag nach sant Bortholomeus tag gein Comara qwamen. und wir horten sagen, das unser herre der kg. zûm Langendorff were und wolte uber die Donauwe. da wolten wir umbe dri horen nach mittage zû Comara essen und zu stunt furbas zum konige zum Langendorff riten. und als wir uber dische sassen, da schickte der amptmann zu Comara zu uns — u. s. f.

[2] of den sonntag zum morgen u. s. f.

[3] und als wir das erzelet und ime furgeleget hatten, hiess uns u. h. d. kg. ein wile ussgeen u. s. f. —

Detailliertere Formeln lassen sich für alle diese Berichte nicht aufstellen — alles Einzelne an ihnen hängt, systemlos, von dem Gutdünken des Berichtenden ab. Nur die Gestalt der protokollarischen Erzählung ist stets beibehalten.

Hier sind auch die beiden erwähnten Fälle zu bemerken, wo Zwb nicht als Briefe abgefasst sind, sondern formal Ssb

¹⁾ L. c. III, S. 299. — ²⁾ Ib. S. 300, Nte 1. — ³⁾ Ib. VIII, S. 372 ff. —

ähneln. Das eine der beiden Stücke¹⁾ ist ein Strassburger Bericht über Kg. Ruprechts Einritt in Mainz und vor- und nachherige Verhandlungen, Oktober 1400. Die Erzählung beginnt *a mediis rebus*: „Also uns. h. der künig uff hute samstag zû Mentze inreit, in demme schihten des küniges rete noch uns, daz wir kemen zû den Bredigern. daz dotent wir und koment dar. do koment her Johann“ und nun weiter mit Häufung von *darzu*, *do* und *das*, ohne Briefwendungen, ganz wie eine Schlussrelation. Veranlasst ist dies wohl dadurch, dass hier eine zusammenhängende Darstellung zu geben war, wie in den einzelnen Abschnitten eines Ssb, während in den Zwb mit jenen Wendungen „wissent ouch“ u. s. w. stets etwas Neues, mit dem Vorhergegangenen nicht direkt Zusammengehöriges lose angehängt wurde. Als am Anfange des 3. Abschnitts dieses Stückes die kontinuierliche Erzählung aufhört, und nun auch so eine lose Bemerkung folgt, fallen die Erzähler unwillkürlich sofort in den gewohnten Zwb-Stil zurück und beginnen: „wissent ouch“. Das scheint mir die richtigste Erklärung der Stilverschrobenheit dieses Stückes zu sein.²⁾ Vielleicht erklärt sich der Protokollstil des zweiten.³⁾ Es ist dies nämlich nur eine Beilage des eigentlichen Zwb-Briefes,⁴⁾ selbst im Grunde ein Ssb. Die Gesandten haben einen aus ihrer Mitte zur Verhandlung mit dem Könige abgeordnet; den Inhalt dieser Verhandlung enthält das Stück unter der Überschrift: „Item der handel der sach als der bot von unsrem herren dem kung komen ist“; jeder der kleinen Abschnitte beginnt mit *item*. Es ist dies also sozusagen der Ssb des einen abgeordneten Gesandten für seine Kollegen, die ihn abgeordnet haben; und deren Zwb ward er angeschlossen (als „Zettel“, s. o.).

Dass es mit dem oben (S. 80) angezogenen Schlussberichte (formal ist er ein solcher) der kurfürstl. Gesandten ganz ebenso bestellt ist, wird sich bald zeigen.

Inhaltlich sind die Henricischen Relationen für alles Vorgebrachte, Erreichte, Abgeschlossene absolut erschöpfend.

1) L. c. IV, 193 ff. — 2) Vgl. ib. S. 193 und 195. — 3) Ib. VIII, S. 272, N. 230. — 4) N. 231, S. 273.

Es fehlen durchaus Beobachtungen, Vermutungen, Aussichten, die eigentlichen Verhandlungsreden bis auf ganz kurze Inhaltsangaben. Man wird dies einerseits für einen Vorzug jener *Negotiationsbelege* zu halten haben, deren Wert für den Adressaten dadurch durchweg ein bleibender wurde, während alles Schwankende, Unsichere, Wechselnde, und die Handhabung der *Negotiationsmittel* sich mündlich sicherer und genauer darstellen liess. Andererseits wurden eben dadurch an das Gedächtnis der Gesandten starke Anforderungen gestellt, denen sie bei Verwicklung der Geschäfte, bei grösserer Mannigfaltigkeit der Zwecke, der Faktoren und des Aktionsverlaufes schwerlich hätten genügen können. Es lag dann die Gefahr vor, dass Einzelheiten und vielleicht nicht unwichtige ganz verloren gingen, oder mit anderen vermischt wurden, oder doch durch Zwischenerlebnisse abgeblasst zur Kenntnis des Absenders gelangten. Freilich konnten die Diplomaten sich privatim Notizen zur Hülfe machen, aber solche unterlagen keiner Kontrolle. Diese Gefahren hat die spätere Berichterstattung z. T. vermieden. Hier herrscht, gefördert durch den Gebrauch der Muttersprache, vielfach epische Breite, damit auch epische Anschaulichkeit; die Resultate herauszuholen und streng zusammenzufassen ist für den Absender oft ziemliche Arbeit; aber unvergleichlich tiefer dringt auf Grund der blossen Lektüre der Schlussrelation sein Blick in das seelische Getriebe der Unterhandlung, er unterscheidet leichter, wie auf dieses, auf jenes Motiv der Geist des Adressaten reagiert hat, kann selbst die Schlüsse daraus ziehen auf die Ergiebigkeit des einen und die Nutzlosigkeit des andern der versuchten Mittel, zugleich ist solcher Ssb das schärfste Tentamen für die Vorschriftstreue und die Fähigkeiten des Diplomaten. Aber immer fällt leicht auch eine Abundanz, ein Plauderwörtchen, eine Hypothese in den Kreis des Nötigen, des Zuverlässigen. Betrachten wir den oben erwähnten Schlussbericht der beiden 1424 an Kg. Sigmund gegangenen kurfürstlichen Gesandten,¹⁾ bei deren Mission es der örtlichen und zeitlichen Festsetzung eines RT galt. Die Gesandten suchen den König in Komorn, treffen ihn aber erst im Dorfe Rawasgessö, im Jagdrevier, wo derselbe für sie

¹⁾ RTA VIII, N. 311, S. 372.

Herberge bestellt hat und sie mit Wildpret versorgt. Am nächsten Tage, einem Sonntag, kommt es nach der Kirche zur Beratung in der Herberge. Diese Vorgänge vor der Verhandlung mussten auch die Gesandten im Bericht geben, auch die höfliche Fürsorge des Königs, Ort und Zeit der Aktion durften nicht weggelassen werden; aber mit ein paar Worten konnte dies abgemacht sein; statt dessen wird ihm ein Artikel gewidmet. Nach Nennung der Anwesenden beginnt nun die Darstellung der Verhandlung selbst, anhebend mit dem Vortrage der Gesandten (von der Überreichung der Kredenzen, die vorher stattgefunden hat,¹⁾ wird nicht gesprochen, das ist nicht ganz genau), unter Verweis auf deren Vorinstruktion, wodurch hier Wiedergabe der Rede überflüssig wird. Darauf lässt der König beide auf ein Weilchen „ussgeen“ und beratschlagt mit seinen Herren. Den wieder herein Gerufenen giebt er alsdann eine Erwiderung in wohl disponierter Rede, welche die Gesandten mit grosser Genauigkeit und verständnisvoller Auffassung wiedergeben. Die Gesandten hatten vor allem an ihn bringen müssen, dass er den RT nach Regensburg ansetzen möge, statt nach Wien: der König erklärt: 1. Einer früheren Gesandtschaft eurer Absender habe ich bereits gesagt, warum ich mich nicht weit von meinen Landen entfernen kann („also ist es eigentlich unnötig, euch dasselbe noch einmal zu sagen“; eine entschiedene Zurückweisung von vornherein). 2. Ich habe denselben Gesandten gegenüber speziell hingewiesen auf die Türkengefahr, die sich seitdem nicht verringert hat. 3. (Neue Motivierung:) Ich habe meinem Sohne Hülfeleistung versprochen, die ich nicht unterlassen will, oder vielmehr (höflicher): kann („wolle oder mochte“). 4. Eure Absender haben sich mir schon für Wien verpflichtet („deshalb ist abermals eure Sendung überflüssig“), denn (a) die frühere Gesandtschaft hat eurer Absender Bereitwilligkeit schriftlich bezeugt; (b) diese selbst haben z. T. dasselbe gethan. 5. Infolge dessen habe ich bereits die Vertreter fremder Mächte nach Wien für den schon anberaumten Tag geladen, kann damit nicht zurück. Schluss: Es geht nichts zu ändern. Die Gesandten treten jetzt ihrerseits ein Weilchen zur Beratung ab,

¹⁾ Vgl. Instruktion l. c. S. 368.

nämlich nur pro forma, denn sie sind in Wahrheit weit entfernt, ihren Antrag schon für abgeschlagen zu halten, wissen auch ganz genau, was sie erwidern sollen (deshalb ist für die Absender die Erwähnung dieses ihres Abtretens wenig nötig, das ist wieder so ein überzähliges, episches Berichtsteilchen; für uns natürlich sind grade solche oft von sachlichem Interesse). Zurückgekehrt erwidern sie: Was Euer Majestät uns von der früheren Gesandtschaft gesagt haben, darüber können wir leider nicht anders urteilen, als nach dem eigenen („eigentliche“) Berichte dieser selben Gesandten (d. h. höflich und etwas ironisch: „damit sagst du uns nichts Neues“); Zusagebriefe sind ja allerdings ausgestellt worden, wir wissen ja auch von unsern Absendern selber wohl („hetten wir wol von unsern herren verstanden“), dass einige derselben bereit waren nach Wien zu kommen, aber leider sind die andern durch Geschäfte verhindert; darum ist uns eben aufgetragen, Euer Majestät um die Verlegung des Tages nach Regensburg zu bitten, und wir können diese Bitte nur wiederholen. — Der König soll also glauben, dass er nichts Anderes von ihnen zu erwarten habe. Neue Beratung des Königs, vermutlich auch nur diplomatischer Anstrich. Seine Antwort, ziemlich beissend, viel schärfer gewürzt als die erste, und gleich gut verstanden: 1. Ich kann gleichfalls meine Antwort nur wiederholen. 2. Ich wüsste nicht, was eure Herren so Wichtiges zu thun hätten, dass sie nicht, wo es um des Reiches und der Christenheit Heil geht, nach Wien kommen könnten, zumal Wien von Regensburg nicht eben allzuweit entfernt ist (dies war eine unvorsichtige Äusserung, leicht zurückzugeben als im Widerspruch zu Antwort I, Punkt 1.) 3. Ich meinerseits, wenn ich nur könnte, würde gern um des Reiches willen bis Frankfurt und noch weiter reiten (dieser grössere Entfernungsansatz soll den Fehler verwischen) und habe es schon gethan (beschämender Vergleich), und ich würde in dem Falle wahrhaftig keinen der Herren bitten, sich gütigst nach Wien zu bemühen (bitter und pikiert). 4. Aber ich dünke, welches die Folgen davon sind, wenn ich meine Feinde hinter mir lasse und auf RT reite, hätten die Herren selber 1422 gesehen (historisches Argument). 5. (Klage: allen recht gethan u. s. w.): Mitten unter den Ungläubigen sitze ich; ziehe ich nach Wien,

so schreien die Ungarn, dass ich ihnen nicht gegen die Türken helfe; ziehe ich nach Siebenbürgen, so jammert mein Sohn von Österreich, so jammert Böhmen, dass ich die Ketzer walten lasse. 6. (Vorwurf aus der Geschichte:) Nun möchte ich allen helfen, und es hätte sich auch alles schon zum Besten wenden können, wenn eure Herren mich nicht im böhmischen Winterfeldzuge von 1422 im Stich gelassen hätten, dass ich an Ross und Mann den grössten Schaden litt, und an mir selbst auch, (sarkastische Wendung:) meine erfrorenen Füsse vergesse ich mein Lebtag nicht. 7. (Sarkastische Abwägung des eignen Vorteils:) So bin ich auf Ungarn angewiesen, vom Reich habe ich so gut wie gar nichts, denn wenn auch mal ein paar Späne abfallen („wiewol etwanne spene davon fallen“), im ganzen ist's nicht der Rede wert; das Reich ist wohl reich (ein Kapuziner-Kalauer), aber der Nutzen klein, das wissen die Herren wohl alle; darum muss ich Ungarn hüten und hier in der Mitte sitzend in die Runde Wacht halten. Schluss: ich kann nicht weiter reisen als bis Wien, es geht nicht anders.—

Man beachte, mit welcher Mnemotechnik die kurfürstl. Diplomaten alle diese Reden dermassen nach Disposition und einzelnen Wendungen sich gemerkt haben, dass wir deren ganzes Gerippe und auch noch ein gut Teil Fleisch darum wieder gewinnen können. Aber diese Bescheide des Königs genau zu haben war in der That für die Absender von höchstem Interesse.

Folgt neue Beratung der Gesandten, diesmal wohl eine wirkliche über die Frage, ob es nun an der Zeit sei, mit ihren anderen Vorschlägen herauszurücken; nebenbei dürften sie sich in diesen Pausen Notizen gemacht haben, um dem Gedächtnis zu helfen. Bei ihrem Wiedererscheinen machen sie nun, instruktionsmässig, das Anerbieten, dass der König, statt seiner, Machtboten, und zwar ganz bestimmte Personen als solche (seinen Sohn Österreich, den Grossgrafen v. Ungarn und den Grafen von Cilli) nach Nürnberg senden solle, dann würden die Fürsten mit diesen zusammenkommen. Jetzt also entschleiert sich, dass die Befugnis der Gesandten etwas weiter geht, als sie zuerst glauben machen wollten. Sigismund schlägt auch diese Proposition glatt ab, mit doppelter Begründung: 1. Die Geschäfte des kommenden RT könne nur er allein

leiten, (beschränkend, mit jovialer Artigkeit:) „soviel Gutes und Liebes“ er auch „dem“ — wobei er den Grossgrafen vertraulich am Arme nimmt (episch!) — und „den andern“ zutraue; 2. er brauche auch gerade speziell die vorgeschlagenen Drei: sein Sohn habe in Mähren mit den Ketzern zu thun, wohin er ihm zu Hülfe ziehen wolle; inzwischen müsse der Grossgraf ihm Ungarn hüten; der Graf v. Cilli führe ein Hülfskorps dem Könige von Bosnien zu gegen die Verbündeten der Türken auf der Balkanhalbinsel. Sonst (!) würde er sie gern dorthin senden.

Nun sind die Diplomaten an einem Punkte angelangt, über den hinaus zu gehen sie zwar auch befugt sind, aber erst nach Absendung eines Zwb¹⁾. Deshalb stellen sie sich vorläufig, als sei ihre Gesandtschaft erledigt, und bitten um Bescheid (höflich: „was wir nũ von uwer kuniglichen gnaden wegen unseren herren antworten sollen, das wollen wir von uwer gnaden wegen gern tũn“). Sie hoffen noch, den König dadurch zu kirren. Aber Sigmund ist nicht matt zu setzen, er entgegnet keck zuversichtlich, die Fürsten würden schon kommen; offenbar durchschaut er die Hinterhältigkeit der Diplomaten. Diese geben keine offizielle Antwort mehr, nur wie eine persönliche Meinung („als von uns selbs“) werfen sie hin: die gesetzte Frist mindestens werde wohl, wie sie fürchteten, in jedem Falle so kurz sein, dass die Herren nicht kommen könnten. Sie dürfen nämlich auch diese Frist annehmen, aber Schieben ist ihnen anempfohlen. In diesem Punkte erklärt der König sich zu Konzessionen bereit. Die Gesandten wollen sich verabschieden, da fährt noch Herzog Ludwig v. Baiern dazwischen, er schlägt auf den Busch: „Es steckt etwas drin in der Weigerung eurer Herren, nach Wien zu kommen! Fürchten sie dies oder jenes“ u. s. w. Er sucht den einen der Beiden einzeln abseits auszuhorchen²⁾, aber die Gesandten sind

1) Instruk. art. 6, S. 370 f. — 2) Für den Protokollstil des Ssb. ist charakteristisch, dass hier im Ms. desselben (obschon in der Kopie, so wahrscheinlich auch im Originale) aus „mich“ und „mir“, wie M. Peter, der Aufsetzer des Berichts, ursprünglich geschrieben hatte, von andrer gleichzt. Hand (wohl Konr. v. Bickenb.) verbessert ist: „meister Peter“ und „imme.“ Sieh. l. c. S. 376, c.

natürlich die Unschuld selbst, sie wissen gar nichts davon. Nach nochmaligen Versicherungen des Königs und unisono Bestätigung durch seine Herren, dass er nicht willfahren könne, nach Versprechungen betreffs Sicherheit der Fürsten, falls sie nach Wien kämen u. s. w., scheiden die Gesandten und kehren in ihre Herberge zurück, um (Bericht zu schreiben und) zu Mittag zu essen, in der Überzeugung, man werde (zunächst) nicht mehr mit ihnen verhandeln. (Vermutung, Plauderzusatz.) Aber bald danach kommen Herrn vom Könige, bringen Briefe u. s. w. u. s. w. Sie bitten auch die Gesandten persönlich, für des Königs Willen wirken zu wollen (ein Stückchen seelische Bestechung). Malitiös erwidern jene: „Wir wollen das gern auf Wunsch des Königs unsern Herren berichten.“ Auf eine letzte Frage: ob sie nicht befugt wären, eine Stadt, die näher auf Wien zuläge als Regensburg (Passau?), in Vorschlag zu bringen, oder von Sicherheitsversprechungen u. ä. zu reden: geben die Diplomaten katzenfreundlich die überraschende Versicherung: wenn der König eingewilligt hätte nach Regensburg zu kommen, dann hätten wir noch so manches Andre ihm auszurichten gehabt; da er das nicht will, so wissen wir von gar nichts weiter. —

Der Bericht ist hiermit zu Ende. Da er ein Aktionsganzes erschöpfend darstellt und die Form der protokollarischen Erzählung hat, so ist er vom formalen Standpunkte aus nur als Ssb bezeichnenbar. Faktisch ist aber klar, dass er jenem von unsern kurfürstl. Diplomaten nunmehr aufzusetzenden und aufgesetzten (aber noch nicht gefundenen, bezw. veröffentlichten) Zwb-Briefe eingelegt worden, also ein Einlage-„zettel“ eines Zwischenberichts sein muss. Denn die Unterhandlung war ja nur bis zur ersten Stufe, aber nicht völlig beendet, die Befugnis der Gesandten nicht erschöpft, an Abreise nicht zu denken, vielmehr eben grade der Augenblick da, wo ein Zwischenbericht gefordert war; also dieser Zwb ist unser Stück, aber wegen seiner In-sichgeschlossenheit hat es die Ssb-Form erhalten und ist als „Zettel“ dem Zwb-Briefe beigelegt worden. Thatsächlich ist die Unterhandlung später fortgesetzt, eine Einigung erzielt worden. ¹⁾

¹⁾ Vgl. l. c. S. 372, 1.

Die städtischen Schlussberichte sind meist weniger ausführlich, sie überlassen viele Finessen und Details dem Mündlichen (oft wohl aus Vorsicht).

Zu bemerken bleibt, dass bis gegen oder an das Ende des Mittelalters fortwährend auch nur mündliche Ssb vorgekommen sind. So begegnet z. B. unter Ludwig dem Baiern in Bezug auf Relation des kgl. Gesandten das uns bekannte *viva voce*, daneben in *dicendis*.¹⁾ Für städtische Gesandte, deren wiederholte Hinweise auf mündliche Ergänzungen erwähnt sind, ist bei einfacheren Dingen wohl fast regelmässig mündlicher Ssb anzunehmen; wie 1417 ein Zwb²⁾ sagt: „Und wir hoffen, wenn wir zu euch kommen und davon reden werden“ und weiter: „was wir — befinden, wollen wir euch selber sagen, so wir heim kommen.“ Mitgegebene Briefe des Adressaten, Vertragsurkunden, Privilegienurkunden, Protokolle, Rekreditive waren dafür förderlich (s. o.). —

Eine Art Schlussbericht hat, wie schon früher bemerkt, auch der Briefbote zu leisten: er muss die Erfüllung seines Auftrages melden. In manchen Fällen, wo es geraten erschien, ward darüber eine protokollierende Notiz vom Absender nach der Aussage des Boten gemacht. Z. B. wurde der Absagebrief Nürnbergs an Kg. Wenzel 1401 von dem Boten (Ratsdiener Gans) einem kgl. Diener übergeben, in Gegenwart zweier Zeugen; die diesbezügliche Angabe des Zurückgekehrten wurde Sicherheit halber von dem Rate notiert, mit möglichst genauer Personalbeschreibung des kgl. Dieners und der Zeugen: der eine, heisst es, war in Schwarz gekleidet, der andere ein Pfaff mit Namen N.³⁾ —

Lateinische Bezeichnung des Ssb, wie des Berichtes überhaupt, ist *relatio*, auch *relatus* und früherhin *ratio*. Deutsche (immer allgemeine) Namen (*gedechtnütze*, *werbunge*, *antwort* u. ä.) sind bei Gelegenheit der Überschriften angegeben.

¹⁾ Vgl. Rohrman a. a. O. S. 24 f. zu Raynald 1344, 10. — ²⁾ RTA VII S. 319. — ³⁾ Chronik. d. d. St. I, S. 191 f.

C. Hülfpapiere.

§ 8.

Schutzpapiere.

Jeder Reisende bedarf der Sicherheit für seine Person, seine Begleiter und seine Habe. Bei vollständig geordneten Verhältnissen und Harmlosigkeit des Reisenden selbst wird ihm diese Sicherheit ohne weiteres zu teil. Dem reisenden Gesandten speziell kommt sie seit allen Zeiten und bei allen Nationen völkerrechtlich zu, als Ausfluss der ihm allseitig und immer zuerkannten Unverletzlichkeit. Diese ist beim Gesandten begründet einmal in der Notwendigkeit der Sicherheit desjenigen, welcher bei Unfrieden der Vermittler sein soll, demnach nicht selbst gefährdet sein darf, da sich sonst bald niemand Gesandtenthätigkeit auszuüben bereit finden würde. Sodann ist der Gesandte im fremden Gebiete Gast, und das allmenschliche Gastrecht schützt ihn. Letzteres macht seine Person auch vom religiösen Standpunkte aus sakrosankt, da der Gast als unter göttlichem Schutze stehend betrachtet wird. Aus diesen Wurzeln ist die internationale Anschauung von der Unverletzlichkeit des Gesandten erwachsen.

Für jeden anderen Reisenden tritt Unsicherheit ein, sobald er sich in die Machtsphäre eines, ihm oder einer ihm mitumfassenden Gemeinschaft feindlichen, Machthabers begeben muss; für ihn sodann und auch für den Gesandten entspringt Unsicherheit aus dem Vorhandensein willkürlich waltender, höhere Rechtsordnungen nicht achtender Elemente. In beiden Fällen braucht der private Reisende, im letztern Falle auch der Gesandte Schutz.

Dieser Schutz kann ihm gegeben werden von seiten feindlicher Staatsgewalt durch das Versprechen der Integrität, eine Schutzzusage; Schutz vor privater Gewaltthätigkeit durch sichernde Begleitung, ein Schutzgeleit. Schutzzusage kann aber auch von seiten des eignen Staates (dem Gesandten also von seinem Absender) erteilt werden, in dem Sinne der Drohung gegen ihn etwa Gefährdende, dass der Zusagende eine Schädigung des Beschützten ganz besonders ahnden werde; eine Drohung, die sich nur auf das Machtgebiet des Zusagenden beziehen

kann. Nötig ist eine Schutzzusage der letzteren Art immer nur bei Voraussetzung missgünstiger, eigenwilliger, bzw. gesetzwidrig gesinnter Elemente, und diesen gegenüber wird sie das Schutzgeleit selten oder nie ganz entbehrlich machen.

Wir haben also zu unterscheiden das Geleit und die Schutzzusage. Letztere ist, wenn mündlich gegeben, nur für den Gesandten vorhanden, Dritten gegenüber wirkungslos. Daraus entspringt deren schriftliche Abfassung, man giebt Schutzpapiere. Ein Schutzpapier vertritt als Drohung gegenüber Dritten das Geleit und kann darum auch Geleitspapier, oder mit mittelalterlichem Namen, Geleitsbrief heissen; von diesem wollen wir das Geleit selbst präzise als (faktisches Geleit oder) — zurückgreifend auf den zuerst gebrauchten Ausdruck — Begleitung unterscheiden. Häufig wird missbräuchlich und zweideutig Geleitsbrief und Begleitung unter dem Namen Geleit zusammengefasst.

Das Geleitswesen ist im grossen Ganzen noch terra incognita und ist, weil allen Reiseverkehr, nicht nur den gesandtschaftlichen betreffend, auch hier nicht ausführlich zu behandeln. Nur einiges Allgemeinere ist uns unentbehrlich und zu bemerken, und zwar für die Begleitung bei der Zahl der Gesandtencorps-Glieder (vgl. u.), für den Geleitsbrief hier.

Schon das antike Rom kannte eine Art Geleitsbriefe, *syngraphi*, *Passe-partouts* für das Imperium. Ob aber in Fällen wie der, wo man Iugurtha nach Rom lud in sachen der Bestechung römischer Beamter und ihm sowohl Begleitung (Cassius) wie auch Geleitszusage gab,¹⁾ diese (die völkerrechtlich auch schon für sein Gefolge galt²⁾) mündlich oder schriftlich erteilt ward, ist fraglich, und für Gesandte hat man, da nach dem *ius gentium* der *legatus* anerkanntermassen immer *tutus* war, wohl sicherlich Geleitsbriefe nicht ausgefertigt.

In der früh germanischen Zeit des Mittelalters scheint man eigentliche Geleitsbriefe nicht gekannt zu haben. Die Empfehlungsbriefe (s. u.) vertraten wohl ihre Stelle. Bald darnach aber treten wirkliche Schutzpapiere auf. Unter den Karolingern pflegen dann die Kaufleute ks. Geleitsbriefe für

¹⁾ „*fidem publicam interponere*“. Vgl. Sall. Iug. 32, 1. — ²⁾ Ib. 35, 7.

das Imperium zu erhalten, für diese aber haben sie Geld zu bezahlen.¹⁾ Damit beginnt bereits eine Verkehrung der ursprünglichen Bedeutung dieser Papiere: sie sind nicht mehr nur Staatshülfe, sie werden auch Staatslast. Das giebt an die Hand, sie zu verschmähen, um die Ausgabe zu vermeiden; aber nun steht zu fürchten, dass die Regierungsgewalt die Hindernisse, welche ihr Brief beseitigen soll, ihrerseits in den Weg zu stellen droht, so die Erkaufung der Sicherheit erzwingend, um die neue Einnahme zu erhalten, zu steigern. Somit wird dies Geleitsgeld bezahlt, um nicht nur Schutz von der Regierung, sondern gewissermassen auch vor ihr zu erlangen: eine höchst originelle Verkehrung des ursprünglichen Zweckes einer Einrichtung.

Gewinnt der oberste Machthaber, der Kaiser, so eine neue, ergiebige Einnahmequelle, so kann nicht fehlen, dass sein Verfahren von allen ihm untergeordneten Einzelgewalten nachgeahmt wird. Seit dem 11.—12. Jahrh. erteilen auch die Fürsten des Reichs für ihre Territorien Geleitsbriefe,²⁾ natürlich auch für Geld. Die kleinen Grossen folgen nach; Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage; jeder Schlossherr beinahe schätzt den Reisenden um das „geleite“ (*pedagium*), und diese Schatzung wandelt sich im Weigerungsfalle in Brandschatzung. Muss der Reisende, ob er schon mit kaiserlichem Geleitsbriefe versehen ist, sich noch für jeden Splitter des Imperiums besonders Sicherheit erkaufen, so verliert jenes Schutzpapier den letzten Wert. Darum greift die Krongewalt beschränkend ein, und da sie nicht mehr imstande ist, mit ihrem Geleitsbriefe allein genügende Garantie zu geben gegen Erhebung von Geleitsgeldern durch die Untergewalten, da sie diese Erhebung nachhaltig abzustellen zu schwach ist, so schliesst sie mit den eigenmächtigen Erhebern einen Kompromiss, lässt ihnen das angemassete Recht, verschafft sich aber Schadlosigkeit, indem sie ihrerseits dies Recht legalisiert, es als Regal verleiht. Der Landfriede von 1235 bezeichnet ausdrücklich das Geleitsrecht als ein vom Reiche zu erwerbendes; anderweitig darf

¹⁾ Vgl. Fischer, *Gesch. d. deutschen Handels* I, 338. — ²⁾ Vgl. Quetsch, *Gesch. d. Verkehrswesens a. Mittelrhein*, S. 403 ff.

Schutzzusage nur gratis, „um Gottes willen“ erteilt werden. Der Pedagienfuror ist also sanktioniert und treibt die schönsten Blüten. Alle Reichsstände, seit dem 14. Jahrh. (vielleicht schon früher) unter ihnen die Städte, verlangen, grade wie man einen Zoll erhebt, von den Passanten ihres Territoriums (in Italien und wahrscheinlich auch in Deutschland an bestimmten Stellen durch eigens angestellte Beamte) das Geleitsgeld, aber sie stellen dafür durchaus nicht immer Geleitsbriefe aus. Vielmehr erfolgen fortwährend ks. Geleitsausstellungen für das Reich, die aber eben von den als legitim anerkannten Untergeleitsgeldern nicht befreien. Der König, bezw. Kaiser kann auch Gesandte bevollmächtigen, Geleit zu erteilen, wie dies Heinrich (VII.) 1234 thut.¹⁾ Zwei Exempel von Geleitsbriefen anzuführen: so lautet ein ks. aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts:²⁾

„Nos [N.] Dei gracia Romanorum cet. ad universorum sacri imperii fidelium noticiam volumus pervenire, quod honorabiles ac religiosos viros [N. N.] — exhibitores presencium et eorum comitivam cum omnibus bonis ac rebus suis in nostram protectionem et imperii recepimus et conductum. Propter quod universis et singulis precipimus firmiter et districte, ne aliquis vestrum dictos [N. N.] vel comitivam suam in eundo vel redeundo ad propria, in personis vel rebus ipsorum presumat aliquatenus molestare, sed potius pro Dei reverencia et gracia nostra speciali munire securo transitu cet.“ Dat. u. s. w.

Ein fürstlicher Geleitsbrief aus derselben Zeit³⁾ (c. a. 1303): „Nos Rodulfus d. gr. dux Austriae — ad universorum nostrorum fidelium notitiam volumus pervenire, quod dilectos . . . cives Pragenses — exhibitores praesentium, eorumque comitivam cum omnibus bonis ac rebus suis, per terrarum nostrarum districtus in protectionem nostram recepimus et conductum“ cet.

Man sieht, die sog. Geleitsbriefe haben Urkunden- bzw. Privilegienform.

Das bisher Gesagte gilt nicht ohne Weiteres für den Gesandten. Ks. Geleitsbriefe werden für ks. Gesandte gleichfalls

¹⁾ Böhmer, Act. imp. sel. N. 334. — ²⁾ Baumgart. FB S. 447, N. 42. —

³⁾ Palacky, Über Formelbücher, I, S. 323.

ausgestellt, und zwar wohl seit den Karolingern. Waitz sagt für deren Zeit¹⁾: „Es scheint, dass man etwas den Pässen Ähnliches kannte.“ Ein Inlands-Pass ist der Geleitsbrief einer Territorialmacht immer, aber wir belegen heut doch gewöhnlich nur interstaatliche Pässe mit dem Namen des Passes, wollen diese Beschränkung auch der Klarheit halber hier festhalten, und solche Pässe sind für jene Zeiten nicht erwiesen, auch nicht wahrscheinlich; das scriptum, welches Lothar Ludwig d. D. rät einem seiner Leute nach Italien mitzugeben²⁾, der Brief eines fränkischen Hausmeiers³⁾ sind einfach Empfehlungsschreiben, und diese vertraten eben den interstaatlichen Pass.

Etwas den Geleitsbriefen Ähnliches sind die Anordnungen der Karolinger über die Verpflegung ihrer Gesandten, sofern sie diesen mitgegeben wurden⁴⁾.

Die danach eintretende Vervielfachung des Geleitsrechts scheinen auch die Gesandten mitempfunden zu haben. Aber erst Heinrich VII. erhebt den Anspruch, dass seine mit seinem Geleitsbriefe versehenen Gesandten innerhalb des Imperiums die sonst üblichen Geleitgelder allerorten nicht zu zahlen haben; welcher Anspruch freilich auf der italienischen Gesandtenreise von 1313 wieder und wieder aufs gröblichste missachtet wurde⁶⁾, sodass die Gesandten beständig zu protokollieren hatten. Übrigens verdient Erwähnung, dass auf besagter Reise die Geleitserheber (*pedagerii*, *pedagiarii* u. ä.) z. T. nicht einmal nach Zahlung des Geleitgeldes für „sicheres Geleit“ haften wollen,⁵⁾ d. h. also, „Geleitgeld“ ist dort vielfach nur noch Name für eine Abgabe, irgend eine Sicherheit erwirbt man nicht mehr durch seine Erlegung. Der Anspruch des Geleitsbriefes aber ging noch auf wirkliche Stellung einer Begleitung, einer *decens scorta usque ad locum tutum*.⁷⁾

Und von einer ähnlichen imperialen Prätention hört man dann nichts mehr.

Mit Regelung dieser Frage für Gesandtenreisen befasst sich dann wenigstens teilweise die Goldene Bulle (1356). Sie

1) VG IV, S. 29. — 2) Ib. Nte 1. — 3) Form. Bignon. 16. — 4) Vgl. Form. Imperial. 7. — 5) Dönniges I, 123 ff. — 6) „et de securo conductu curare noluit.“ Ibid. — 7) Ib. 124.

giebt Bestimmungen über die Erwirkung der Geleitzusagen, deren innerdeutsche Gesandtschaften zu Krönungen und RT bedürfen. Der Reichskanzler hatte für die Beschaffung der betr. Geleitsbriefe zu sorgen. — Dass die durch deutsche Länder reisenden Gesandten deutscher Absender jedesmal Geleitsbriefe der Herren aller zu passierenden Territorien eingeholt, bzw. je überall die Geleitsgelder zu bezahlen gehabt hätten, ist nicht wohl anzunehmen; um das Letztere durchzuführen, dazu waren wohl die Erhebungsstätten in Deutschland auch kaum dicht genug gesät. Daher denn z. B. die beiden Frankfurter Gesandten zum Wiener RT 1426 im ganzen nur 9 Gl. Geleitsgelder zu zahlen hatten.¹⁾ Nur, wer ohne Zahlung, bzw. Brief durch ein Gebiet ging, that es auf sein Risiko, hatte bei Ungemach und darob erhobenen Klagen wenig Berücksichtigung zu erhoffen; und man weiss, wie unsicher beinahe das ganze Mittelalter hindurch die Landstrasse war. Kaiserliche Geleitzusage dürfte meist auf die Missionen von und zum Kaiser und bzw. zu Tagen beschränkt geblieben sein. Doch kam es vor, dass als Gnadenerweisung der Kaiser alle Gesandtschaften oder auch, sie miteingeschlossen, alle Reisenden einer Stadt insgesamt in sein Geleit nahm, also einen General-Geleitsbrief für diese Stadt ausstellte²⁾. — Immerhin bedurfte eine innerdeutsche Gesandtschaft unter Umständen einer ganzen Reihe von GB; so redet Sigmund 1424 für die Reise der rheinischen Kurfürsten nach Wien vom „Geleite“: 1. des Pfalzgrafen; 2. der bairischen Herzöge; 3. des Bischofs v. Passau; 4. (seines Sohnes) des Herzogs von Österreich.³⁾

Es folge jetzt zunächst eine Probe für deutsche Geleitsbriefe. Nürnberg an die rheinischen Kurfürsten, Geleit zum Nürnberger RT 1421 April:⁴⁾ „Wir — die burgere cet. bekennen cet.: als der allerdurchleüchtigist fürst und herre herr Sigmund Römischer künig cet. des heiligen Römischen reichs kurfürsten fürsten grafen herren und stette auf den sunntag jubilate — verschriben und verbodt hat zu im gen Nüremberg

¹⁾ RTA VIII, S. 447. Zur Höhe des Geleitsgeldes vgl. Fischer a. a. O. I, 373. — ²⁾ So Ludwig IV. 1315 für München. Chron. 15, 430. — ³⁾ RTA VIII, S. 376 f. — ⁴⁾ Ib. N. 16, S. 20 f.

zu komen, und die hochwirdigen und hochgeboren fűersten und herren herr [NN] — uns verschriben und verkűndt haben daz sie auf den vorgnanten tag gen Nűremberg auch zu komen meinen, und darauf an uns gesunnen und begert haben in und den iren geleit zu geben: also geben wir den obgnanten unsern gnedigen herren [NN] — iren grafen herren reten rittern knechten dienern und den iren und nemlich allen den die sie mit in auf die vorgnant zeit gen Nűremberg bringen werden bei uns zu Nűremberg auf dem vorgnanten tag und weil derselb tag und teiding weren ein schlecht [„schlichtes“, richtiges] geleit on geverde. mit urkund cet.“ Man bemerke die sorgfältige zeitliche und örtliche Umgrenzung der gegebenen Garantie. Wesentlich ist diese Form meist dieselbe, nur dass zuweilen die Ausdrücke vermehrt oder verstärkt werden („frei stracke und sicher geleite“ ¹⁾) oder, oft, eine Bemerkung hinzutritt, dass das Geleit für Hin- und Rückreise (im Gebiet des Ausstellers) gilt. Es kommen aber auch Geleitsbriefe vor, die in der That briefliche und zwar kredenzähnliche Form haben, wenn zugleich wirkliche Begleitung erbeten ist und gegeben wird. So lautet der GB Kg. Ruprechts für die badi-schen, wűrtembergischen und strassburgischen Gesandten für die Tour von Speier bis zum Mainzer Tage, 1406 Sept.:²⁾ „Ruprecht cet. Edeln und lieben getrűwen. als ir uns geschriben habent, daz ir von uweren herren — zu dem tage, der itzunt zu Mencze — sin sal, ussgevertiget und biss gein Spire komen sint, und bitden uns uch unser geleitslute zuzuschicken, die uch zu dem tage und wieder von dannen in unserm geleide furen cet.: des schicken wir zu uch unsern lieben getruwen [N.] der uff morne fruwe by uch zu Spire sin und uch vorbasser zu dem obgenanten tage und wieder von dannen in unserm geleite furen sal. datum cet.“ (Der Als-Satz ist jedesmal Angabe der Bitte, der Hauptsatz spricht deren Erfüllung aus.).

Im Obigen sind nun auch schon solche Geleitszusagen erwähnt, die der Adressat für sein Machtgebiet den zu ihm reisenden Gesandten erteilte. An solchen hat es auch früherhin

¹⁾ L. c. N. 362, S. 432 i. kgl. GB. u. ä. ö. — ²⁾ Ib. VI, S. 99, N. 68.

nicht gefehlt. Heinrich V. schwur 1111 den Diplomaten Paschals II. Schutz und sicheres Geleit. Im Gudrunliede verspricht Kg. Hagen v. Irland den Brautwerbern König Hettels Frieden und Geleit; u. s. f. Unter diese Klasse von GB, als Variante, fallen auch diejenigen, welche eine zu einem RT ausersehene Stadt allen sie Aufsuchenden auf deren Bitte sendet. Die Empfänger stellen Geleits-Gegenbriefe aus.¹⁾ Die Verpflichtung, welche dadurch die Ausstellerin auf sich nahm, war gross, ihr treulich nachzukommen nicht leicht, denn jeder Streit, der während der Geleitsdauer in ihren Mauern ausbrach — und bei dem vielen Gefolge der RT-Besucher konnte solcher im Umsehen entstehen — und jede Beleidigung oder gar Verletzung irgend einer Person aus diesen Gefolgen fiel im Grunde der Stadt, der Geleitgeberin zur Last. Deshalb sahen sich die Städte mit ihren Zusagen vor, gaben sie nicht unbesehen dem ersten Besten; um für Ungenannte von Nürnberg Geleit zu erhalten, mussten die Kurfürsten erst eigens einen Gesandten an die Stadt schicken, der den Rat beruhigte.²⁾ Hier liegt auch der innere Ursprung der polizeilichen Aufsicht, welche Frankfurt bei Königswahlen und ähnlichen Anlässen ausgeübt hat. Wem von der zum RT, bzw. auch zu einem andern T erkorenen Stadt der Geleitsbrief verweigert ward, der kam nicht, denn er wusste, dass er nicht eingelassen werde.³⁾ Und den gleichen Erfolg hatte überhaupt Geleitsverweigerung, daher man sich ihrer auch planmässig bediente, um eine Gesandtschaft unmöglich zu machen: z. B. verhinderte so 1325 Ludwig d. B. das Erscheinen der Machtboten des Erzbischofs v. Salzburg, wodurch dieser im Streit mit Niederbaiern Unrecht erhielt.⁴⁾ Natürlich trug demgemäss der Absender im voraus Sorge, Geleit für seine Unterhändler vom Adressaten zu erbitten, die gleiche Bitte ging von ihm an die Vorstände der zu passierenden Zwischenterritorien ab.⁵⁾

1) RTA II, N. 254. — 2) Ib. VIII, S. 105 D. — 3) Vgl. Janssen, Resp. II, S. 5 f. — 4) Vgl. Preger, Verträge Ludw. d. B. u. s. w. S. 175, N. 231. — 5) Im 15. Jahrh. erscheinen auch „passbriefe“ (?), die auf bestimmte Zeit gegeben sind und wie die GB ihre besonderen Registraturbücher haben; vgl. Posse, a. a. O. S. 207, [19]. (Das Passwesen als Ganzes harret auch noch der Erledigung).

Es waren übrigens damals selbst über manche Punkte im Geleitswesen Zweifel vorhanden. Man fragte sich: wenn der König, bzw. Kaiser einer Stadt gebietet, Gesandte auf den RT abzuordnen, brauchen diese dann überhaupt noch sein oder irgend jemandes GB? Basel hat 1421 seine Meinung dahin ausgesprochen, dass es in diesem Falle niemanden um Geleit zu bitten brauche, und seine Deputierten sind auch wirklich ohne GB glücklich auf den Nürnberger RT gelangt, während die Elsässer und Breisgauer Städtegesandten sich grösserer Sicherheit halber besonders verabredeten, gemeinsam zu reisen.¹⁾ —

Mittelalterliche lat. Bezeichnung für „Geleit“ überhaupt ist *conductus* (*salvus, securus* u. ä.), oft verbunden „Schutz und Geleit“ „*protectio und conductus*“; der Geleitsbrief heisst *lit. conductus*²⁾; die Begleitung *scorta, comitiva*, wohl auch *comitatus*; das Geleitgeld *pedagium*. Deutsch hatte man einfach „geleite“ (*gleite, gleyde*, u. ä.), bzw. geleitsbrief.

§ 9.

Unterstützungspapiere.

Unterstützt wird die Aktion des Diplomaten oft auch durch urkundliche Belege von Rechten, Verträgen, Versprechungen u. s. w. Diese Arten von Unterstützungspapieren, deren die Gesandten zuweilen eine ganze Truhe voll mit sich führten,³⁾ gehen uns hier natürlich nicht weiter an. Dagegen verdienen noch Beachtung die von seiten des Adressaten oder dritter Interessierter eigens zur Förderung einer gegenwärtigen *Negotiation* ausgestellten Empfehlungsbriefe.

Auch solche haben, so gut wie GB, nicht bloss Gesandte erhalten. Bei Reisen Geistlicher z. B. waren schon früh (eigentlich muss man wohl sagen: von Anfang der christlichen

1) RTA VIII, S. 22 f., S. 27. — 2) Die den karol. Gesandt. mitgegebenen kgl. Verfügungen über ihr Unterkommen und ihre Verpflegung heissen (wie oft auch die damaligen Empfehlungsbriefe, s. u.) *tractoria* (u. ä.). Vgl. *Form. Imper.* 7. — 3) Vgl. Johan Wals *Rechenschaft van Basel und Ulme. Annal. des hist. Ver. f. d. Niederrh.* H. 17, S. 102.

Kirche an) ¹⁾ Empfehlungsbriefe ihrer Obern üblich, die sich von denen, welche geistl. Absender ihren Gesandten gaben, wenig unterschieden. Es war eine kanonische Bestimmung, die für das Frankenreich vom Papste 747 auf Pippins bezügliches Befragen in Erinnerung gebracht wurde: dass kein fremder Geistlicher aufzunehmen sei *sine commendaticiis epistolis*. ²⁾ (Weil solche eben oft auch den geistlichen Gesandten gegeben wurden, hat man zuweilen *commendatio* u. ä. auch in Beziehung auf deren Kredenzbriefe gesagt.) ³⁾ Die geistlichen Empfehlungsbriefe (auch die für Gesandte) enthielten meist als Motivierung ausschliesslich den Hinweis auf Gottes Lohn oder entsprechend Warnung vor Gottes, bzw. Petri Zorn („zum Heile eurer Seelen,“) ⁴⁾ erinnerten auch gern an hh. Sprüche („ihr werdet hundertfältigen Lohn empfangen und das ewige Leben besitzen“; ⁵⁾ „ich war ein Fremdling und ihr habt mich aufgenommen“. ⁶⁾)

Ganz ähnliche EB stellen aber auch Weltliche aus, z. B. ein fränkischer Hausmeier an alle Welt für einen „*pro suas culpas — ad oratione*“ nach Rom Reisenden: ⁷⁾ „*Propterea has litteras cum salutatione per ipsum ad vos direximus, ut in amore Deo et sancto Petro ipsum ad hospitium recipiatis, ad benefaciendum vel ad sua consolatione, tam ad ambulando vel et ad intrando, ut per vos salvus hiat et salvus revertit, interim, sicut vestra est consuetudo bona, vel consolatio vel adiutorium ei impendere iubeatis.*“ Ähnlich empfiehlt noch viel später ein König Reisende seines Landes allen Mächten ⁸⁾ mit der Bitte, „*quatenus ipsos eorumque comitivam seu familiam — accipere, benigne tractare ac ipsis in hiis, quae promotionem itineris respiciunt, gratam promotivam et favorabilem dignentur [die Regenten], velint [die Vorstände] et deberent [die Städte u. a.] ostendere voluntatem,*“ aber nicht mehr mit Hinweis auf

¹⁾ Denn schon manche Paulinerbr. wirken ja zugleich als Empfehlungsbr. — ²⁾ Cod. Carol. S. 27; vgl. Form. Bitur. 19: „*iuxta chanonicam institutionem*“. — ³⁾ Vgl. die Bezugnahme auf Cod. Carol. N. 7 in ib. N. 14, S. 74, und o. S. 11. — ⁴⁾ Cod. Carol. S. 36. Vgl. „*pro divino intuitu*“ Marc. Form. II, 47; ib. 50; Marculfin. 8; Bitur. Append. 9, 5. — ⁵⁾ Cod. Carol. S. 32 f. — ⁶⁾ Cod. Udalt. N. 3, S. 23 — ⁷⁾ Form. Bignon. 16. — ⁸⁾ Palacky, Formelbücher II, N. 202, S. 162 f.

Gott, sondern „nostrae contemplationis intuitu recommissos“ und „acceptissimam nobis in eo complacentiam ostensuri“.

Empfehlungsbriefe für Gesandte aller Art von seiten ihrer Absender existieren schon in der spätrömischen und frühgermanischen Zeit. Sie sind damals wie später natürlich meist nicht an den Adressaten gerichtet, dem ja die Gesandten durch ihr Negotiationspapier empfohlen sind (obwohl nicht ausgeschlossen, dass etwa in einem mitgegebenen Sendbriefe noch besonders empfehlende Worte gebraucht wurden), sondern an Dritte, deren Unterstützung man für die Diplomaten begehrt. So empfiehlt der Ostgote Vitiges seine nach Byzanz gehenden Gesandten dem Präfekten von Thessalonich: „sperantes — ab excellentia vestra — ut moram non debeant sustinere“. ¹⁾ Andere Male werden einflussreiche Personen am Hofe des Adressaten um ihre Fürsprache gebeten: „speramus, ut pro nobis orare dignemini“ ²⁾ oder „speramus, ut apud clementissimi imperatoris animos eis vestra prudentia suffragetur“. ³⁾ Briefe dieser Art sind das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch.

Aber auch andere Personen, als der Absender selbst, suchen, wenn beim Gelingen einer Mission irgendwie interessiert, durch EB für dieselbe zu wirken. Und es ist alsdann nicht nötig, dass diese Briefe den Gesandten mitgegeben werden, sie können auch direkt von ihrem Verfasser dem Adressaten der Gesandtschaft zugehen, unter Umständen vor dem Eintreffen der letzteren für sie den Boden vorbereiten helfen. So unterstützt der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg eine kurpfälzische oder eigentlich kaiserliche, weil in ks. Sachen auf ks. Kredenz abgehende Gesandtschaft an Frankfurt durch einen Brief bei dieser Stadt, in dem es heisst: „und als eûch iczûnt derselbe unser herre schreibt und uf seinen gloubzbrief unsers lieben oheims herzogen Ludweiges — botschaft zu eûch komen wirdt: bitten wir und raten eûch, das ir oûch denselben unserm hern anneme sein und zu seiner gehorsam willicklich thûn wollet“ u. s. w. ⁴⁾

¹⁾ Cass. Var. X. 35. — ²⁾ Ib. 34. — ³⁾ Ib. 33. — ⁴⁾ RTA VII, S. 61, N. 43.

Die Empfehlungspapiere haben durchweg die Form des Briefes, oft eines solchen an alle Welt (s. o.), namentlich bei Geistlichen (hier stehen natürlich bei der Klassifizierung der universi die Geistlichen stets voran).¹⁾

Lat. Name des EB ist lit. oder ep. commendaticia, wohl auch bisweilen nur commendatio; früher auch (objektiv) tractoria.²⁾ Im Deutschen heisst diese Gattung von Dokumenten treffend Förderbrief (fürder- fuder- vürder- vorderfuder-br.)³⁾, d. i. fördernder, unterstützender Brief; jeweilig auch (missbräuchlich) „glaubs- und fuderbrief“.⁴⁾

Das Empfehlungsschreiben fällt als besondere Spezies unter die grosse Klasse der überschickten Schreiben überhaupt, der Sendbriefe. Da genau genommen alle Briefe übersandt werden, so hat der übliche Name Sendbrief nur dann Sinn, wenn man ihn auf die Schreiben von selbständiger Bedeutung beschränkt (also nicht auf Kredenzen u. ä. anwendet). Gesandtschaften erhalten Sendbriefe — von den EB jetzt abgesehen — immer dann mit, wenn ihr Absender über etwas, was den eigentlichen Zweck ihrer Mission nicht näher berührt, sich mit dem Adressaten bei der Gelegenheit gleich mit ins Einvernehmen setzen will.⁵⁾ Der Inhalt ist natürlich so variabel, wie eben der gewöhnlicher Briefe, die sie ja sind, nur sein kann. Es können aber auch allerhand Nachrichten, Versicherungen u. s. w., die zu der Mission in irgend welcher Beziehung stehen, und die der Absender ganz genau mit seinen eigenen Worten anbringen will, von den Gesandten in Form von Sendbriefen mitgenommen werden; immer ist doch der Inhalt jedes dieser Briefe ein kleines Ganze für sich; durch ihre Bezugnahme auf die Gesandtschaftsangelegenheit aber fallen sie dann mit in den Kreis der Unterstützungspapiere. — Lat. heisst der Sendbrief lit. missiva oder missilis („missiles

¹⁾ Cod. Udalr. NN. 216. 217. — ²⁾ Vgl. o. S. 97, 2. — ³⁾ Vgl. Lexer III, 594. — ⁴⁾ Chr. 2, 84: „Item es kom ein knecht her von dem von Jera — mit einem gl. u. f. br. und ist ertailt im rat, das wir mit im uber ein kumen und aufnehmen an solt“, d. h. der Knecht hatte einen EB, der ihn als zuverlässigen Menschen kennzeichnete, auf diesen Brief hin wurde er in Dienst genommen. Ebenso ib. 86. — ⁵⁾ Vgl. o. die Akten der Ludovicischen Gesandtschaften. —

dicuntur a mittendo, eo quod mittuntur“ und „notandum, quod illas specialiter missiles appellamus, que nichil auctoritatis tribuunt“. Sächs. summa, in Rockinger, Briefsteller und Formelbücher des 11.—14. Jahrh.'s, S. 260.); missbräuchlich kamen auch Kredenzen in die Missivenabteilungen mittelalterlicher Archive. Deutscher Name ist sendbrief (santbrief u. ä.; auch missiven).

III.**Diplomatisches Verfahren und Ceremoniell.**

A. Verfahren.

§ 10.

Geschäftsgang.

Bei dem einfachen Boten ist von einem Geschäftsgange fast nur im Hinblick auf die Beförderung zu reden; darüber ist unten zu handeln. Hier ist nur etwas zu erwähnen. Im Anfange des 14. Jahrhunderts sind die Briefboten im kgl. Dienste ad hoc vereidigt worden. Es wird darüber eine spezielle Bemerkung in den Brief, den sie überbringen, aufgenommen, die man nicht mit der Kredenzformel in den Beglaubigungen der Botschafter zu verwechseln hat. Der Absender des Briefboten spricht die Hoffnung aus, dass der Bote seinen Eid erfüllen und der Brief richtig ans Ziel gelangen werde: „de presentatione vero presentium earum latori, nuntio nostro iurato, dabimus plenam fidem.“¹⁾ — Einer Beglaubigung beim Adressaten bedarf der Bote nicht; er beglaubigt sich durch die Abgabe des Briefes, richtiger, dieser beglaubigt sich selbst. — Dass der nuntius aber nicht überhaupt, sondern dass er ad hoc iuratus ist: und dass aus einigen Fällen,²⁾ wo die latores zugleich Machtboten sind, nicht gefolgert werden darf, dass etwa nur diese eben, weil sie zugleich Machtboten, vereidigt seien, — dass vielmehr der Eid speziell

¹⁾ Dönniges I, 140. 156 u. ö. ä. — ²⁾ Ib. 140 ff.

der Abgabe dieses Briefes galt: geht aus Briefen hervor, welche jene selben Machtboten ihrerseits abschickten, und in denen für ihre Briefboten dieselbe Klausel vorkommt;¹⁾ und aus der von ihnen stets dem Kontext des Briefes nachgestellten Protokollierung des Boteneides; z. B.: „*Jacobus de Cocciolis portitor suprascriptarum licterarum die predicto iuravit ad sancta dei evangelia se ipsas abbati predicto presentare.*“ — Ob dieser Brauch schon früher aufkam, ist fraglich; dass er, obwohl die bezügliche Klausel in Briefen bald in Wegfall kam, beibehalten wurde, ist mir wahrscheinlich (die späteren fürstlichen, amtsmässigen Briefboten waren gleichfalls vereidigt, aber stehend, eben amtsmässig).²⁾

Der zurückgekehrte Briefbote meldete die Erfüllung seines Auftrags, die zuweilen auch protokolliert wurde (vgl. o. S. 88.). —

Der Botschafter³⁾ wird bis ins 13. Jahrh. durch eine kurze Instruktionsnote, später durch besondere schriftliche oder mündliche Mitteilung von seiner Erwählung benachrichtigt. Er erhält hierauf die Kredenz und seine früher, soweit nicht in der Instruktionsnote enthalten, mündlichen — später und zwar soviel sich sehen lässt seit Anfang des 14. Jahrhunderts meist schriftlichen Aufgaben und Verhaltensmassregeln als Vorinstruktion; daneben oft auch Sendbriefe, Empfehlungsschreiben u. dgl. Von der Vorinstruktion wird eine Kontroll-Dublette auf der Kanzlei des Absenders bewahrt und registriert. Dies geschieht, weil die Instruktion nicht nur momentan-didaktischen, sondern permanent-urkundlichen Wert (daher auch öfters urkundliche Form, s. o. S. 49 f.) hat; d. h. das eine Exemplar ist auch eventuell Beleg der Gesandten für ihre Instruktionstreue, nämlich falls der Vorwurf (unter Umständen wider besseres Wissen) laut wird, sie hätten über oder wider Instruktion gehandelt; das andre ist Kontroll-exemplar des Absenders,⁴⁾ eventuell für ihn auch politisches

¹⁾ L. c. 156 f. — ²⁾ Vgl. sächsische Kanzleiordnung von 1547 (Posse a. a. O. S. 213, Note 2.). — ³⁾ Die meisten Belege für das Folgende giebt schon der II. Teil; vieles dort zerstreut (notwendig) Vorweg erwähnte ist hier zusammenzufassen und findet hier seine Ergänzungen. — ⁴⁾ Daher protokollarische Überschriften, vgl. o. S. 45, 1.

Belegstück gegenüber dem Adressaten oder andern Mächten (mit Aufgebung der Heimlichkeit). Im 15. Jahrh. ward auf der Reichskanzlei für die Vorinstruktionen ein besonderes Buch geführt.¹⁾ Es ist aber bei geringeren oder einfacheren Angelegenheiten bis ans Ende des Mittelalters auch eine nur mündliche Vorinstruierung noch — und wie es scheint gar nicht selten — vorgekommen, namentlich bei den Städten, sodass wir an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts die Gesandten der Stadt München unmittelbar vor der Audienz beim Adressaten, in dessen Vorzimmer miteinander in Streit geraten sehen, was ihnen aufgetragen sei, wie die Instruktion gelautet habe.²⁾ Dass aber auch bei kgl. Gesandten, selbst am Ende des Mittelalters, die Vorinstruktion noch nicht immer eine schriftliche gewesen ist, zeigt die Stelle der Reichskanzlei-Ordnung von 1494: „auch instruction um merglich sachen, so man den bottschaften ye zu zeiten anhenckt.“³⁾ — Für die vorhergehenden Jahrhunderte vgl. man z. B. die mündliche Instruierung Benzos als deutschen (Rück-) Gesandten 1065, in Benzos vorerwähnter Erzählung.⁴⁾ Übrigens war es früherhin auch nichts Unerhörtes, dass Botschafter ohne jedes Negotiationspapier abgingen. So sind 1122 Gesandte zu beschwören bereit, dass sie von dem und dem wirklich abgeschickt seien, was nicht möglich wäre, wenn sie eine Kredenz erhalten hätten.⁵⁾ Zuweilen fand solche Gesandtschaft, die uns wie ein Unding vorkommt, denn auch kein Gehör; zwei (encykl.) Botschafter Heinrichs IV. klagen diesem in ihrem Zwischenbericht (1093/96), dass der Bischof v. Eichstaedt die Gesandtschaft, welche „abque litteris vestris ei venit, minus autenticam habuit“.⁶⁾ Deshalb findet sich das Vorhandensein eines Negotiationspapiers oft ausdrücklich erwähnt,⁷⁾ oder es wird um Mitgabe eines solchen besonders gebeten.⁸⁾

1) Vgl. Reichskanzlei-Ordnungen von 1482—84 und 1494 (Posse S. 203. 206). — 2) Chron. 15, S. 469, §§ 25. 26. — 3) Posse 206. — 4) Pertz, MG, SS XI, 627 ff. (c. 22). — 5) Cod. Udalr. N. 233, S. 406. — 6) Ib. N. 87, S. 170. — 7) Z. B. Epist. Bamb. N. 35 (Jaffé, Bibl. V, 531). Gest. archiep. Salisb. Pertz l. c. S. 42. u. o. — 8) Ep. Bamb. N. 27, S. 522. Cod. Udalr. N. 120, S. 230.

Am Bestimmungsorte angekommen, übergibt der Botschafter, je nach dem Brauche des Adressaten, die Kredenz einem Beamten desselben oder in der Antrittsaudienz ihm selbst, worauf sie laut verlesen wird.¹⁾ Bei encyklischen Botschaften ist die Kredenz nicht abgegeben, sondern nur vor jedem der Adressaten verlesen worden; sonst hätten encyklisch abgefasste Kredenzen keinen Sinn.²⁾ Sendbriefe wurden abgegeben, bzw. auch verlesen.

Es beginnen dann sogleich die Verhandlungen; falls sie auf dem Inhalte einer Urkunde basieren, wird diese verlesen *de verbo ad verbum*.³⁾ In weiteren Audienzen, Besprechungen bei Gastmählern, Zusammenkünften mit Vertrauensmännern des Adressaten, Visiten der letzteren im Hotel der Gesandten⁴⁾ und anderswo mehr⁵⁾ wird die *Negociation* — mit welchen Mitteln, davon unten — fortgeführt und findet durch den in der Abschiedsaudienz erteilten Bescheid des Adressaten ihr Ende. Dauert sie lang, so werden häufig von Haus Zwischeninstruktionen erbeten; mit diesen Bitten verbinden sich Zwischenberichte. Über die Ausrichtung der mündlichen Aufträge des Botschafters — bzw. auch des Machtboten, für welchen ev. hierbei das Gleiche gilt wie für jenen — wird von Seite des Adressaten ein Protokoll ausgefertigt.⁶⁾ Eine Kopie dieses „*publicum instrumentum*“ (deutsch: der *tayding brief* u. ä.) bringen die Gesandten nach Haus zurück, als Einlage des Schlussberichts oder auch an Stelle eines solchen.⁷⁾ Ob das Verfahren der Protokollierung von Aussagen und Aktionen fremder Gesandter älter ist, als die Zeit Heinrichs VII., ist fraglich. Sie wird aber dann allgemeiner Brauch; auch bei den Städten. Diese sind sehr sorgfältig in solcher Notierung und bedienen sich dazu ihrer eignen Schreiber, was sonst die Adressaten nicht immer gethan zu haben scheinen.⁸⁾ Voran geht hier zuweilen ein „*Notandum*“⁹⁾

1) Vgl. Dönniges I, 101. RTA VIII, 357. 368 („hat horen lesen“). —

2) Eine solche Cod. Ud. N. 126. — 3) Dönniges II, 87. — 4) Ib. I, 126. —

5) Ähnlich für Byzanz Löhren a. a. O. S. 60. — 6) Z. B. Dönniges I, Lib. prop. S. 45 ff. — 7) Vgl. o. S. 75 f. 77. — 8) Vgl. Dönniges II, 87. Der Notar erklärt der Verfasser zu sein im Auftrage beider Parteien. —

9) RTA IV, S. 151, N. 136.

oder „Nota“,¹⁾ oder ein „Zu wissin si“²⁾ u. ä.; hierauf folgt die Erzählung in kleinen Paragraphen oder in einem einzigen Flusse; oft fehlt auch jede Überschrift, und nur das Datum steht an der Spitze.³⁾ Sind nun die Aufträge vollkommen erledigt, so kehrt die Botschaft nach Haus zurück, und das Resultat wird im Schlussbericht von ihr dargelegt; dieser wird auf der Kanzlei des Absenders aufbewahrt. Soll dagegen über die behandelten Dinge noch weiter agiert werden, so sendet entweder der bisherige Adressat nun seinerseits eine Botschaft, welche die zurückkehrende begleitet oder von ihr angekündigt wird: die zurückkehrende hat zu berichten, wie weit alles gediehen ist, jene hat weiter zu verhandeln; — oder, wenn dieselben Personen bleiben und nur jetzt Gesandte des Gegenparts werden sollen, indem sie mit ihrem Bericht auch zugleich seine Gegenvorschläge zu überbringen beauftragt werden, so bedürfen sie von seiten des Gegenparts eines Rekreditivs. Solche Rückbeglaubigungen erscheinen schon zur gotischen, merovingischen, karolingischen Zeit⁴⁾, später öfter.⁵⁾ Dieses Verfahren, an sich das bequemste, war nur anwendbar, wenn der Gesandte beiden Parteien gleich vertrauenswürdig erschien; wir sehen daher häufig selbst da davon Abstand genommen, wo es ganz nahe lag;⁶⁾ und zuweilen bittet der Absender selbst ausdrücklich darum, dass der Adressat seinerseits eine besondere Gesandtschaft mit der Erwiderung beauftrage.⁷⁾

Der Machtbote, gleich dem Botschafter von seiner Bestimmung benachrichtigt, gleich ihm mit der Vorinstruktion versehen, darf doch nicht, wie dieser die Kredenz, so sein Mandat vorweg aus der Hand geben, ehe er verhandelt, da dieses nicht nur seine Beglaubigung enthält, die ihn zur Unterhandlung berechtigt, sondern auch seine Vollmachten betreffend vertragsmässigen Abschluss. Vorweg abgegeben scheint

1) L. c. S. 153, N. 138. — 2) Ib. V, S. 574, N. 420. — 3) Ib. VII, S. 15, N. 4. — 4) S. o. S. 8, 3. — 5) So wird Benzo seitens des deutschen Hofes an den Papst rekreditiert (Benzos Erzählung a. a. O.), Philipp v. Schw. rekr. päpstl. Ges. 1198 (Böhm. Reg. 21) u. s. o. — 6) So Heinr. IV. 1105 an Paschal. II. (Cod. Ud. N. 120, S. 230 ff.).

man das Mandat nur in ältester Zeit zu haben, wo es formal noch garnicht entwickelt war. Dieses Schwanken seiner Form zur Kredenz hin war begründet in der Beschränktheit des damaligen Machtbotentums, welches sich im Ganzen nur unmerklich über die Unterhandlungsbefugnis des Botschafters erhob. Die Vertragsurkunden wurden damals, wie schon früher bemerkt,¹⁾ noch fast stets durch die Vertragsschliessenden selbst vollzogen, die beiderseitigen Gesandten hatten die Urkunde nur zur Unterschrift vorzulegen und, wenn sie vollzogen war, eine Kopie derselben nach Haus mitzunehmen. Es kam vor, dass die beiderseitigen Gesandten gleichzeitig abgingen.²⁾ Im Fortgange des Mittelalters aber, und zwar wohl im Laufe des 11.—12. Jahrh., der Ausprägungszeit der Mandatsform, wird es Brauch, dass Gesandte im Namen ihres Absenders Verträge vollziehen, beschwören und die Urkunden darüber selbst auszufertigen befugt sind. Damit erhält diese Gesandtenklasse (die „procuratores“, vgl. o. S. 19,], wie ihr Dokument, das Mandat, erst ihren vollen Charakter. Von nun an kann dies Papier nicht mehr vor Beginn der Negociation abgegeben werden. Denn Vollmacht, was oft übersehen wird, ist eben noch nicht Auftrag, vielmehr bedingter Auftrag (s. o. Einl. S. 2.); bedingt durch das Zustandekommen einer beiderseitigen Einigung. Die Bethätigung der Vollmacht und die Übergabe ihrer schriftlichen Bezeugung an den Adressaten schwebt daher, bis die Verhandlungen beendet, die Einigung erzielt ist. Dann erst muss der Adressat die Bescheinigung des Absenders in die Hand bekommen, dass der letztere sich durch die Abmachung seiner Gesandten gebunden fühlt. Solange der Adressat diese Bescheinigung nicht besitzt, können die Gesandten auch etwas schon von ihnen Bewilligtes zurücknehmen, indem sie erklären, dass dies nicht der Sinn der immer sehr allgemein gehaltenen Ausdrücke ihres Mandats sei, dieses vielmehr durch ihren Absender in seinen Instruktionen in andrer Weise interpretiert werde, bzw. dass von diesem die Bedingungen, welche ihnen persönlich kommod erschienen seien, in dieser Fassung nicht acceptiert würden, sodass ihr (hypothetisches) Zugeständnis nicht

1) Vgl. o. S. 13 f. — 2) Löhren Exkurs I.

realisiert werden könne. Oder sie weigern sich, etwas zu bewilligen, worauf der Adressat sich schon Hoffnung gemacht hat, weil sie durch das Mandat ihm dazu bevollmächtigt erschienen sind — mit der Begründung, soweit gehe ihre, wie gesagt fast stets mehrdeutige, Vollmacht nicht, sie könnten diesen Punkt nur erst „ad referendum nehmen“ „hinter sich bringen“; — weshalb denn häufig die Klage laut wird, die Gesandten hätten „non sufficiens mandatum“ „kein ausreichendes Mandat“ gehabt. — Durch die schliessliche Auslieferung der Vollmachtsbescheinigung begeben sich die Machtboten all solcher Rückzüge, denn hierdurch bekunden sie, dass sie die Bedingungen, unter welchen allein sie ihren Auftrag auszurichten haben, als erfüllt anerkennen und ihre Sendung — natürlich entsprechend den ihnen inzwischen gewordenen Instruktionen, also im Einvernehmen mit dem Mandanten — für erledigt ansehen. Dies ist festzuhalten.

Mandat und Instruktion ergänzen sich mithin inhaltlich; jenes enthält die bedingte Vollmacht, diese die Bedingung. Darum ist jenes für den Adressaten, diese für die Gesandten; jenes bleibt bis zum Schluss oder Abbruch der Verhandlung, nota bene, wenn nicht Thema oder Gesandtschaftscorps wechseln — in den Fällen wird Neumandatierung nötig —; die Instruktion wird verändert, ergänzt, berichtigt. Wahr ist, dass der bedingte Charakter des Mandats nicht bei allen Gelegenheiten scharf erfasst worden ist; das Mittelalter war im Allgemeinen in so präzisen Unterscheidungen überhaupt nicht stark. Wenn z. B. Gesandte von Städten an einen König kommen, ihm die Huldigung zu bringen, so ist dieser Akt ihnen oft unbedingt aufgetragen; sie sind dann begrifflich nur Boten; sie haben nicht eigentlich Vollmacht, den Treueid zu schwören, denn solche würde eben qua Macht voraussetzen, dass sie den Eid eventuell auch nicht leisteten. Es stünde auch nichts im Wege, dass dieser Eid brieflich, in einer littera aperta, geleistet würde, und die Gesandten den Brief als einfache Boten zu überbringen hätten. Aber weil es Brauch ist, solche Eide mündlich abzuleisten, erscheinen die damit beauftragten Gesandten als solche von höherer Bedeutung; sie erscheinen als feierliche Vertreter ihrer Absender; dieser Feierlichkeit wegen vermischt man ihren Charakter mit dem

wirklicher Machtboten, die sie nicht sind; darum erhalten sie auch ein Mandat wie diese, oder man glaubt wenigstens, ihnen ein solches zu geben: indess, man erfährt hierbei, dass jener Unterschied wirklich existiert; man fühlt dunkel das Unzutreffende der Plenipotenztermini im Mandat, darum lässt man sie aus: die nur scheinbaren Machtboten erhalten sozusagen unechte, verstümmelte, Scheinmandate. Solche haben z. B. die lombardischen Städtegesandten an Heinrich VII.;¹⁾ es fehlt darin nichts zum Mandat, als der eigentliche Plenipotenzteil, an dessen Stelle steht das sonst oft neben, bzw. in ihm erscheinende: *ad comparendum*, *ad iurandum*, *ad offerendum*, *recipiendum* u. s. w. Deshalb sind diese Scheinmandate denn auch gleich abgegeben worden.²⁾ Unschwer lässt sich von ihnen das wirkliche Mandat allenthalben unterscheiden.

Es liegt nun aber die Notwendigkeit auch für die Machtboten auf der Hand, ehe die Unterhandlung angeknüpft wird, sich als zu derselben, und auch eventuell zum Abschluss, überhaupt berechtigt auszuweisen. Man half sich also durch Verlesen des Mandats, wodurch ja das eigentlich Geheime nicht vorzeitig entschleiert ward, nämlich die Bedingungen.

So heisst es im Piacenzer Protokoll über die Friedensverhandlungen von 1183,³⁾ die Gesandten hätten Vollmacht vom Kaiser gehabt, wie in *litteris ipsius d. i. ibi publice lectis* gestanden habe. Das Mandat eines, vielleicht etwas später als die andern, speciell abgeschickten vierten Diplomaten, dessen Name in dem Mandat der andern nicht genannt war, wurde nicht publice verlesen, das verhindert nicht die Annahme, dass es doch verlesen wurde, nämlich in kleinem Kreise der Massgebenden, nur nicht publice.

Ein andres Beispiel giebt das Jahr 1311 bei einer päpstlichen Mission an Heinrich.⁴⁾ Der Kaiser lässt sich zuerst von den Gesandten einen Brief des Papstes *sententialiter* auseinander-

¹⁾ Dönniges I, 7 ff. Das Gleiche bei der Sendung eines Klosters an die kgl. Gesandten ib. 126 f. (wo das „*ad standum suis mandatis*“ bedeutet: „um zu ihren (der kgl. Ges.) Dispositionen zu stehen.“). — ²⁾ „*exhibuerunt quoddam publicum instrumentum*“ („*seu documentum*“, den Beteiligten war selbst nicht klar, was es für ein Papier sei). — ³⁾ Prutz, Friedr. I, III, Urk. N. 5. — ⁴⁾ Dönniges II, 6 f.

setzen, oretenus; hierauf verliest ihr Redner denselben *de verbo ad verbum*. Es handelt sich um Fixierung des Krönungstages. Der König wählt einen Tag *auctoritate litterarum apostolicarum predictarum suffultus*, worauf die Gesandten *auctoritate predicta* ihre Zustimmung geben. Der Brief war also das Mandat.

Entsprechend heisst es in der Erzählung Hessos über die päpstlichen Verhandlungen mit Heinrich V. 1119,¹⁾ der päpstl. Redner habe seine Ansprache gehalten *assumpta parabola*, nach Vornahme des Mandats; und ganz ebenso in der päpstl. Aufzeichnung über die Gesandtschaft Wenzels 1377,²⁾ der Papst habe die kgl. Machtboten angehört *praesumpta auctoritate* (worauf er ein nachfolgendes Dekret *pari praesumptione pronuntiavit*).³⁾

Es sei bemerkt, dass auch das gerichtliche Mandat verlesen werden musste.⁴⁾

Haben die Machtboten sich so legitimiert, so beginnen, wie man sieht, sogleich die Aktionen, deren Verlauf dem der Botschafterverhandlungen durchaus gleicht. Nach ihrer Beendigung und meist nach Aufsetzung einer Abschliessungsurkunde ist das Mandat dann dem Adressaten überreicht worden. Das liesse schon seine häufige Briefform vermuten, Briefe sind ja nicht nur bestimmt, vom Adressaten gelesen, sondern auch, ihm ausgehändigt zu werden. Aber vor allem liegt es in der Sache: dies ist oben auseinandergesetzt. Soweit ich sehe, entsprechen dem auch (fast)⁵⁾ durchweg die Fundorte der Mandatsoriginale (bzw. deren Fehlen und das Vorhandensein blosser Kopien im Archiv des Absenders). Und darauf beruht das klare Verständnis der, in anderer Hinsicht oben beleuchteten, Verhandlungen zwischen Ludwig IV. und der Kurie. Das hierbei beobachtete Verfahren hat Rohrmann⁶⁾ soweit richtig dargelegt, als seine Ansicht über den Charakter der

1) Cod. Ud. N. 199, S. 353 ff. — 2) Bzovius, ann. eccl. 1377 IV. —

3) Wäre das Mandat gleich übergeben worden, so müsste es *tradita, oblata* o. ä. heissen. — 4) Vgl. Marc. Form. II, 38 u. o., besonders die einschlägigen Protokolle (meist nach dem Hauptakt überschrieben „Gesta“), z. B. Addit. Turon. 5. Form. Bitur. 15 c, Cart. Senon. 39 u. o. — 5) Vgl. u. — 6) A. a. O. 29 ff.

Gesandtschaftsakten richtig ist (vgl. o.). Falsch ist eben seine mehrfache Behauptung der Überreichung von Beglaubigungen, die es bei all diesen Machtbotschaften nicht gegeben hat. Der Gang ist der folgende (vgl. dazu o. S. 27 ff. und Rohrmann l. c.): 1331 Herbst:¹⁾ die Gesandten zeigen (bzw. verlesen) den (Kardinälen als) Unterhändlern des Papstes mit Vorsicht, d. h. ihn nicht aus den Händen lassend, den Mandatsbrief (lit. mandati); hierdurch legitimieren sie sich als Machtboten für die betr. Angelegenheiten; nach vorläufiger Beendigung der Verhandlungen, Aufsetzung einer Abschliessungsurkunde,²⁾ Besiegelung und Notariatsbestätigung derselben — aber nicht eher — sollen sich beide Parteien, die kgl. Gesandten wie die päpstl. (Gesandten, bzw.) Unterhändler, ihre Mandatsbriefe gegenseitig aushändigen. Man sieht, dies ist genau der von mir vorhin aufgestellte Gang. 1335 Herbst:³⁾ Vortrag — womit Verlesung verbunden sein kann — der ks. Gesandten über (die ausgehändigten⁴⁾ und über die „ändern“ Prokuratorien, d. i.) disciplin. und polit. Mandat. Also wiederum sind diese nicht vorweg ausgehändigt,⁵⁾ natürlich sollten sie es nach dem Abschluss werden, der dann nicht zu stande kam. 1336 Frühjahr:⁶⁾ derselbe Gang. 1336/37:⁷⁾ die Gesandten machen ein Versehen; vor der offiziellen Abschliessung findet schon eine faktische statt, hierbei übergeben sie das Mandat; in letzter Stunde scheitert das Abkommen, und der Papst behält das Dokument.⁸⁾ Dies ist Ludwig höchst unangenehm, weshalb er die Gesandten von 1343 beauftragt, wenn irgend möglich, die „alten procuratori“ wiederzubringen.⁹⁾ Der Papst seinerseits erklärt Ludwig auf Grund des Dokuments für gebunden.¹⁰⁾ —

1) Vgl. die Instruk. bei Gewold, Defensio, S. 122 f. — 2) Ohne die Genehmigung des Papstes einzuholen, was Rohrmann 33 irrig ergänzt, da die päpstl. Unterhändler gleichfalls mandatiert sein, also Vollmacht haben sollen. — 3) 1335 Frühjahr: Rückzug der Gesandten und Klage des Papstes: „mandatum sufficiens non haberent“ (Rayn. 1335, 4; vgl. hierzu Rohrmann 8, 6 und o. S. 108). Zu 1335 Herbst vgl. Rayn. 1335, 7. — 4) Sendbrief und quaternus. — 5) Ebenso Rohrmann 35. — 6) Rayn. 1336, 29. — 7) Vgl. Heinr. v. Dissenh. (Böhmer, FF. IV) 26. Rayn. 1337, 4; 1338, 4. Rohrmann 39. — 8) Welches bei Ratifizierung nicht zurückzustellen gewesen wäre (so irrig Rohrmann 60). — 9) Instr. b. Riezler a. a. O. 333. — 10) Müller, Kampf, II, 359, 6.

1343/44: die Kurie verlangt Vorauslieferung der Mandate.¹⁾ Sie will also garnicht unterhandeln; sie will fertige, unbedingte Zugeständnisse. Ludwig pariert dies, er lässt das ähnlich aussehende Doppel-Notariatsinstrument²⁾ überreichen mit der Versicherung seiner genauen Übereinstimmung mit dem Mandate;³⁾ die Kurie, um es schlicht zu sagen, fällt darauf herein; sie lässt sich von dem missachteten Gegner täuschen, sie meint ihn gebunden; das ausgehändigte Instrument wird gleich zweimal verlesen: — aber wenn auch die inhaltliche Übereinstimmung beider Dokumente bis aufs letzte Tüpfelchen vollständig, das Instrument eine mit tausend notariellen Bestätigungen versehene Kopie des Mandats gewesen, die Absicht seinen Inhalt zu erfüllen mit tausend Eiden von den Gesandten beschworen worden wäre, das Mandat war es eben nicht, und alle Versprechungen, Zugeständnisse, Eide blieben hypothetisch, solange dies nicht ausgeliefert war. Dass dies aber nicht vorzeitig geschehe, das hatte Ludwig den Gesandten in der Instruktion ganz besonders ans Herz gelegt: „lat ouch di selben procuratori nicht hinder iwe.“⁴⁾

Nach Übergabe des Mandats pflegt über die gesamte Aktion ein General-Schlussprotokoll aufgesetzt zu werden, und dies ist alsdann erst die eigentliche offizielle Vertragsurkunde. Sie wird von beiden Teilen unterzeichnet, ein Duplikat angefertigt, und jeder Part erhält ein Exemplar, worauf die Gesandten mit dem ihren nach Haus zurückkehren. Genau ebenso geht es zu, wenn von beiden Seiten die Sache durch Gesandte geführt wird.

Als unter Ruprecht die Machtboten neben den Mandaten noch eine Kredenz erhalten, ersetzt deren Vorabgabe jegliches Verlesen der Mandate; diese, obwohl formal immer dieselben (s. o.), werden faktisch wie reine Vollmachten gehandhabt. Dies ist diplomatisch bequemer und praktischer. Erst beim Abschluss holt man die Mandate hervor.

Es ist jetzt noch ein Blick zu werfen auf die bei Verhandlung und Abschluss häufig von den Gesandten geleisteten

1) Vgl. Rohrmann 51 ff. — 2) Gewold 181 ff. — 3) Baluze a. a. O. II. 284. — 4) Riezler l. c.

Eide. Beschworen kann bei Verhandlungen werden einmal das wirkliche Vorhandensein, bzw. die Giltigkeit einer urkundlich vorgelegten Vollmacht, d. h. der Gesandte kann schwören: „Ich bin wahrhaftig, wie hier steht, berechtigt, in den und den Punkten die und die Zugeständnisse zu machen“ — *nota bene*, unter gewissen, noch latenten Bedingungen; — oder das Vorhandensein der Absicht (des Absenders, damit der Gesandten), über etwas eine Einigung zu erzielen; von einem solchen Eide ist in der Instruktion von 1331 die Rede, nach welcher die Gesandten schwören dürfen, dass sie das Zustandekommen einer Einigung fördern wollen, soweit sie es vermögen;¹⁾ — ferner, es kann beschworen werden das Vorhandensein der Absicht, bei einer Einigung, falls sie erzielt wird, treu zu verharren, das etwa Vereinbarte zu erfüllen; ein solcher Eid ist der von 1344, dass Ludwig sich den päpstlichen Anordnungen unterwerfen werde²⁾ — *nota bene*, den Anordnungen, welche im Falle getroffener Vereinbarung gegeben werden werden;³⁾ — oder endlich, es kann nach Abschluss der Vereinbarung beschworen werden das Vorhandensein der Absicht, bei ihr fortan zu verharren: das sind die gewöhnlichen Bekräftigungseide auf fertige Verträge, wie sie in Ludovicischen und andern Mandaten den Gesandten gestattet, bzw. aufgegeben werden. Die Absicht aber, bedingte Zugeständnisse unbedingt zu erfüllen, kann man natürlich so wenig haben wie beschwören, und darum ist an sich die Müllersche, v. Weechsche u. a. Ansicht vom „Beschwören der Mandate“ etwas, was überhaupt keinen Sinn hat. Dass etwas Derartiges auch faktisch in den Quellen keinen Anhalt hat, hat Rohrmann nachgewiesen.⁴⁾ Es konnten aber natürlich die Bekräftigungseide unter Umständen von den Gesandten schon geleistet werden, sobald sie glaubten, zu etwas Fertigem gelangt zu sein, also auch für einen einzelnen Punkt vor Beilegung der übrigen; so haben 1336/37 die Gesandten Ludwigs betreffs Frankreichs Schwüre geleistet;⁵⁾ der Papst thut, als wäre Ludwig dadurch schon gebunden; er ist es

¹⁾ Gewold 122. — ²⁾ Baluze l. c. — ³⁾ Die *submitio* ist eben eine hypothetische. — ⁴⁾ S. 28 ff. — ⁵⁾ Rayn. 1337, 4.

selbstredend nicht, sondern all diese Eide binden ihn erst nach Auslieferung des Mandats.

Nun ist aber noch etwas zu erledigen. Wenn alles richtig zugeht, muss, wie wir gesehen haben, bei Abbruch der Verhandlungen das Mandat in Händen der Gesandten bleiben, von ihnen zurückgebracht werden, also, falls überhaupt, im Archiv des Absenders zu finden sein. Nicht unmöglich ist, dass es auch bei Abschluss sich in diesem findet, nämlich in gleich anfangs angefertigter Doublette. Schwierig aber wird die Sachlage, wenn wir trotz abgebrochener Verhandlung das Mandat heute im Archiv des Adressaten finden. Dies ist der als erklärungsbedürftig mit Recht von Heidemann¹⁾ bezeichnete Fall bei einigen der Ludovicischen Gesandtschaften. Zu 1331 hat das päpstliche Archiv das Original des Mandates nicht, es liegt im kgl. bairischen geheimen Hausarchiv zu München; ²⁾ ebenso steht es 1343/44. Zu 1336/37 wissen wir, dass es irrtümlich vorzeitig ausgehändigt worden ist (s. o.). Zu 1338 ist uns vom Mandat nichts bekannt. Zu erklären bleiben 1335 Frühjahr, 1335 Herbst und 1336 Frühjahr. Zu diesen drei Malen steht das Mandat im Regest in Muratoris Repertor, bzw. im Auszug bei Raynald, lag also im päpstlichen Archiv. Wie ist es, trotz Erfolglosigkeit der Unterhandlung, dahin gekommen? Für 1335 Herbst und 1336 Frühjahr wissen wir schon (s. o.), dass gewisse „procuratoria“ nicht zu Anfang ausgehändigt wurden, wir sind nach allem sonstigen Bestande berechtigt, in diesen die Mandate zu sehen. Dennoch stehen sie auch für diese Jahre in Muratori und Raynald. Das lehrt wenigstens sogleich, dass für alle drei Fälle aus dem Fundort der Mandate nicht schon auf Vorabgabe derselben zu schliessen ist. Zur Erklärung aber des Fundortes selbst lassen sich bis jetzt nur Erklärungsmöglichkeiten aufstellen. Entweder sahen die Gesandten, in ähnlichem Versehen wie 1336/37, durch (auch erfolglose) Beendigung der Verhandlungen auch ihren Auftrag für erledigt an, übergaben deshalb das nach ihrer Meinung gegenstandslos gewordene Mandat, als Zeugnis des Aktionschlusses, gleichsam an stelle eines (damals nicht üblichen)

¹⁾ Histor. Zeitschr. 54, 480. — ²⁾ Riezler a. a. O. S. 311.

Abberufungsschreibens, dem Adressaten: dann bezieht sich Ludwigs „die alten procuratori“ (s. o.) auch auf diese Mandate, nicht nur auf das von 1336 Herbst; was nicht unmöglich ist. Oder es können — was nur durch Aufsuchung der betreffenden Dokumente im päpstlichen (bezw. eventuell im bairischen) Archive zu entscheiden ist — die vermeintlichen Originalmandate bei Muratori in Wahrheit Kopien der Originalmandate sein, die in der Antrittsaudienz der Papst machen liess und natürlich behalten durfte: in diesem Falle sind die „genannten procuratoria“ (im päpstlichen Briefe von 1335¹⁾), von denen eine Kopie für die Kardinäle gemacht wird, nicht die „ausgehändigten“, sondern die „andern“, d. h. die Mandate.

Eine der beiden Erklärungen dürfte wohl die richtige sein; welche, lässt sich eben gegenwärtig nicht sagen. Unter allen Umständen aber, das darf man behaupten, sind die drei Fälle Ausnahmen von der Regel.

Eigen verfuhr man bei encyklischen Machtbotschaften. Man pflegte solchen viele Spezialkredenzen, aber nur ein Mandat mitzugeben; jene wurden zu Anfang der Verhandlungen den Adressaten eingehändigt, das Mandat nicht, aber wahrscheinlich das letztere vorgewiesen. So geht 1313 eine encyklische Machtbotschaft Heinrichs VII. an die Lombarden,²⁾ bei der es nicht ganz leicht ist, die einzelnen Papiere zu unterscheiden; da heisst es für die Verhandlungen in Brescia:³⁾ „presentaverunt et octulerunt — licteras dni — cuius suprascriptio sic notabat: fidelibus suis dilectis — qua cavebatur inter cetera quod eisdem ambaxiatoribus per predictas plena fides adhiberetur. Qui ambaxiatores ex vigore predictarum licterarum et ambaxiate eis imposite, requisiverunt“ cet. Jene licterae ist nach der fides-Klausel die Spezialkredenz, die abgegeben wurde, die ambaxiata das Mandat (eigentlich sein Inhalt); die Ausdrucksweise lässt auf Bekanntsein, also auf Vorgewiesen- bzw. Verlesensein des Mandats schliessen. Eine lictera wie jene ist auch bei allen andern Adressaten als lictera clausa

¹⁾ Rayn. 1335, 7. — ²⁾ Dönniges I, 123 ff. — ³⁾ Ib. 125.

erwähnt, folglich als abgegeben; bei diesen andern erscheint aber noch eine zweite *lictera clausa*, jedoch mit kennbaren Unterschieden: diese ist Sendbrief: so in Verona ¹⁾ eine l. cl. an Vicario, consilio et Communi Veronae, dies ist die Kredenz; eine l. cl. an Friedrich della Scala, den Locumtenens des Vikars, diese ist Sendbrief; zwei Tage später, ebenda, ²⁾ erhält Cane della Scala, der Vikar von Verona und Vicenza, eine l. cl. an Vicar. cons. et Comm. von Vicenza, dies ist die Kredenz für Vicenza; derselbe eine l. cl. an Cane persönlich, diese ist Sendbrief. In Mantua: ³⁾ 1 l. cl. an Vic. cons. et Comm. von Mantua, dies ist die Kredenz; 1 l. cl. an Passarino, den Vikar von Mantua und Modena, persönlich, diese ist Sendbrief; 1 l. cl. an Buttirone, Passarinos Bruder, persönlich, ein zweiter Sendbrief; Kredenz allein in Modena. ⁴⁾ Alle diese Kredenzen und Sendbriefe werden abgegeben; das Mandat nicht, dieses wird noch einmal erwähnt im Eingang des Inquisitionsprotokolls: ⁵⁾ „in infrascriptis terris ad quas directi fuerunt secundum ambaxatam eis impositam“. Ausser all dem hatten dieselben Machtboten gleichzeitig an die lombardischen Bischöfe einzelne Sendbriefe, aber als *litterae apertae* abgefasst, abzugeben; hierin waren sie, bzw. war einer von ihnen einfach Bote (*lator*), als solcher *iuratus* (s. o.). Da sie aber Einiges auch mit der hohen Geistlichkeit Lombardiens persönlich zu verhandeln hatten, hatten sie auch für diese ein encykliches Mandat, in Urkundenform (*privilegium apertum*), das mehrfach zur Verlesung, mehrfach auch nur zur brieflichen Bezeugung gekommen ist (d. h. die Gesandten beriefen sich in Briefen darauf, bzw. schlossen Kopien an). ⁶⁾ Für diese encykliche Mandatierung an die Geistlichkeit ersetzten die speziellen *litterae apertae*, wie es scheint, die Spezialkredenzen. — Ferner hatten die Gesandten einen Geleitsbrief ⁷⁾ und ein encykliches Sendschreiben gegen die Rebellen, das, weil encyklich, verlesen, ⁸⁾ nicht abgegeben wurde.

¹⁾ L. c. 139. — ²⁾ S. 140. — ³⁾ 153. — ⁴⁾ 155; „ubi celebratur consilium credencie“ bedeutet: „wo die credendarii zu beraten pflegen“, d. i. der Vertrauens-Ausschuss der Bürgerschaft, vgl. Ducange ad v. — ⁵⁾ 165. — ⁶⁾ Verlesung S. 127. 140 u. ö. Briefliche Bezeugung 153 u. ö. — ⁷⁾ S. z. B. S. 123. — ⁸⁾ Z. B. S. 128.

Dem entspricht durchaus das Verfahren einer encyklischen Machtbotschaft Ruprechts an die lombardischen Stände 1401. Auch hier finden wir ein encyklisches Mandat,¹⁾ daneben Spezialkredenzen — wenigstens ist eine solche erhalten²⁾ und andre wohl vorauszusetzen.

In älteren Zeiten hat man sich zuweilen neben dem Mandat mit einer Kredenz (diese auch encyklisch) für solche encykl. Machtbotschaften begnügt, z. B. 1234 (Heinrich (VII.) an den Lombardenbund);³⁾ man verwendete da die beiden Papiere wohl nicht nebeneinander, sondern, je nachdem es nur zu verhandeln oder auch abzuschliessen gab, bald das eine und bald das andere.

§ 11.

Negotiations-Mittel.

Die Mittel, deren sich die Diplomaten bedienten, um ihre Aktion zu glücklichem Ziele zu führen, (die „Diplomatie“ im engsten Sinne), stellen sich, wenn auch ihre Handhabung z. T. eine plumpere, ihr Charakter im Einzelnen oft noch ein naiver gewesen ist, doch im Allgemeinen unter dieselben Gesichtspunkte, welche für die Diplomatenkunst aller Zeiten massgebend sind.

Es galt natürlich auch damals vor allem, direkt den Adressaten selbst für die *res efficienda* zu gewinnen. Dies war am leichtesten, wenn sich darthun liess, dass auch für ihn aus der *res effecta* unmittelbar Vorteile entsprängen. Das ist das zu Beweisende bei allen Bundes-Anträgen. Kann der Absender z. B. einen Feind, zu dessen Bekämpfung er des Adressaten Hülfe haben will, diesem als ihren gemeinsamen Feind aufzeigen, so wird er ohne Weiteres bei ihm auf Neigung zum Bunde rechnen dürfen: denn (voraus-

¹⁾ RTA V, S. 142 f., Nr. 87. — ²⁾ An den Signore von Lucca, ib. Nr. 92. — ³⁾ Vgl. o. S. 20 ff.

gesetzt, dass nicht gegen den Absender selbst ein Übelwollen vorliegt) gemeinsame Feinde, meist gemeinsame Sache. Solches ist der Stand der Dinge z. B. 1136, wo der byzantinische Kaiser den deutschen, Lothar, zum Kriege gegen König Roger von Apulien als ihren gemeinsamen Feind auffordert.¹⁾ Der Adressat seinerseits hat zu prüfen, ob der Hinweis auf solchen gemeinsamen Nutzen sich nicht als Vorspiegelung herausstellt. In dem erwähnten Falle z. B. ist klar, dass Byzanz die Normannen nicht für des deutschen Kaisers, sondern für sein eignes Beste, und ausschliesslich für dieses, zu überwinden trachtete, dass daher Lothar nur der Handlanger Ostroms sein sollte. Mithin war, so richtig die Bezeichnung Rogers als gemeinsamen Feindes sein mochte, die darauf basierte Aufstellung eines gemeinsamen Nutzens eine Vorspiegelung, vielmehr sollte der Nutzen durchaus ein einseitiger, auf Lothars Seite durch die Preisgebung der Möglichkeit, Byzanz eventuell auch durch die Normannen in Balance zu halten, sogar der Schade sein —: über die deutschen Kaiser, mit ihren sporadischen Romfahrten, konnten nach Beseitigung der Normannenmacht die Byzantiner hoffen, in Unteritalien wieder wie vordem die Oberhand zu gewinnen. Deshalb (und wegen des Verhältnisses zum Papsttum) war es für den deutschen Kaiser, so sehr er die Normannen als Feinde anzusehen hatte, verkehrte Politik, sie beugen, bzw. beseitigen zu wollen, sie durften nur nicht seine Feinde bleiben. Lothar dem Sachsen ist das nicht klar geworden, die Hohenstaufen haben es besser erkannt; statt die normannische Krone zu zertrümmern, haben sie sie auf das eigne Haupt gesetzt.

Ist der Vorteil, den die *res efficienda* verspricht, ein einseitiger, nur dem Absender winkender, so muss dieser, um den Adressaten dafür zu gewinnen, auf ausserhalb liegende, bzw. erst von ihm zu schaffende Vorteile rekurrieren, d. h. er muss, gegenüber der gewünschten Leistung des Adressaten, Gegenleistungen offerieren. Das ist der Fall bei allen andern Vertrags-Abschlüssen. Es kann aber solche Offerte auch im ersten Falle hinzutreten, um die Beweise für den

¹⁾ v. Raumer, *Gesch. d. Hohenstaufen*, 4. Aufl. 1, 229.

gemeinsamen Nutzen zu unterstützen, für sie von vornherein Stimmung zu machen. Alsdann wird mit der Grösse der Offerte des Adressaten Misstrauen gegen die Stichhaltigkeit der Beweise wachsen dürfen, welches zu überwinden Aufgabe des Gesandten bleibt. Misstrauen zu erregen, waren z. B. wohl geeignet die überschwänglichen Anerbietungen, die 1062 Konstantin von Byzanz durch Vermittlung des Gegenpapstes Cadalus der deutschen Regierung machen liess: Freundschaftsvertrag, Stellung des eignen Sohnes als Geisel, des „ganzen“ (!) ks. Schatzes zur deutschen Kriegsrüstung u. s. w. Die Absicht von dem allen war, Deutschland zum Kriege gegen die dem Byzantiner immer gefährlicher werdenden Normannen zu bewegen.¹⁾

Stimmung machende Offerten waren bei den Verhandlungen aller Gattungen die Geschenke, welche die Gesandten in der Antrittsaudienz dem Adressaten zu überreichen pflegten (über diese mehr u. b. Ceremoniell). Daher war der Wert dieser Geschenke kein unwichtiger Faktor beim Zustandekommen von Unterhandlungen. Fanden die Ausführungen des agierenden Diplomaten beim Adressaten keinen Anklang, so kam es deshalb auch vor, dass er die Geschenke zurückwies: wie dies bis gegen Ende der Verhandlung Nikeforos von Byzanz Liudprand, Heinrich II. 1015 dem polnischen Gesandten Stoignew gegenüber that.

Die Gegenleistungen, um welche natürlich möglichst gefeilscht wurde, konnten sehr verschiedener Art sein. Vor allem reale: Abtretung von Land; Verzicht auf Rechte, bezw. Anerkennung solcher (z. B. der Oberhoheit des Kaisers seitens auswärtiger Fürsten), Auslieferung von Gefangenen, Zahlung von Geldbussen — wie solche Aba von Ungarn 1042 Heinrich III. anbieten liess²⁾ — Erlegung von jährlichem Tribut — wie sie die Gesandten Swatopluk von Mähren 874 in Forchheim,³⁾ solche Bretislaws von Böhmen 1040 in Regensburg⁴⁾ verhiessen —; auch einfach Bezahlung von Geld; dann nahm die

¹⁾ Meyer von Knonau, Heinr. IV. u. V. I, S. 260. — ²⁾ Giesebrecht, Deutsch. KZ. II (2. Aufl.), 354. — ³⁾ Ann. Fuld. a. a. (MG SS I, 388, 12). — ⁴⁾ Giesebrecht l. c. 345.

Verhandlung gänzlich den Charakter eines Handelsgeschäftes an: so war die Diplomatie Richards von Cornwall bei den deutschen Kurfürsten zum Zweck seiner Wahl zum deutschen König ein einfacher Schacher. Es konnten aber auch ideale Gegenleistungen offeriert werden: Ehrenerweisungen — wie Liudprand (968) den Byzantinern, zum Zwecke momentaner Sicherheit, vorspiegelt, er werde den Papst veranlassen, künftig ihre Herrscher in seinen Briefen als römische Kaiser zu bezeichnen —; Demütigungen des Absenders — man denke an die Negociation Ludwigs IV. an der Kurie —; Preisgebung bisheriger Freunde — wie sie derselbe Kaiser dem Papste zu bewilligen zeitweilig geneigt war —; anderweitige Beihülfe zur Rache an Feinden des Adressaten: so schwört im Nibelungenliede Markgraf Rüdiger der Kriemhild, um sie für Etzels Brautwerbung zu gewinnen, dass er alles aufbieten wolle, ihr an den Mördern ihres Gatten Rache zu verschaffen. Man wird nicht erwarten, bei diplomatischen Betrachtungen die edelsten Motive arbeiten zu sehen.

Es kann auch passieren, dass der Gesandte, um seinem Herrn guten Bescheid zu bringen, mehr offeriert, als er laut Mandat darf. Das that Dominicus, Gesandter Ottos I.: er bot um den Preis der gewünschten Ehe zwischen Ottos Sohn und der Theophano den Verzicht Ottos auf die unteritalischen Besitzungen der Griechen, während Otto sich rüstete, diese nötigenfalls mit Gewalt zu nehmen. Natürlich wurde nachher nichts aus den gemachten Verheissungen.

Andere Male war die Offerte selbst nur Humbug. Das fanden wir z. B. oben bei Liudprands Versprechen in Byzanz. Demselben Griechenkaiser fabelte der Lombarde Adalbert, Ottos I. Feind, vor, falls jener ihm Truppen gegen den Deutschen zu Hilfe sende, werde er seinerseits 8000 Gewappnete ins Feld stellen, woran in Wahrheit gar kein Gedanke war. Der Grieche war aber zu schlau, um darauf zu bauen: er schickte Truppen, aber mit dem Auftrage, für die Stellung der versprochenen Gewappneten Adalbert selbst als Geisel in Haft zu nehmen.

Unter Umständen sollten glänzende Offerten zum Verderben des Adressaten selber dienen. Die Gesandten des Sultans von Ikonium verhiessen Friedrich Barbarossa alles Schöne, um ihn

sicher zu machen und nachher zu vertilgen.¹⁾ Zuweilen wurden Anerbietungen nur gemacht, um zum Schaden des Adressaten Zeit zu gewinnen (wie andererseits dieser das Feilschen um die Gegenleistungen zu dem gleichen Zwecke in die Länge ziehen konnte). So (Beides) 1044 bei den ungarisch-deutschen Verhandlungen.²⁾

Es gab noch andre Motive, die man benutzen konnte. Hervorragend geeignet, den Adressaten zu allerhand zu vermögen, musste seine Eitelkeit erscheinen;³⁾ noch dazu, wenn sich mit ihr Begriffe von Menschen-, Christen-, Herrscherpflichten amalgamierten, das Edelste mit dem Geringsten, wie oft im Menschen. Um Friedrich II. zur Übernahme der deutschen Krone zu vermögen, äusserten sich die deutschen Fürsten 1212 zu ihm, den sie noch gar nicht kannten, nach Palermo: er sei ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Einsicht, der deutschen Königskrone am würdigsten; und — mit geschicktem Anklang an den Pflichtbegriff: er sei der edle Spross der erhabensten deutschen Kaiser.⁴⁾ Ähnliche Töne schlugen manche Päpste an bei ihren Einladungen an deutsche Könige zur Kaiserkrönung nach Rom, wenn sie ihrer Intervention bedurften. Hierher gehört auch die Übersendung der Abzeichen des römischen Patriziats an die deutsche Regierung 1061, um diese zur Einsetzung eines neuen Papstes zu bewegen.⁵⁾

Nicht minder musste das Mitleid herhalten. Man vergleiche Ludwig IV. an die Päpste. Mit Bitten, Thränen, Fussfällern geizte man im Mittelalter so wenig wie mit Meineiden. Man versuchte es auch mit der Furcht: sei es vor anderweitigen Gefahren — wie jener Sultan den Rotbart nicht genug vor der Falschheit der Griechen warnen konnte, um ihn vom Kreuzzuge abzuhalten — sei es auch vor der Macht, bzw. Rache des Absenders selbst. Das war aber lange nicht so einträglich, wie jene anderen Mittel: denn man merkte einmal gar zu leicht die Absicht und subtrahierte danach von dem

¹⁾ v. Raumer, a. a. O. 2, 290. — ²⁾ Giesebrecht a. a. O. 383. —

³⁾ Diese kommt auch bei der Offerte von Ehrerweisungen in Betracht, s. o. —

⁴⁾ v. Raumer l. c. 3, 16. Das Stück ebd. ist aber nicht Kredenz, wie Raumer meint, nur Sendbrief. — ⁵⁾ Vgl. Meyer v. Knonau a. a. O. 217.

Wertgehalte der vorgebrachten Drohungen; sodann richtet sich einer nicht sehr behutsamen Drohung gegenüber auch der Feigste zu einem Widerstande auf. Liudprand, einer der unfähigsten Diplomaten der deutschen Geschichte, wo nicht der schlechteste von allen, kannte vor einem der stolzesten und fähigsten Monarchen beinahe keinen andern Verhandlungsmodus, als Prahlerei und Drohungen, deshalb richtete er gar nichts aus und erfuhr persönlich die übelste Behandlung. Die Gesandten Heinrichs V. an den Papst 1107 versuchten ihr Heil in prunkendem und lärmendem Auftreten, Herzog Welf speziell im Bramarbasieren mit gewaltiger Bassstimme, man erhält fast den Eindruck, dass es den Gesandten in diesem Falle überhaupt nicht Ernst war mit dem, was sie vorbrachten; der Erfolg war entsprechend.

Noch weit nutzloser pflegte ein Appell an frühere Versprechungen zu sein. Für solche hatte man schon damals ein schlechtes Gedächtnis, und die Antwort war oft Spott; nicht immer unverdienter. Es war thöricht — falls es wirklich geschehen ist, oder, wenn geschehen, wie dann wahrscheinlich, nicht blosse Demonstration war — dass Friedrich II. Philipp von Frankreich an seine Verheissung mahnen liess, ihm, falls er jemals Kaiser werde, Chartres, Orléans und Paris zu schenken, und es scheint jovial genug von dem Franzosen, dass er sich begnügte den Gesandten zu erwidern, damit habe er drei so benannte junge Hunde gemeint, die stünden ihrem Herrn zu Diensten.

Eine für ihre Zeit meisterhafte Verwendung aller Motive tritt uns in Benzos Gesandtenrede am deutschen Hofe 1065 entgegen (deren hauptsächlicher Gedankengang dem der wirklich gehaltenen entsprechen dürfte). Sehen wir, was Benzo dem jungen Könige sagt, um ihn zur Hülfleistung in Italien zu bewegen: „Nachdem du zur männlichen Reife gelangt bist, zeige, wer du seiest!“ (Eitelkeit). „Die Normannen werden immer gefährlicher“ (Furcht). „Die günstigsten Aussichten winken in Italien“ (Hoffnung). „Apulien und Kalabrien, um die es geht, speisen hauptsächlich den ks. Schatz“ (Habgier). Endlich: „Vor Anno muss man sich hüten, er verkehrt viel mit Hildebrand“ (Versuch, den eignen Gegner zu diskreditieren).

Auch der selbständigste Mensch ist bis zu einem gewissen Grade Geschöpf seiner Umgebung. Deshalb war und ist nächst der Gewinnung des Adressaten selbst die der ihn umgebenden Personen das Wichtigste für Unterhändler. Bretislaw von Böhmen hatte 1041, ehe er sich Heinrich III. unterwarf, durch einflussreiche Freunde zu seinen Gunsten vorarbeiten lassen. Benzo war vor allem bemüht, Adalbert von Bremen für seine Sache zu gewinnen; er hat ihn als „die wahre Säule des Reiches“ sogar in Versen besungen, die er ihm vermutlich überreicht hat. An Boudoir-Conseils jedoch und Tanten-Weisheit ist die mittelalterliche deutsche Geschichte arm. Selbst verliebte Kaiser, wie Friedrich II., haben ihren Freundinnen — selbst politische Säuglinge, wie Otto III., ihren Grossmüttern keine politische Beeinflussung eingeräumt. Dagegen hat es so manchen Herrscher gegeben, der sich von seinen Räten und guten oder schlechten Freunden gängeln liess oder wenigstens allzusehr sein Ohr für ihre Wünsche offen, sein Auge für ihre Maximen geschlossen hatte. Ludwigs IV. Unselbständigkeit, Friedrichs III. Schwäche für Lieblinge sind bekannt. In solchen Fällen hiess es denn, sich an die rechten Stellen wenden, wenn man réussieren wollte. Und man durfte meistens ruhig auch bei feinen Herren einfach die Börse öffnen, ohne dass man in Gefahr geriet Anstoss zu erregen; es sei denn, dass es zu wenig war: — denn man war damals in solchen Dingen ehrlicher als heute. Unter Karls des Grossen Nachfolgern machte der ganze Hof (die Majestäten miteinbegriffen) offene Hände, vor allem aber die kgl. Räte, und Hinkmar klagte, dass ohne Bestechung bei der fränkischen Regierung nichts zu erreichen sei. Der Mönch Bernhard wusste die Gemahlin Ludwigs d. Fr., eine der wenigen Ohrenbläserinnen unserer Periode, sich günstig zu stimmen und als Vermittlerin zu benützen, dafür revanchierte er sich bei ihr und dem Kaiser durch Geschenke, die aufzubringen ihm nicht leicht geworden sein mag: kostbare Tischgefässe, goldene Weinphiolen, in aures (Ohringe?) mit Beryllschmuck, u. a. m. Aus den mittleren Zeiten wissen wir weniger von solchen Dingen, darum mögen sie nicht minder vorgekommen sein. Gegen das Ende des Mittelalters blüht das Bestechungswesen hochgradig. Die Nürnberger Gesandten haben in ihrer geheimen

Begriffsschrift von 1500 ¹⁾ einen besondern Geheimnamen für Geld und Bestechung, der nicht des Humors entbehrt, nämlich „Nägel“ und „vernageln“, und da wird denn solche Vernagelung empfohlen und angewandt beim Erzbischof v. Mainz, beim Bischof v. Würzburg und andern hohen Herren mehr, und Kg. Maximilian selbst, der ja nie Geld hatte, soll „ein ermel mit 3 oder 400 negelein anheftet“ werden.

Ein berühmtes Muster der Zugänglichkeit war Kaspar Schlick, Kanzler zur Zeit dreier deutschen Kaiser (Sigismund, Albrecht II., Friedrich III.). Wer immer von deutschen und nichtdeutschen Gesandten am Hofe etwas auszurichten wünschte, hatte ihm Handsalbe zu verabfolgen. Johann Wal, Gesandter der Stadt Köln an Sigismund 1433/34, liess auf Anordnung seiner Absender bei Schlick Gold und Kleinodien im Werte von 110 Gulden ²⁾ (= ca. 600—800 *M* h. G.). Und wie der Herr so der Knecht. Um bei Schlick Zutritt zu haben, musste derselbe Wal an dessen Kämmerer 2 Gl. wenden; ferner 3 Gl. an den ks. Kanzleibeamten Dr. Claus Stock, damit er gewisse der notariellen Bestätigung in der ks. Kanzlei bedürfende Briefe und Ladungen nach den Formularen, die der Gesandte dafür entworfen hatte, unbeanstandet durchgehen liesse; noch mehr, 1 Gl. war zu opfern an die Portiers der ks. Kanzlei, „up dat sy mich in laessen und gutlich bescheiden woulden.“ Es blieb überall etwas hängen, und die Bestechungsgelder sind die Ursache, dass sich dieser Posten der Walschen Rechenschaft bis auf 289 Gl. (= ca. 1500—2000 *M* h. G.) erhöht hat.

Von Bedeutung ist aber auch damals schon die öffentliche Meinung gewesen. ³⁾ An sie war mitgedacht, wenn der Gesandte möglichst glänzend aufzutreten strebte. Hierfür ist charakteristisch die bekannte Erzählung Bertholds vom Grafen Manegold, der 1027 von Konrads II. Seite Gesandter in

¹⁾ Vgl. Wagner, Nürnberg. Geheimschr. im 15. und z. A. d. 16. Jahrh. Münchner Archival. ZS IX, S. 18. — ²⁾ Joh. Wals Rechenschaft (Annal. d. hist. Vereins f. d. Nied.-Rh., H. 17) S. 110. — ³⁾ Vgl. für die Anfänge der Neuzeit Fischer, Gesch. d. ausw. Polit. u. Diplom. i. Reform.-ZA. S. 242 f.

Konstantinopel war.¹⁾ Er liess die Hufe der Rosse seines Gefolges mit Messing beschlagen, ein echt goldenes Hufeisen aber lose an einem der Hufe befestigen, sodass es verloren ging; damit man sich in der Stadt erzähle, die Fremden ritten mit goldbeschlagenen Pferden. Natürlich, hatte der fremde Diplomat viel Geld, so konnten die Städter seines Bestimmungs-ortes erwarten, dass ein guter Teil davon bei ihnen bleiben werde; weiter winkte heimlichen Parteigängern, Agenten, Gehülfen, Verrätern goldner Lohn; den wichtigen Personen standen freundschaftliche Präsente in Aussicht: kurz, alles kam dem reichen Gesandten mit der Absicht entgegen, nach Kräften von ihm zu ziehen, damit also, ihm förderlich zu sein. Und wie sich so die Hinterthüren vor ihm aufthaten, musste zugleich auch im Geiste des Adressaten selber die Vorstellung der Person des Gesandten sich mit gewissen Wertschätzungsbegriffen verbinden, die nun einmal in der Welt da sind und immer da sein werden.

In einer Stadt wie Konstantinopel hatte der Gesandte auch darauf zu achten, dass er sich bei den Hofgelehrten durch Wissen in Respekt setzte. Deshalb schrieb schon der Ostgote Theodorich dem Patrizier Agapitus bei dessen Ernennung zum Gesandten im Orient, in der Instruktionsnote (an früher erwähneter Stelle): er müsse gegen die subtilsten Köpfe disputieren können und dürfe in der Gesellschaft der gelehrten Alleswisser mit seinem Witz nicht unterliegen. So disputierte später dort Liudprand, und 1136 Lothars Gesandter, Bischof Anselm von Havelberg.

Wo die Leitung der Staatsgeschäfte von dem Adressaten als Einzelem nicht straff gehandhabt wurde, oder besonders, wo sie in vielen Händen lag, wie bei den Städten, und wo darum eventuell ein Volkswille in Betracht kommen konnte, haben auch mittelalterliche Diplomaten versucht, sich an diesen direkt, aufwiegelnd, zu wenden. Nur wusste man dies noch nicht geschickt anzufangen. 1383 kamen Städtebunds-Gesandte an Nürnberg, um die Stadt zum Anschluss an den Bund aufzufordern. Man empfing sie im innern Rate, wie dies üblich

¹⁾ Bresslau in den FF. z. d. G. 10, S. 606 f.

war; sie aber wollten hier nicht reden, sondern baten um Einberufung des grossen äussern Rates. Aber die Nürnberger Staatsmänner waren nicht auf den Kopf gefallen; sie verstanden, dass jene, in richtigem Zweifel an der Willfährigkeit der eigentlichen engern Stadtregierung, im grossen Rate für ihre Pläne Propaganda zu machen, durch ihn die Masse zu bearbeiten gedachten. Sie bedauerten sehr höflich, die Gesandten drehten um, ohne ihren Auftrag erledigt zu haben; das gab grosses Ärgernis bei den Bündlern, aber der innere Rat von Nürnberg blieb fest und erklärte, solches sei hierorts nicht Brauch.¹⁾

Neben diesen Hauptmitteln diplomatischer Aktion gab es noch mancherlei andere nebenher.

Über den einflussreichen Leuten in der Nähe des Adressaten übersah man nicht die Nützlichkeit sonstiger Gehülfen. Der erwähnte Kölner Wal berechnet eine ganze Anzahl Posten, die für private brauchbare Freunde daraufgegangen.²⁾ Als weiterhin Gegner seiner Sache nach Basel kamen und ihm einen dieser Freunde abspenstig machten, schenkte er einem andern, damit nicht das Gleiche mit ihm geschehe, 4 Gl. Ebensoviel einem Dritten, „up dat hey by mir were und dat wort diede“.

Die Städte waren überhaupt darauf aus, an bedeutenden Plätzen, womöglich dauernd, rührige Parteigänger zu besitzen, sei es nur, um wichtige Nachrichten rechtzeitig zu erhalten, oder auch behufs wirklicher Interessenvertretung, in welchem Falle man von einer Art stehenden Agententums sprechen kann. Solchen Agenten hatte Frankfurt um Mitte des 15. Jahrh. am kgl. Hofe in der Person des Hofgerichtschreibers Hans Geysler;³⁾ hatte er sich gerade dienstlich erwiesen, so bekam er Bezahlung: so bedankt er sich einmal für Übersendung von 10 Gl. und erklärt sich zu weiteren Diensten erbötig.⁴⁾

Zugleich suchte man auf jede Weise, in den Besitz, bzw. die Kenntnis wichtiger Dokumente zu gelangen, die in den

¹⁾ Chron. 1, 135 f. — ²⁾ „Item so hain ich gegeben meister Emmerich 50 gulden“ (S. 110) u. s. w. — ³⁾ Janssen, Frankf. Resp II, 14 ff. — ⁴⁾ Ib. 15 f.

Händen des Adressaten waren. Man liess sich unter Vorwänden in die Kanzleizimmer hineinschmuggeln, um hier unauffällig in manche Aktenstücke Einblick zu gewinnen oder gar bei gerade in der Nähe stattfindenden Beratungen ein und das andre Wörtchen aufzufangen. Auch hierbei war Bestechung der Beamten förderlich, die auch ab und zu Kopien, ja Originale interessanter Papiere den fremden Diplomaten in die Hände spielen mochten.¹⁾ Gegen all dies waren für die ks. Kanzleibeamten in Deutschland genaue Vorschriften gerichtet. Während Beratungen sollte kein fremder Gesandter — „es sei fursten, steth oder ander botschaften“ — in die Amtsräume gelassen oder „geverlich“ darein gesetzt, fremde einfache Boten überhaupt nur vor denselben abgefertigt werden, ohne behördliche Anweisung war verboten, Dokumente oder Kopien irgend jemandem zu zeigen oder „hinauszugeben“; jeder Versuch zu verdächtigen Annäherungen sollte abgewiesen werden, aber auch dies behutsam („mit fugen“), „damit der canzlei geheim nit geoffnet werden“.²⁾

Der Gesandte seinerseits bedurfte für die Aktion scharfer Terminal-Unterscheidungen, sprachlicher Kenntnisse, grosser Vorsicht, kaltblütiger Geistesgegenwart, lebenswürdigen Wesens, artiger Manieren (über die Anforderungen an seinen Charakter im genaueren u. b. Personal). War eine längere Rede nötig, so wurde sie, falls nicht schon in Instruktionen vorgeschrieben, meist oder immer schriftlich ausgearbeitet, auch mit Freunden besprochen.³⁾ Der Adressat war, wenn nicht durchaus günstig gesinnt, natürlich nach Kräften bemüht, den fremden Diplomaten ganz oder teilweise lahm zu legen. Einerseits mochte er suchen, ihn durch Heuchelei zu täuschen, durch Zweideutigkeit zu überlisten. Hierfür ist interessant das Verfahren Heinrichs V. gegenüber der mehrerwähnten päpstl. Gesandtschaft 1119.⁴⁾ Die Gesandten erscheinen mit der Erklärung, verhandeln zu wollen *de pace et concordia* ganz allgemein. Der König fragt, wie er dazu gelangen könne ohne Schaden seinerseits. Darauf

¹⁾ Vgl. z. B. im ks. Buche des Albr. Achill. N. 45 (Quellens. f. fränk. Gesch. II, S. 115). — ²⁾ Reichs-Kanzleiordnung 1482/84 (Posse a. a. O. S. 203). — ³⁾ Joh. Wals Rechensch. 106 f. In Gesandtschaftsberichten erscheinen Stücke solcher Reden eingelegt. — ⁴⁾ Vgl. Hessos Erzählung a. a. O.

hält der Sprecher des Corps eine kurze Rede, in der er das eigentliche Verlangen des Absenders (Investitur betr.) darlegt. Der König erklärt und bekräftigt gleich eidlich seine freudige Bereitwilligkeit, imfalle ihm und den Seinen vera pax zuteil werde. Das ist natürlich ganz zweideutig. Die Gesandten kehren zunächst zum Papst zurück und berichten; dieser sieht selbstredend, wie wenig das besagt („utinam iam factum esset, si sine fraude fieri posset“). Eine neue päpstl. Gesandtschaft geht ab, um dieselbe Sache genauer zu behandeln und ev. schriftlichen Abschluss zu erwirken, sowie einen Vollzugstermin anzusetzen. Wieder spielt der König den Freudigen, giebt auch ein Schriftstück, aber voll doppelsinniger Wendungen: z. B. „dimitto omnem investituram omnium ecclesiarum“, „ich hebe jede Belehnung aller Kirchen auf“; das kann heissen: er nimmt alle Güter, mit denen sie belehnt sind, an sich und belehnt sie nicht wieder — das wäre totale Einziehung aller Kirchenlehen; oder: er hebt jede Belehnung u. s. w. auf, aber nur, um sie zu erneuern, d. i. der Rechtsanspruch auf die Investitur wird nicht aufgegeben. Diesen Entwurf beeidigt der König mit vielen Eideshelfern (natürlich hypothetisch). Die Gesandten ihrerseits geben ein ebenso zweideutiges Stück. Mit einem Exemplar beider Entwürfe kehren sie zurück. Jetzt folgen bei ihrem Absender lange Beratungen über die zweifelhaften Punkte. Eine päpstliche Interpretation für sie wird festgestellt, mit dieser kommt eine neue Gesandtschaft zu Heinrich. Der König — wie zu erwarten — erklärt, davon habe er nicht ein Wort zugestanden. Nach längerem Debattieren zerschlägt sich die ganze Sache.

Sodann strebte der Adressat oft danach, die Gesandten zu verwirren, einzuschüchtern. Dies einmal durch äussere Mittel, oft drastischer Art — wie man bei Liudprands Behausung ein paar Löwen einquartierte, — durch Drohungen — wie der spanische Kalif dem Joh. v. Gorze erklärte, er werde, falls dieser sich nicht nachgiebig zeige, ihn und alle Christen in Spanien ermorden lassen —; wie auch im Laufe der Verhandlung. Ein Beispiel für viele. 1359 kamen zwei Gesandte der Stadt Magdeburg, der eine von ihnen Schöffenschreiber und Kleriker, in Streitsachen ihrer Stadt wider den Herzog Rudolf II. von Sachsen nach Mainz zum Kaiser. Dieser, von

dem Herzoge voreingenommen, gewährte anfangs den Beiden keine Audienz; endlich nahmen die Ratsleute von Mainz sie mit vor den Monarchen. Er verhieß ihnen scheinbar gütig Gehör, sie mussten abtreten, bis der Herzog, aus der Herberge herbeigeladen, zur Stelle war. Dann, abends, fand die Audienz statt. Der eigentliche Sprecher der Gesandtschaft, welcher schon früher mit dem Herrscher zu verhandeln gehabt hatte, begann zuversichtlich seine niederdeutsche Ansprache, grade wie jenes frühere Mal; aber der Kaiser erklärte plötzlich einfallend, er verstünde nicht. Rasch gefasst, hob jetzt der zweite Gesandte, der Kleriker, lateinisch an. Der hohe Herr merkte, dass sein Mittel nicht verfange, und sprach jetzt seinerseits wieder deutsch. Die Rede ging nun hin und her, unterbrochen vom Herzog, der den Kaiser bat, sich auf kein Verhandeln einzulassen: „Sie sind listig und fangen euch in den Worten.“ Mit schlichter Gradheit versetzten die Beschuldigten: „Wi sint boden: wat wi seen und horen und wat uns weddervart, dat mote wi na [nachher] seggen den, de uns hebben gesant.“ Nach einem heftigen Wortstreit nahmen die Gesandten Urlaub bis auf den nächsten Tag. Aber diese einfachen Leute waren nicht gerieben genug, um der kecken Entschiedenheit des Herzogs ein Paroli zu bieten. Als sie des Tags darauf in der fürstlichen Versammlung sichtbar wurden, stand der Herzog auf, bot dem Kaiser den Arm und führte ihn in seine Gemächer, so dass die Magdeburger unverrichteter Sache nach Haus aufbrachen.¹⁾

Ein plumpes Stückchen der Art hätte Diplomaten von Erfahrung und Witz gegenüber kaum Erfolg gehabt. Sie hätten entweder auf Umwegen von vornherein die Aussichtslosigkeit ihrer Sache in Erfahrung gebracht und sich dann die Blamage des Misslingens erspart, oder aber eine Audienz unter vier Augen erzwungen, bzw. gelegentlich erhascht. Es hat ihrer im mittelalterlichen Deutschland, wie wir schon früher zu sehen Gelegenheit hatten, genug gegeben, die aller Kniffe kundig waren. Die städtischen Gesandten allerdings waren so recht gross nur in Hinterhältigkeit, schönen Worten und Ausweichen; das „Hintersichbringen“ und „gern zu Diensten sein“ war ihre

¹⁾ Chron. 7, S. XIV f. und 227 ff.

Hauptwaffe (vgl. o. S. 53 f.); sie verstanden aber auch, wo es gut schien, die Unwissenden, die Ahnungslosen, die heilige Einfalt aus der Provinz zu spielen (vgl. o. S. 68); Bonhommie und Brusttöne standen ihnen allenthalben zu Gebote, und, wie nach dem allen sicher, auch die Kunst des Mienenspiels. Bei den Gesandten hoher Herren versteht sich das von selbst; wir sahen früher, wie den Diplomaten Heinrichs VII. das Lächeln zur rechten Zeit vorgeschrieben wurde; und als die Unterhändler Ludwigs IV. 1344 dem Papste in grosser Versammlung statt des erwarteten Mandates das für ihn gänzlich wertlose Notariatsinstrument überreichten, als sie ihm ihre hypothetischen Eide wie unbedingte schwuren: verriet keine Regung ihrer Züge, kein unvorsichtiger Blick, dass in diesem Augenblicke germanische List die Meisterin der Diplomatenkünste, die Kurie, meisterte.

B. Ceremoniell.

§ 12.

Ceremonialgesandtschaften.

Monarchen schickten bei ihrem Regierungsantritt Notifikations-Gftn an diejenigen Höfe, zu welchen sie in politischen Beziehungen standen. Darauf pflegte man mit einer Gratulations-Gft zu antworten; solche — wie auch Gratulationsbriefe (nach stehenden Formularen¹⁾) — kommen auch von seiten untergebener Städte, dann zugleich zum Einholen von Bestätigungen und Bewilligungen,²⁾ und bei andern Gelegenheiten vor. So beglückwünscht 1007 der Patriarch von Aquileja den Bischof von Würzburg zur Gründung des Bistums

¹⁾ Janssen, Frankfts Resp II, N. 15, S. 14. — ²⁾ Nürnberg 1440 an Friedr. III. Chron. 3, 391. Frankfurt an denselben. Janssen l. c. und ff.

Bamberg. ¹⁾ — Einladungs-Gftn gingen von Städten an Fürsten ab, deren Besuch man wünschte: 1400 luden so die Münchner die bairischen Herzöge zu sich, 1402 dieselben den Herzog Ludwig d. Bärtigen zum Landtage von Ingolstadt ein. ²⁾ — Durch Ankündigungs-Gftn benachrichtigten regierende Häupter fremde Fürsten und fremde wie eigene Städte von ihrem bevorstehenden Erscheinen und erwarteten von deren Seite eine Empfangs-Gft. ³⁾ Über sonstige Empfangs-Gftn ist unten zu reden. Berufungs-Gftn gingen von Klerus und Gemeinde eines Bistums u. s. w. ab, um dem erwählten Bischofe die Nachricht von seiner Wahl zu bringen; ⁴⁾ dieselben oder andere Gesandten holten vom Papste die formelle Bestätigung ab. Huldigungs-Gftn kamen von den italienischen Städten und ausländischen Fürsten an den Kaiser.

Schon zur karolingischen Zeit erscheint ferner eine (briefliche) Vorankündigung auch für eine nachfolgende Gesandtschaft. Im Jahre 811 gingen Gesandte Karls d. Gr. unter Leitung des Bischofs v. Basel an Byzanz ab; in einem (vorher) dorthin gesendeten Schreiben heisst es: ⁵⁾ „Propter quod, nihil morantes, — legatos nostros praeparavimus ad tuam amabilem fraternitatem dirigendos.“ Um eine Kredenzwendung zu sein, dazu fehlt es dem Satze an der Namensnennung der Gesandten; wir haben ihn mithin als Vorankündigung der Gesandtschaft anzusehen (für deren Überbringung also wenigstens ein besonderer Bote nötig war). Solcher Anzeigen sind nicht viele erhalten, und man darf auch wohl annehmen, dass sie nicht zur stehenden Etikette gehört haben, sondern den Umständen entsprangen. Z. B. ist in einem Briefe Friedrichs II. an Papst Honorius 1219 ⁶⁾ der Anlass zu einer solchen Vorankündigung von Gesandten die Entschuldigung wegen ihres bisherigen Ausbleibens. Dass 1247 derselbe Monarch der französischen Regierung Gesandte ankündigt, ⁷⁾ hat

¹⁾ Cod. Ud. N. 8, S. 30. — ²⁾ Chron. 15, S. 492. 537. 547. — ³⁾ Heinr. IV. 1102 an Bamberg. Jaffé IV, 596. Heinr. V. 1110 an die Römer. Ib. 268. — ⁴⁾ Vgl. Kalkoff, Wolfger v. Passau 1191—1204, S. 105. — ⁵⁾ Ep. Carol. 29, Jaffé ib. S. 393 ff. — ⁶⁾ Theiner, cod. dipl. I, S. 50 ff., N. LXXIV. — Stumpf 3494 erscheint dagegen mit Unrecht als Vorankündigung, es ist Kredenz. Vgl. Otton. Fris. Gest. Frid. I, c. 25. — ⁷⁾ Böhmer, Reg. 3617.

seinen Grund darin, dass dieselben vorher erbeten worden waren.

Zuweilen hatten solche Vorankündigungen bestimmte praktische Zwecke. 1326 liessen die österreichischen Herzöge eine besonders feierliche Gesandtschaft, zu deren Haupt einer der Herzöge selbst bestimmt war, und die deshalb einem Misserfolg nicht ausgesetzt sein sollte, beim Papste ankündigen; die beiden Überbringer der Anzeige waren zugleich bestimmt, die Unterhandlungen einzuleiten. Der Adressat setzte für die angekündigte Gft den Empfangstag fest, bis dahin wollte er bestimmte Dinge (Mitanwesenheit anderweitiger Diplomaten) erreicht haben. Als dies nicht glückte, lehnte er nachträglich den Empfang der angekündigten Gft ab. Die Absender nahmen hierauf von jeder Entsendung von Unterhändlern zu dem festgesetzten Tage Abstand, was des Papstes Verwunderung erregte; er hatte nur besagte feierliche Mission unterlassen sehen wollen, dagegen zu dem bestimmten Termine die Ankunft gewöhnlicher Botschafter erwartet.¹⁾ — 1330 reiste Graf Wilhelm v. Holland mit dem Bruder des französischen Königs und achthundert Reitern nach Avignon, um mit dem Papste für Ludwig d. B. zu verhandeln. Er meldete sich aber von einer Reisestation aus durch besondere Gesandte vorher an. Diese kamen bald zurück, und ihr Bescheid, der Papst bedaure, verbunden mit ihrer Nachricht von energischen Vorkehrungen desselben, um die Ankunft des Grafen zu hindern — genügte, um die Fortsetzung der Reise zu inhibieren.²⁾ — Das Voraufschieken von Boten durch die Gesandten selbst, ihr Nahen zu melden, kommt oft vor, bald, um den Adressaten nicht zu verfehlen, bald rein ceremoniell.³⁾ —

Blosse Boten gingen mit Absagebriefen an die, welchen man Krieg verkündete, oft auch wohl zugleich schon zum Zwecke der Auskundschaftung, zu welcher aber auch wirkliche Diplomaten gebraucht wurden (s. u. b. Personal).

¹⁾ Preger, Verträge L. d. B. m. Fr. d. Sch. 1325 u. 1326, S. 136 ff. 147. 206, N. 305. — ²⁾ Müller, Kampf, I. 247 f. — ³⁾ Kalkoff a. a. O. S. 118.

§ 13.

Empfangsceremoniell.

Das Ceremoniell beim Empfange der Gesandtencorps war natürlich an den verschiedenen Höfen ein sehr verschiedenes; um nicht Verstösse gegen die Etikette zu machen, mussten die Diplomaten die Sitten und Anschauungen ihrer Adressaten genau kennen und ihr Verhalten danach richten; Zuwiderhandlungen wurden sehr übel vermerkt, kamen aber allerdings oft genug vor. Daher ist hier auch von den nichtdeutschen Empfangsgebräuchen einiges zu sagen; natürlich kann hierbei von Vollständigkeit keine Rede sein, nur das Nächstliegende und eben darum Bemerkenswerteste kommt in Betracht, darunter auch manches schon Bekannte. In Konstantinopel bestand für dergl. Dinge ein besonderes Ceremonialverzeichnis.¹⁾ Es waren dieselben Formen zu den älteren Zeiten, welche Löhren²⁾ behandelt, wie in den Tagen Liudprands und noch weit später. Einem magister officiorum war die Sorge für die fremden Gesandten anvertraut; zur Zeit Liudprands hatte diesen Posten der Kuropalat und Logothet Leo, des Kaisers Nikeforos Bruder, inne. Diesem Ceremonialbeamten wurde die Kredenz ausgehändigt, die er der Regel nach eigenhändig, und durch den anwesenden Dolmetscher nur dann entgegennahm, wenn er erzürnt war und seine Missachtung bezeugen wollte.³⁾ Er war es hierauf wahrscheinlich, der der Gesandtschaft ihre Wohnung anwies; diese war nicht bald hier, bald da, sondern in einem speziell zu diesem Behufe erbauten Hause dicht am ks. Palast.⁴⁾ Es war pomphaft, wurde aber mit grossem Argwohn bewacht; überhaupt hegte man, nicht nur in Byzanz, sondern allenthalben, an den Höfen gegen fremde Diplomaten ein ausserordentliches Misstrauen wie gegen Spione und Verräter, lauerte

1) Const. Porphyrogen. de ceremon. I, c. 87. Vgl. Krause, Die Byzantiner des Mittelalters, c. 31. — 2) A. a. O. S. 58 ff. — 3) Liudpr. legat. c. 2. Die Kredenz ward ihm nicht bloss vorgelegt („suscepit“), vgl. Löhren 59 u. Nte 12. — 4) Liudpr. Antapod. 65. — Früher scheinen wenigstens die päpstl. apocrisarii in den Räumen des Hofes selbst untergebracht worden zu sein. Vgl. Luxardo, Das päpstl. Vordekretalen-Gfts-Recht S. 7.

in der peinlichsten Weise allen ihren Bewegungen auf und hielt sie in einer Art glänzender Gefangenschaft.¹⁾

Am folgenden Tage brachte der Official sie zur Antrittsaudienz, die in der „Stephana“ oder im „grossen Consistorium“, einem Saale der Chalke, der Südseite des Augusteums,²⁾ stattfand. Liudprand ward dahin einmal von zwei Eunuchen getragen. Vor dem Kaiser erfolgte die dreimalige Proskynese des Morgenlandes. Derselbe hielt dann eine kurze Konversation über allgemeine Dinge; es erfolgte hier Abgabe der Geschenke, nach deren Grösse die Gesandten gewöhnlich rechnen durften behandelt zu werden; die Sache de qua wurde hierauf kurz berührt, alsdann die Gesandten vorläufig entlassen. Sie kehrten in ihre Behausung zurück, falls nicht etwas Besonderes veranstaltet wurde, um ihnen zu imponieren. So folgte der einen Antrittsaudienz Liudprands eine grosse, prachtvolle Prozession. Am selben Tage werden alle Gesandten oder auch nur ihr Haupt zur kaiserlichen Tafel gezogen; sie erhalten hier meist glänzende Gegengeschenke. Man speist von goldenem Geschirr und unterlässt gewöhnlich nichts, die Fremden zu blenden und zu gewinnen;³⁾ bei Liudprands berühmter Gft allerdings war die Tafel Stätte eines höchst peinlichen Zankes. Sehr eifersüchtig wird auf die Rangordnung geachtet. Das Gespräch behandelt die politischen Fragen der Zeit, streift auch mehr oder weniger die eigne Sache. Die lächerliche Tafeletikette der Byzantiner konnte fremde Diplomaten, die nicht genügend darüber informiert waren, in die schrecklichste Lage bringen. So war es dort, wenigstens in der ältern Zeit, wie der Monach. Sang. erzählt, bei Todesstrafe verboten, ein Speisetier, das aufgetragen wurde, von seinem Platze zu verrücken oder umzudrehen. Ein Gesandter Karls d. Gr., der unwissentlich dagegen fehlte, wurde auf drohendes Verlangen der Hofschranzen vom Kaiser verständigt, dass er sein Leben verwirkt habe; aber die Gewährung einer letzten Bitte und seine Geistesgegenwart retteten den Todgeweihten. Er verlangte nämlich, dass jedem, der ihn den Verstoss habe begehen sehen, die Augen

¹⁾ Vgl. Otto Krauske, Beiträge zur Geschichte d. ständ. Diplom. (Berl. Inaug.-Diss.), und Löhren 61. — ²⁾ Vgl. Hertzberg, Byzantinische Kaiserpaläste, H. ZS 51, 459. — ³⁾ Krause, Die Byz. d. Mitt. S. 256.

ausgestochen würden; nun schwuren natürlich die ganzen Hofchargen und die Kaiserin voran beim Himmel und bei allen Heiligen, dass sie davon nichts gesehen hätten, und da kein Ankläger da war, fielen auch Gericht und Urteil fort. — Es folgen häufige Gastmähler bei Grossen des Reiches, Geschenkaustausche, Verhandlungen bald in Audienzen, für welche einige Räume der „Daphne“ bestimmt waren,¹⁾ bald im kleinen Zirkel. Den Beschluss macht die feierliche Abschiedsaudienz.

In seiner Art kaum weniger ausgebildet war das Empfangsceremoniell am arabischen Hofe zu Cordova. Schon auf der Hinreise, soweit sie durch Spanien ging, geleitete den Johann v. Gorze und seine Genossen ein „Dux“, welcher alle Vorkehrungen für ihre Sicherheit und Bequemlichkeit — sicher nicht minder für ihre Beobachtung traf. Auch an diesem Hofe bestand ein Gesandtenhaus, ebenfalls nahe dem Palaste des Herrschers. Da über den Inhalt des Mandates Johanns durch einen Dritten dem Kalifen vorzeitig Mitteilung zugegangen ist, und das Schriftstück Beleidigungen der arabischen Religion enthält, werden die Gesandten zur Audienz lange Zeit nicht zugelassen, sondern gradezu in Haft gehalten. Endlich besucht sie ein Vertrauensmann des Fürsten, der jüdische Rabbi Chisdai: er belehrt sie, wie sie sich zu benehmen hätten, um die Landeskinder nicht zu verletzen; nebenbei sucht er sie auszuforschen. Man bietet ihnen schliesslich an, vor dem Kalifen zu erscheinen, aber ohne den fatalen Mandatsbrief. Dies wird von Johannes als eine Schmach zurückgewiesen. Später, nach mannigfachen Schwierigkeiten, Absendung eines neuen deutschen Gesandten, veränderter Haltung Ottos, willigt der Kalif ein, Johann und seine Gefährten zu empfangen. Die Officialen fordern, dass sie sich waschen, scheeren und in Prunkgewänder hüllen sollen, was Johann als Mönch verweigert. Gleichwohl lässt sich der Kalif durch seine Standhaftigkeit rühren. Auf ihrem kurzen Wege zum Herrscherhause umgiebt die Gesandten lärmender, kriegerischer Pomp. Der Kalif, auf einem Divan ruhend, reicht Johann die innere Handfläche der Rechten zum Kusse, eine Auszeichnung; von

¹⁾ Hertzberg a. a. O.

einem Fussfalle verlautet nichts, aber er ist wohl anzunehmen. Die Gesandten setzen sich, ihre Geschenke werden hervorgeholt. Alles Weitere ist von den Bräuchen des Ostens kaum verschieden.

Über das Ceremoniell der Kurie lassen sich sicherlich bei näherem Eingehen, als es hier am Platze ist, die allergegenauesten Aufschlüsse gewinnen. Hier seien zunächst zwei Dokumente aus verschiedenen Epochen angezogen. Das eine,¹⁾ schon früher erwähnt, erteilt Aufschluss über die zur Karolingerzeit am päpstl. Hofe von allen²⁾ fremden Gesandten zu beobachtende Empfangsetikette. Die Reihenfolge der Ceremonialhandlungen ist angegeben, und zwar folgendermassen:

1. Grüsse der kgl. Familie. 2. Die des fränk. Klerus und Volkes. 3. Dank des Königs für eine vorherige Gesandtschaft des Papstes. 4. Dank für die (durch Gebete geleistete) geistliche Hülfe der Kirche. 5. Benachrichtigung vom Wohlergehen des kgl. Hauses. 6. Abgabe der Kredenz. 7. Bitte um die Erlaubnis, die Geschenke vorzubringen. 8. Sie werden vorgebracht und für ihre Dürftigkeit um Verzeihung gebeten. Mit 9. bricht das Fragment ab; grade hier muss der eigentliche Zweck der Gesandtschaft einsetzen. — Wir haben so vor uns die damalige Form für die Eröffnung der Antrittsaudienz am päpstl. Hofe; ferner, da die Vorschriften z. T. wörtlich gegeben sind, eine Probe von damaliger diplomatischer Redeweise bei solcher Gelegenheit. Bemerklich macht sich darin besonders das nach fast jedem *dominus noster* wiederkehrende *filius vester* (*domina nostra filia vestra*) als stehender Zusatz der Devotion. „Es grüsst Euch unser Herr Euer Sohn, Kg. Karl, und Eure Tochter unsre Herrin, Königin Fastrada; die Söhne und die Töchter unsres Herrn, zugleich mit seinem ganzen kgl. Hause. Es grüssen Euch alle Geistlichen, die Bischöfe und Äbte und ihre ganze zu Gottes Dienst gesetzte Genossenschaft; auch das gesamte edle Volk der Franken. Dank sagt Euch uns. H. E. S., dass Ihr geruht habt, ihm durch ehrbare Boten und einen

¹⁾ Ep. Carol. 2. — ²⁾ Denn da beim Empfange nicht die Etikette des Absenders, sondern die des Adressaten zu beobachten war, so enthält das Stück zwar Vorschriften Karls, diese selbst aber richten sich nach dem Kurialceremoniell.

honigsüssen Brief von Euch Mitteilung zu machen über Eure von Gott erhaltene Gesundheit“ u. s. w. Bei Übergabe der Geschenke: „Uns. H. E. S. hat diese kleinen Geschenklein (munuscula) Eurer Väterlichkeit bestimmt; indem er Aufschub heischt inzwischen, bis er bessere Eurer Heiligkeit bereiten konnte.“ Was aber nun auf Abgabe der Geschenke folgte, lässt sich nur vermuten. Wahrscheinlich ist es eine Rede gewesen; denn es galt nun, die mündlichen Aufträge auszurichten, bzw. die Verhandlungen zu beginnen. Wenn man an einem Hofe, der in Bewahrung alter Bräuche konservativer war, als beinahe alle andern, aus einer späteren Zeit auf eine frühere schliessen darf, so wissen wir auch, welche Form jene verlorene Rede gehabt hat. Es ist uns nämlich — dies ist das erwähnte zweite Dokument — aus Heinrichs VII. Zeit eine solche, von ks. Gesandten vor dem Papste gehaltene Rede überliefert.¹⁾ Sie fängt an: „Dabit imperium regi suo. Verba ista scripta primo Regum. In Luca dicitur: quod omni habenti dabitur, et abundabit; et quia omni petenti dabitur, serenissimus dominus noster, rex Romanorum, misit nos ad sanctissimam paternitatem vestram, non dubitans, immo firmiter credens, quod clementia vestra dabit imperium regi suo. In istis verbis duo breviter tanguntur“; und nun baut sich die Disposition der ganzen Rede auf diesem an den Anfang gestellten Bibelspruche auf. In dem Dokument haben wir offenbar das Konzept des Sprechers der Gesandten vor uns.²⁾ Obwohl es oft wenig geraten ist, Einzelfälle zu generalisieren, wird dies hier soweit unbedenklich geschehen dürfen, dass man annimmt: es war während eines gewissen Zeitraums Usus, die an der Kurie zu haltende Antrittsrede auf einen Bibelspruch oder überhaupt einen h. Text zu basieren. Diese Annahme ist an sich wahrscheinlich, da grade dem Oberhaupte der Kirche gegenüber es von besonderem Werte sein musste, die Ansprüche oder Wünsche des Absenders der Gft darzustellen als in Prinzipien der h. Schrift oder der Kirchenväter wurzelnd, damit als religiös berechtigt. Es fehlt aber wenigstens für die spätere Zeit auch nicht an vielfachen Belegen für diesen Brauch. 1335

¹⁾ Bonaini, Act. Heinr. VII., I, 1, z. J. 1309. — ²⁾ Vgl. Bonainis Nte ib.

nimmt der Sprecher Ludwigs d. B. zum Thema seiner Rede Psalm 18,44.¹⁾ 1344 eröffnet Markwart v. Randeck die Verhandlungen mit einer Rede, die auf Hiob 28,2 beruht.²⁾ 1403 spricht Matthäus v. Chrochow, Gesandter Ruprechts an den Papst, über: „Pater, venit hora, clarifica filium“ (Joh. 17); und bei einer zweiten Rede über Eccles. 36: „Glorifica manum et brachium dextrum“; beide Reden sind ganz durchsetzt mit theologischen Erörterungen und Citaten.³⁾ Es giebt noch mehr solcher Beispiele in diesen späteren Abschnitten. Fraglich scheint also nur, ob man den Brauch als einen alten anzusehen hat. (Das wäre an Belegen zu prüfen, die als namentlich aus dem ausserdeutschen Gesandtschaftsleben, den Missionen Frankreichs, Englands u. a. an die Kurie, zu entlehnende hier nicht berücksichtigt werden können.) Z. B. ist es bei der Gft Heinrichs V. an den Papst 1107 zweifelhaft, ob die Rede des (klerikalen) Wortführers in derselben Weise fundiert war; das könnte aber auch eine Ausnahme sein. Solche sind wohl immer vorgekommen; man vgl. z. B. die Instruktion Heinrichs VII. 1313;⁴⁾ auch die Werbung Kg. Wenzels an die Kardinäle von Pisa 1408⁵⁾ entbehrt des Bibelthemas (ist allerdings auch keine Rede an einen Papst), aber wohl tritt mehrfacher Hinweis auf die Schrift ein.

Bemerkt sei darüber noch: es findet sich auch die Erwiderung des Papstes auf Bibelworten aufgebaut. So 1344⁶⁾ auf Galat. 6,7: „Irret euch nicht, Gott lässt sein nicht spotten“ u. s. w. Und auch sonst dienen Bibeltexte häufig als Thema für politische Reden, namentlich wenn die Redner Kleriker sind; z. B. begrüsst der Sprecher der Universität Padua 1401 Ruprecht mit einer Rede über Kge. 3,13: „Tu es vir Dei, qui venisti.“⁷⁾

Wohl schon in früher Zeit dürfte, wie an den meisten Höfen, so auch an der Kurie die später übliche⁸⁾ Sitte aufgekommen sein, feierlichen Gftn eine Empfangsgft entgegen zu schicken, welche, in prunkendem Aufzuge, die Ankömmlinge

¹⁾ Müller, Kampf, II, S. 23. — ²⁾ Ib. 368. — ³⁾ Raimundi Duellii Miscellan. l. I, S. 139 ff. 151 ff. — ⁴⁾ Dönniges II, 81 ff. — ⁵⁾ RTA VI, N. 311, S. 575 ff. — ⁶⁾ Müller l. c. 369. — ⁷⁾ Raimund l. c. S. 131. — ⁸⁾ Vgl. Fischer, Gesch. d. ausw. Pol. u. s. w. S. 196 f.

begrüsste und zum Papste, oder auch erst zum Absteigequartier geleitete. Dem Papste war später Fusskuss zu leisten, früher scheint das nicht immer von seiten fremder Gesandten geschehen zu sein.

Empfangsgesandtschaften für auswärtige Diplomaten waren, wie schon bemerkt, an den meisten, wenn nicht an allen Höfen Usus: in Byzanz, Kordova, Frankreich, Russland u. a. m. Die grösste Pracht in Kleidern, Waffen, Rossen, Gefolge wurde dabei aufgeboten. Vielfach war dem Adressaten Handkuss zu leisten. Beim Scheiden gab man entsprechend, imfalle freundlicher Gesinnung, den Fremden eine Abschiedsgesandtschaft mit.

In den italienischen Städten werden die ks. Gesandten empfangen im Ratshause, von Vikar, Äbten und den (in Genua *per cornu et campanam*, durch Horn- und Glockenschall, *more solito*, zusammenberufenen) Vorständen der Gemeinde. Der Vikar führt in der Versammlung den Vorsitz. Es finden Visiten des Vikars und einiger *sapientes* in der Herberge der Gesandten statt, wobei die Verhandlung fortgesetzt wird. Die den Gesandten mitgegebenen Sendbriefe werden ihren Adressaten z. T. in deren eigenem Hause, bzw. auch (den geistlichen Adr.) in der Kirche abgegeben.¹⁾

Wir wenden uns nun dem Empfange von (deutschen und nichtdeutschen) Gftn seitens deutscher Adressaten zu. Bei den germanischen Staaten des frühen Mittelalters war in den Formen des Gesandtenempfanges manches Gemeinsame, Germanische. Paulus Diaconus²⁾ sagt, dass die longobardischen Gesandten am bairischen Hofe *iuxta morem legatorum* eingeführt worden seien, und dass, *ut moris est*, der Älteste die Eröffnungsrede hielt.³⁾ Hier erscheint eine altgermanische — wohl richtiger eine altmenschliche — Ceremonial-Anschauung; das blosse Alter, ohne Ansehen von Würde oder Stand,⁴⁾ entscheidet, wer der Sprecher der Gesandten, und damals zu-

1) Dönniges I, 100 f. 126 ff. 140. 143 u. ö. — 2) III, c. 30, S. 134 (kl. A.). — 3) Nicht, wie Löhren meint, dass er nur die Begrüssungsworte sprach; diese sind in dem *post salutationem* mitbegriffen. — 4) Vgl. die Bezeichnung des altgriechischen Ges.: *πρεσβευτής*.

gleich, wer das Haupt der Gft ¹⁾ sein soll (diese beiden Funktionen sind später durchaus nicht immer vereinigt).

Ebenso gemeinsam wie derlei eigene Etikettenkeime war dann all diesen neuen Staaten die Beeinflussung durch das Römer- und Romäertum, in allem was Form hiess. Zumal bei den ins Herz der antiken Welt gedrunghenen Ostgoten und ihrem byzantinisch erzogenen Könige Theodorich finden wir ziemlich das ganze Konstantinopler Ceremoniell wieder. Auch hier ist der *magister officiorum* thätig, für die Gesandten zu sorgen, sie zur Audienz zu führen; Unterbeamte sind ihm beigegeben. Die Geschenke, vielleicht auch die *Proskynese*, fehlen nicht; bei den Westgoten ist letztere bezeugt.²⁾ Die byzantinischen Bräuche sind es dann, welche auch im Frankenreiche, auch zur Karolingerzeit gelten; nur hier bereits heimisch gemodelt. An der Stelle des *magister officiorum* steht hier der Kämmerer. Die kgl. Familie und der Hofstaat sind beim Empfange zugegen. Auch der Fussfall ist beibehalten. Von einem bestimmten Gesandtenhause ist am deutschen Hofe, wie es scheint, nicht die Rede, auch nicht zur Zeit Karls d. Gr., obwohl unter ihm die Residenz relativ am stabilsten war; später erst recht nicht, wo das ks. Hoflager noch viel mehr ein wanderndes ist.

Eine bekannte, doch hier nicht zu übergehende Musterschilderung einer Audienz griechischer Gesandter am fränkischen Hofe giebt der Monach. Sangall.³⁾ Die vorangekündigten Gesandten sind auf den rachsüchtigen Rat eines Bischofs lang in der Irre herumgeführt, *per alpes et invia*. Endlich sind sie angelangt, und man führt sie zur Audienz herein. Sie sehen einen Mann auf einem Thronsessel sitzen, halten ihn für den Kaiser und bringen die *Proskynese* dar; man bedeutet sie, dass es der Marschalk sei; sie kommen weiter,⁴⁾ da treffen sie in grosser Umgebung den Pfalzgrafen, sie fallen nieder; dasselbe wiederholt sich beim Truchsess u. a. Dann erst heisst es: „Ihr sollt vor den Kaiser kommen.“ Man hat sie

¹⁾ Denn dem Ältesten wird ebd. auch zuerst zugetrunken. —

²⁾ Löhren S. 66. — ³⁾ II, S. 671 ff. — ⁴⁾ *Interiora* ist wohl die richtigere Lesart.

also vorher die ganze Flucht der kgl. Gemächer abschreiten lassen. Jetzt erscheint die Empfangsdeputation Karls und führt sie zu diesem. Alles ist aufs beste theatralisch berechnet: der Kaiser in grösster Versammlung — alles funkelnd von Gold und Edelsteinen; Königin, Prinzen und Prinzessinnen, Herzöge, Bischöfe, Äbte; Karl selbst im Kaiserornat, gelehnt auf (jenen) Bischof Haido von Basel, in Attitüde, voll im Lichte des Fensters. Die schlauen Griechen durchschauen natürlich die Mache und spielen willig die Überwältigten; sie bleiben so lange in der Proskynese liegen, bis Karl herablassend schwört, ihnen nichts zu Leide zu thun. Unser Berichterstatter nimmt selbstredend die griechische Extase für echt.

Leicht erklärt sich aus dem Bestreben, imponierenden Pomp zu entfalten, die bekannte Vorliebe der Karolinger und überhaupt aller deutschen Kaiser, fremde Gesandtschaften auf RT oder im Heerlager zu empfangen. Diese Vorliebe zeigt sich z. B. recht deutlich 956 Februar: auf dem Hoftage zu Frankfurt erscheinen griechische, römische und der arabische Gesandte, obwohl dieser schon August 955 in Lothringen eingetroffen war.¹⁾ Alle diese Fremden bringen (mit seltenen Ausnahmen) kostbare Geschenke (s. u.). Bekannt ist, wie seit dem Steigen des päpstl. Einflusses auf den meisten deutschen RT Legaten der Kurie zugegen sind. Man machte es späterhin auch so, dass den fremden Mächten im Voraus mitgeteilt wurde, wo und wann der nächste RT stattfinden werde; dahin fertigten sie dann ev. ihre Gesandten ab. So bescheidet 1424 Kg. Sigmund unter andern die griechischen, serbischen, polnischen, litauischen und Deutschordens-Gesandten auf den kommenden RT nach Wien.²⁾ 1422 sind auf dem Nürnberger RT ausser den Vertretern und Gesandten der deutschen Stände und dem (mit seinen Herren zugleich Böhmen und Ungarn repräsentierenden) Könige selbst noch ein päpstl. Legat, der Bischof von Lausanne (als Gesandter?), die Deutschordens-Vertreter und vier griechische Diplomaten.³⁾ RT waren ja im Grunde überhaupt grösstenteils Gesandtenversammlungen.

¹⁾ Dümmler, Otto d. Gr. S. 279. — ²⁾ RTA VIII, S. 373 f. — ³⁾ Präsenzliste ib. S. 220 ff.

Genaueres erfahren wir über Gesandtenempfang erst wieder unter Heinrich VII. Das schon früher mehrfach benützte Protokoll¹⁾ bietet auch hierfür Ausbeute. Die Kredenz der Gesandten nimmt der kgl. (Proto-?) Notar in Empfang und Augenschein. Hierauf werden sie, reverenter et benigne, vermutlich von dem (anwesenden) ks. Marschall, zur Audienz in camera imperiali, im ks. Empfangssaal, zugelassen, und zwar zum osculum pacis, dem Handkuss. Das Haupt des Corps überreicht einen Sendbrief, der Kaiser empfängt ihn, die Gesandten treten ab, bis er ihn gelesen hat; paulo post erscheinen sie aufs neue. Ihr Sprecher hält jetzt eine feierliche (seriosus) Einführungs-Ansprache (prologus); hierauf die eigentlich die Verhandlungen eröffnende, seine mündlichen Aufträge bezeichnende Rede (sermo), worauf er die Urkunde des Papstes, um deren Inhalt es sich handelt, wörtlich verliest. Der Kaiser hört, cum qua decet reverentia, sorgfältig zu, erwidert einiges auf Rede und Urkunde, verspricht das Gehörte in Erwägung zu ziehen und plenius zu antworten, und lässt sich schliesslich ein Duplikat der Urkunde überreichen, womit die Audienz — über deren Verlauf protokolliert wird — zu Ende ist. Zugegen ist ein erlauchter, aber nicht grosser Kreis: ein Kardinal, der Erzbischof von Pisa (wo die Verhandlung stattfindet), zwei Bischöfe, ein Abt, der Graf von Savoyen, der ks. Marschall H. v. Flandern, mehrere Rechtsgelehrte und Notare.

Dagegen werden die Huldigungsgesandtschaften der Lombarden von dem auf dem Thronessel sitzenden Könige in grosser Versammlung empfangen.²⁾

Mit den Gesandten deutscher Städte machten die deutschen Kaiser keine grossen Umstände. Wir sehen 1359 die Magdeburger zweimal (das zweite Mal trotz anwesender Fürsten) unangemeldet bei Karl IV. erscheinen,³⁾ der sie sehr kurz abfertigt; andre Male müssen Städtegesandte dem kaiserlichen Adressaten lange nachziehen, bis sie ihn endlich zu sprechen bekommen; von einem Empfangsceremoniell ist da kaum zu sprechen. Viel mehr Rücksicht finden die kurfürstl. Gesandten 1424; der König weiss von ihrem Kommen, der Amtmann

1) Dönniges II, 87. — 2) Ib. I, 10 u. ö. — 3) Chron. 7, 227 ff.

v. Komorn ist angewiesen, sie zum Könige zu geleiten, das ist also eine Art Empfangs-Gft; der König lässt Herberge für sie bestellen, versorgt sie mit Wildpret; die Verhandlung findet dann zwar in der Herberge statt, aber es gab in dem Dorfe wohl kaum einen gewählteren Raum; alle am Orte anwesenden kgl. Räte: der Erzbischof v. Gran, der Bischof v. Veszprim, die Herzöge v. Baiern, der Grossgraf v. Ungarn und eine ganze Anzahl andrer vornehmer Herren, werden zugezogen; nachher suchen der kgl. Kanzler, der Grossgraf, Herzog Ludwig v. Baiern und zwei Kanzleibeamte die Gesandten in ihrem Logis auf, wo sie weiter beraten.¹⁾

Ganz besonderer Rücksicht erfreuten sich hochgestellte Gesandte bei den deutschen Städten, an die sie kamen. Empfangs-Deputation, Bestellung der Herberge, Beschenkung der Gesandten (s. u.) waren an der Tagesordnung. Es wurden aber hier solche Ehren auch den Gesandtschaften zu teil, die gar nicht an, nur in die Städte zu längerem Verweilen, bzw. zu Tagen kamen; sie teilten das mit den persönlich erscheinenden, übrigen Besuchern dieser Tage. So schickte Frankfurt 1440 jedem von den zur Königswahl Eintreffenden Gesandte entgegen, die ihn begrüßen und zugleich um Beobachtung der betr. gesetzlichen Vorschriften mit genau vorgezeichneten Worten bitten sollten; nach Ankunft in der Stadt gingen abermals Abgeordnete in die Herbergen zu den Einzelnen, hiessen sie „underteniclich“ willkommen und pflogen dabei Rat über die nötigen Vorkehrungen. Es fehlte nicht an Beschenkung. Wer dagegen unberechtigt gekommen war, wurde kurz und klar, aber „im gelympigisten“ aus der Stadt gewiesen; darunter der Herr v. Weinsberg, die Konzils-Gesandten und die des „alten“ und des „neuen“ Papstes.²⁾ 1442 wurde dem persönlich einreitenden Könige zum Empfang der Schultheiss und zwei Ratsherren, aber „nit im harnesch“, sondern in „erberlicher redelicher cleidunge“ mit Hauptmann, Dienern und jungen Bürgern, „sovil man der zu pherde uffbrengen mag“, diese im Harnisch, zierlich geschmückt, aber mit „nit zuvil silbers oder strussfeddern“ auf eine halbe Meile entgegengeschickt (eine halbe Meile

¹⁾ Vgl. RTA VIII, 373 ff. — ²⁾ Janssen, Resp II, S. 7 ff.

scheint überhaupt die Entfernung gewesen zu sein, auf die man Empfangs-Gftn entgegensandte).¹⁾ Nach stattgehabter Begrüssung (gemäss Formular) hatte der Zug sich dem der Ankommenden anzuschliessen. Vor dem Einzugsthor trat die „paffheid“ mit dem Heiligtume zum Kuss entgegen; dahinter standen mehrere Ratsherren, die vier ältesten Schöffen mit ihren Richtern und Knechten und bis 80 Gewappnete aus den Zünften, zum Willkommensgruss; hier sollten die Stadtschlüssel übergeben (aber „uff stont“ zurückerhalten) werden. Die Schöffen trugen dann über dem Könige den Baldachin mit dem Adler unter Geläut der grossen Glocken zur Kirche und von da in des Königs Absteigequartier, wo sie ihn aufpflanzten; während 12 (oder „mee“) starke Knechte, unter den Wämsern Panzer und Koller verborgen, mit Stangen von dem Könige das Volk abdrängten, bzw. vor allem die draussen hielten, die, aus der Stadt verwiesen, sich im Zuge wieder einzuschleichen hoffen mochten.²⁾

In ähnlicher, wenn auch nicht ganz so feierlicher Weise, verfuhr man auch sonst beim Empfange hoher Gäste und, mutatis mutandis, auch solcher, die als Gesandte kamen. Bei Gesandten niederen Ranges wurden wenig Umstände gemacht.

§ 14.

Geschenke für den Adressaten.

Welches die Bedeutung der dem Adressaten gemachten Geschenke ist, ist schon oben bei den Negotiationsmitteln besprochen. Öfters ward in Kredenz oder Sendbrief eine Notiz über die Geschenke gesetzt.³⁾ Es war in den älteren Zeiten verletzend, wenn eine feierliche Gft bei einem hochstehenden Adressaten ohne Geschenke erschien. So traten Botschafter der Stadt Rom 1155 vor Friedrich I. ohne Ehrengaben; sie führten dementsprechend auch eine stolze, schroffe Sprache,

¹⁾ Vgl. Fischer, *Gesch. d. ausw. Pol.* S. 192. — ²⁾ Janssen l. c. S. 37 ff. — ³⁾ Jaffé IV, S. 83. Rockinger, *Drei Formelsamml.* S. 225. 231 u. ö.

und nur der Selbstbeherrschung des Kaisers hatten sie es zu danken, dass die Antwort nur eine einfache Abweisung war.¹⁾ Immer ist auch damals wohl in gewissen Fällen die Darbringung von Geschenken unterblieben: wenn der Adressat Untergebener des Absenders, oder wenn er auch nur viel niedriger gestellt war als dieser, ferner sicher bei vielen Botschaften einfacheren Charakters. Brachte die Gft eine angenehme Kunde, etwa die Mitteilung von einer auf ihn gefallenem ehrenden Wahl, so lag ihr Geschenk in ihrer Nachricht.

Weiterhin hören wir immer weniger von solchen Geschenken; bei vielen Gftn Heinrichs VII., Ludwigs d. B. und anderer Herrscher geht aus Protokollen und Berichten hervor, dass dem Adressaten Geschenke nicht überreicht wurden. Diese Beschränkung des Gabendarbringens bei Gftn — aufgehört hat es ja bis heutigen Tages nicht — ist leicht zu begreifen aus der immer steigenden Lebendigkeit des diplomatischen Verkehrs. Früher gehörten feierliche Missionen — und nur solche kommen ja, wie gesagt, hierfür in Betracht — zu den relativ seltenen Dingen; später kreuzen sich solche fast unaufhörlich, aus allen Himmelsgegenden kommen sie, nach allen gehen sie, nicht jede kann kostbare Geschenke mit sich führen. Am zeitigsten dürfte von dem vielen Beschenken fremder Regierungen der diplomatisch vielseitigste und thätigste Absender, die Kurie, abgesehen haben, sie wäre sonst aus dem Geben gar nicht herausgekommen.

Die Arten der dargebrachten Geschenke waren natürlich überaus mannigfaltig. Karl d. Gr. schickt dem Kalifen Harun Rosse, friesische Mäntel, spanische Maulesel, Jagdhunde. Alkuin erhält von dem Erzbischof v. Salzburg eine Kapsel und schenkt ihm zwei Tischgefäße;²⁾ derselbe sendet dem britischen Magister Colcu etwas seltenes Öl, ferner einer Anzahl britischer Kleriker Geld (zusammen 203 Seckel³⁾); ein Abt erhält als *parvas eulogias* einen Kamm und ein Handtuch,⁴⁾ ein Bischof Mäntel, Handtücher, Palmzweige u. ä. m.⁵⁾ Auch zartsinnige

¹⁾ Otton. Fris. Gest. Frid., II, c. 29f. — ²⁾ Alc. ep. S. 693. 696. —

³⁾ Ib. S. 166 ff. — ⁴⁾ Form. Augiens. N. 23, S. 375. — ⁵⁾ Rockinger l. c. S. 239.

Gaben kommen vor: Pippin sendet 758 dem neuen Papste Paul I. die Taufdecke seiner kleinen Tochter Gisela, die in der Kirche der h. Petronilla bei Gelegenheit des feierlichen Hochamts entgegengenommen wird; ¹⁾ Alkuin dem in Genesung begriffenen Karl das Neue Testament in einem Bande. ²⁾ Dem fränkischen Könige schickt der vorerwähnte Papst ein kunstvolles Gefäss, ein juwelenbesetztes Schwert mit Wehrgehenk, einen Hyacinth-Ring, einen kostbaren Mantel, für die Prinzen je einen Hyacinth-Ring. ³⁾ Karl d. Gr. erhält von Harun einen Elephanten und eine kunstreiche Uhr, ferner Gewänder, Räucherwerk „et ceteras orientalium terrarum opes“ ⁴⁾; Otto I. dagegen von Nikeforos v. Byzanz nur zwei Rehe für seinen Tierpark. Andere deutsche Kaiser empfangen von fremden Dynasten Löwen, Kameele, Strausse, Rosse, Waffen, Sessel, ⁵⁾ gläserne, bronzene, elfenbeinerne Gefässe, seltene Spezereien; von seiten ihrer Grossen edle Metalle und Steine, Rosse und Prachtgewänder, zu denen oft das Volk gezwungen wurde beizutragen; ⁶⁾ von weitgereisten Herren ausländische Gegenstände aller Art: fremde Pflanzen und Produkte (z. B. mit Vorliebe elfenbeinerne Käämme), Papageien u. s. w. ⁷⁾

Die deutschen Städte beschenkten bei ihren Gftn an den König diesen selten; vereinzelt kam es auch vor, z. B. sendet Nürnberg 1417 demselben nach Konstanz bei einer Gft einen grossen Goldbecher im Werte von 112 Gl., mit 800 Gl. darin (zusammen an Wert = 912 Gl. = (mindestens) ca. 6—7000 *M* h. G.); damals erwirkt sich die Stadt 4 wichtige Dokumente; der einflussreiche Hofrichter Graf Günther v. Schwarzburg, für den auch sonst Sporteln abzufallen pflegen, erhält 50 Gl. u. s. w. Solchen wichtigen Personen in der Nähe des kgl. Adressaten und in der Kanzlei brachten die städtischen Gftn meist Gaben mit, zu Agitationszwecken, und bei Ausfertigung von Privilegien und Bestätigungen waren in die Kanzlei grosse Summen zu entrichten; so giebt Nürnberg für Privilegienbestätigung 1413 1000 Dukaten, und ausserdem über 100 Gl. an die Kanzlei-beamten. Die Könige, Fürsten, Herren wurden statt dessen

¹⁾ Jaffé IV, S. 73. — ²⁾ Alc. ep. N. 205, S. 697 f. — ³⁾ Jaffé l. c. S. 83. — ⁴⁾ Einh. vit. Carol. c. 16. — ⁵⁾ Rockinger l. c. N. XXVII, S. 225 f. — ⁶⁾ Vgl. Waitz, VG IV, 105 f. — ⁷⁾ Vgl. Rockinger l. c. S. 231.

beschenkt, so oft sie die Städte betraten, was unter Umständen weit teurer kommen konnte, als ein einmaliges selbst grosses Geschenk bei Gelegenheit einer feierlichen Gft. Fürsten und Herren empfangen zwar meist nur Weinspenden, die übrigens auch nichts weniger als billig waren;¹⁾ doch oft genug auch sonst Naturalien über die Gastzehrung hinaus, oder Kleinodien, z. B. neu eingesetzte geistl. Fürsten bei ersten Besuchen,²⁾ und zuweilen gradezu Geld, dies besonders, wenn man Gründe hatte, jemanden günstig zu stimmen; so war Kurköln 1413 auf Frankfurt erzürnt, weil die Stadt eine grosse Masse Hafers, die er zur Zeit seiner Anwesenheit auf dem Wahltage 1411 bestellt hatte, ihm nicht hatte zukommen, bezw. lassen wollen aus Sorge um eintretenden Mangel daran; da man nun jetzt seiner Hilfe gegen Ladung vor das heimliche Gericht bedurfte, so schenkte man ihm nachträglich 200 Gl.³⁾ Der kgl. Kanzler erhielt durchschnittlich 40—50 Gl., der kgl. Hofmeister 30 bis 40 Gl. — Den anwesenden König ehrte man ausser der reichlichen Bewirtung und vollständigen Beherbergung (incl. Heizung u. s. w.) teils durch Geldgeschenke; wie denn Nürnberg ihm wiederholt 100 Gl. überreicht,⁴⁾ einmal aber auch 800 Gl. (Landsw.), und 400 dsgl. der Königin⁵⁾ — teils durch Darbringung von Kleinodien (silbernen und vergoldeten Kannen, Bechern, Näpfen u. s. w.)⁶⁾ und massenhaften Naturalien (Wein, Hafer u. s. w.).⁷⁾ Durch Freigebigkeit ragte Nürnberg hervor, welches auch speziell über seine Trunkspenden (Propinationen) ein besonderes Schenkbuch führte.

§ 15.

Geschenke des Adressaten an die Gesandten.

Diese Geschenke sind ursprünglich von harmlosem Charakter, bezeichnen einfach einmal den Dank des Adressaten für die meist doch mit auch seinem Interesse dienende Müh-

¹⁾ Ich gehe über diese Gastgeschenke rasch hinweg, weil sie nur in loser Beziehung zu unserm Thema stehen. — ²⁾ Nürnberg 1421; RTA VIII S. 48 f. — ³⁾ Ib. VII, S. 159. — ⁴⁾ Ib. VI, S. 183. 309. — ⁵⁾ Ib. VIII S. 232. — ⁶⁾ Frankfurt 1411, im Werte von über 340 Gl. Ib. VII, 158. — ⁷⁾ Frankfurt 1410. Ib. VI, 739.

waltung der fremden Unterhändler, dann seine Ehrerbietung und höfliche Artigkeit für ihren Absender, endlich sind es eben auch zugleich Gastgeschenke. Aber nur gar zu nahe liegt für den Adressaten der Gedanke, die Gesandten für sich eigennützig zu gewinnen, sie durch die Geschenke zu bestechen, damit sie vermittelt geschickt aufgesetzter Schlaglichter in ihren Berichten, vermittelt parteiischer Gutachten und Ratschläge, eventuell auch durch Indiskretionen, ja wirkliche Verrätereien dem Vorteile des Adressaten dienlich werden. Über derartige Bestechungsgefahren und -Versuche wird weiter unten noch gesprochen. An allen Höfen tritt der Brauch, Gesandte nicht nur zu ehren, durch Gastmähler, Zutrinken u.s.w., sondern gradezu zu beschenken, früh auf: wie in Süd, Ost und West, so auch in Deutschland. Karl d. Gr. gestattet den arabischen Gesandten, sich alles anzusehen und zu erbitten, was ihnen gefalle; eine sonst den kgl. Prinzen vorbehaltene Auszeichnung. Im Nibelungenliede werden Gesandte jedesmal vom Adressaten reich beschenkt. Konrad II. beschenkt 1027 die Burgunder,¹⁾ Heinrich IV. 1065 den päpstl. Gesandten Benzo, Heinrich V. 1112 päpstl. Gesandte u. s. f. Wie genau geregelt und regelmässig erfolgend Gesandtenbeschenkung war, zeigen uns die Reiserechnungen Wolfgers v. Passau.²⁾ Für die späteren Zeiten sind wir über diesen Punkt seitens deutscher Herrscher schlechter unterrichtet. Regelmässig beschenken die deutschen Städte an sie kommende Diplomaten. Aber auch der Briefbote hat allzeit vom Adressaten ein Trinkgeld oder etwas Entsprechendes erhalten.

Betrachten wir nun die Arten und die Höhe der Geschenke, welche man fremden Gesandten machte. In beiden Punkten ist der Usus der deutschen Städte für sich zu behandeln.

Vornehmen Männern, hohen Würdenträgern konnte man nicht einfach Geld verabfolgen, auch dann nicht, als dieses schon massenhaft in Umlauf war. Sie bedachte man mit Prachtgewändern, wohl auch Waffen und Rüststücken, Rossen

¹⁾ Wipo, c. 15, S. 27 (kl. Ausg.). — ²⁾ Vgl. Zingerle, Reiserechngn. Wolfgs. v. Ellenbrechtskirchen.

u. ä., vor allem aber mit Privilegien, mit Belehnungen. So erhielt Wolfger 1193 für seine Vermittlung in Sachen Richard Löwenherz zwischen Österreich und Heinrich VI. von diesem, dem Adressaten, die Passauer Abtei Niedernburg zu Lehen;¹⁾ für seine Vermittlung zwischen König und Papst betreffs Umwandlung des Marienhospitals in einen Ritterorden vom Papste Privilegien.²⁾ Bei den an Wolfger selbst gelangenden zahlreichen Gftn werden, wie aus den Rechnungen ersichtlich, stets die Häupter der Gft nicht mit Geld, aber wohl auf andre Weise bedacht.³⁾ Allen Gesandten aber, die nicht zur Kategorie der höhern Würdenträger gehörten, gab man schon im 12. Jahrh. schlichtweg Geld, grade wie den gewöhnlichen Briefboten, nur mehr (s. u.).

Die Städte bedachten an sie kommende Gesandte fast (aber nicht ganz) ausschliesslich mit Getränken; fremde Briefboten erhielten bald Trinkgeld, bald auch einen Trunk.

Die Höhe der Geschenke wechselte einmal nach der Ehrerbietung, die man dem Absender schuldig zu sein glaubte, dann nach dem Stande des Gesandten selbst und endlich nach der Sache, in der er kam. Es lässt sich in manchen Einzelfällen schwer und nur aus weitverzweigten Kombinationen heraus beurteilen, welcher oder welche von diesen Gesichtspunkten grade die massgebenden gewesen sind.⁴⁾ Auch ist hier für wahrhaft lehrende Vergleichung fast ausschliesslich bei den Städten ausreichendes Material vorhanden. Unter den bei Wolfger vorkommenden Gesandtenbeschenkungen sind die am häufigsten wiederkehrenden Beträge 30 und 60 den. und $\frac{1}{2}$ tal. 30 Denare erhalten u. a. ein nuncius des Herzogs v. Meran, einer des Hn. v. Zöbing (de Zebbingen), einer des Grafen v. Löwenberg, einer aus Böhmen, einer vom eignen Könige. Daraus würde für den letzteren eine höhere Berücksichtigung nicht hervorgehen, wenn es nicht leicht möglich wäre, dass der „nuncius“ des Königs ein Briefbote war, jene andern aber Botschafter, sodass alsdann der kgl. Briefbote ebenso hoch beschenkt worden wäre wie sonst manche Bot-

¹⁾ Kalkoff, Wolfg. v. Passau, S. 14. — ²⁾ Ib. S. 24. — ³⁾ Ib. S. 118 u. ö. —

⁴⁾ Vgl. vielfache Beispiele in Kalkoff ib.

schafter. Mit Gesandten der letzteren Art haben wir es wohl meist zu thun, wo 60 Denare geschenkt werden; das ist auch dem Range der betr. Gesandten nach wahrscheinlich, denn soviel bekamen Chorherren, Pfarrer u. ä. Leute.¹⁾ Kalkoff macht mit Recht darauf aufmerksam, dass in vielen Fällen gleiche Beschenkung auf gleichen Rang schliessen lässt; schlechthin immer gemacht dürfte aber dieser Schluss auch öfters trügen, da eben auch andre der oben genannten Gründe vorliegen können, welche die Beschenkung dieses oder jenes Einzelnen erhöht haben. Z. B. erhält $\frac{1}{2}$ tal. (= 120 dn.) (und 6 dn.) ein n. des Herzogs v. Zähringen, desgl. einer von Salzburg, einer von Konstantinopel, einer des Herzogs v. Kalabrien u. a. — in welchen Fällen wir die nuncii nach der Höhe der Summe für Botschafter, bzw. für angesehene Leute aus den Botschaftercorps zu halten haben werden; — aber auch ein garcio (also Briefbote) des Königs erhält soviel (S. 28), hier ist vielleicht eine angenehme Nachricht anzunehmen, welche die Gebelaune erhöht hat. Es kommen aber, ausser zahlreichen Zwischenstufen (40 dn. u. a.) auch noch viel grössere Gaben vor: es werden Einzelnen 6 sol. long. (= 180 dn.), auch ganze Talente (= 240 dn.), ja 1 Mark (= 2 tal. imp.) und mehr geschenkt. Viele dieser Gesandtenpräsente sind, wie es scheint, verabfolgt worden unter der Form eines „zu einer Tunica“ „zu einem neuen Paar Beinschienen“ u. ä.; denn so ist es wohl, wenn nicht stets, doch meist zu verstehen, wenn wir etwa finden: „Einem nuncius pro tunica so und so viel“; d. h. also, man verehrte dem Betreffenden, wie in älteren Zeiten die tunica, die Beinschienen u. s. w. selbst, so damals den ungefähren Geldwert solcher Dinge und hatte so eine artige Manier, die Summe einzuhändigen. Etwas Anderes ist es, wenn es etwa heisst: „De parandis ocreis“, das geht wohl auf wirkliche Beschaffung neuer oder auf Reparatur unterwegs defekt gewordener Utensilien, die der Adressat auf seine Kosten ausbessern liess.

Was unter die 30 den. herabgeht, dürfte jederzeit auf fremde Briefboten deuten. Hier ist der üblichste Betrag ca. 12—14 den., das kann immer noch für diese Zeit anständig

¹⁾ L. c. S. 147.

genannt werden; es kommt aber auch weniger vor, bis herunter zu 3—4 dn., soviel giebt man Leibeignen, die als Briefboten kommen.¹⁾ Dass unter Umständen auch einfache Boten viel mehr erhalten konnten, ist schon bemerkt. Immer würden alle diese Geschenke, auch die für Diplomaten, viel niedriger zu nennen sein, als die der spätern Zeiten (vgl. u. b. d. Städten), wäre nicht damals eben der Wert des Geldes noch ein viel höherer gewesen.

Die Städte konnten bei Bewirtung, bzw. Beschenkung (über Moment-Bedarf) mit Wein ganz entsprechende Abstufungen machen, ja noch feinere; denn wechseln konnte sowohl die Quantität wie auch die Qualität des Verabfolgten. So heisst es in den Nürnberger Ausgaben von 1388:²⁾ „Item ez ist zů wissen, do gemain stet vier her santen von des tags wegen zwischen den herren von Beyrn und gemainen steten — do der maister deutschs ordens und die reinischen stet mit in her komen, daz man denselben — schankt von der stat wegen fünf Eimer welhischs weins, die kosten mit vassen und mit allen sachen 40 lb. und $2\frac{1}{2}$ sh. hl.“ 5 Eimer sind = 160 qrt. = 320 Mass; das lb. hl. zu 20 sh. gerechnet, ergibt sich bei bequemer, ja hoher Veranschlagung der Nebenkosten (Fässer, Küfer, Kellner u. ä. m.) auf 8 lb. $2\frac{1}{2}$ sh. hl., à qrt. $\frac{1}{5}$ lb., = 4 sh. hl. Dagegen erhält im selben Jahr des Königs Rat 24 qrt. = 4 lb. hl. (= ca. 3 Gl. = ca. 21 Mk. h. G.); das giebt, wenn wir auch gar keine Nebenkosten berechnen, doch nur à qrt. $\frac{1}{6}$ lb., = $3\frac{1}{3}$ sh. hl. (= 3 sh. 4 hl.). Man hat also wegen Feierlichkeit der Gelegenheit und wegen des einen vornehmen Gastes im ersten Falle etwas teureren Wein geschenkt, dem kgl. Gesandten etwas billigeren, aber sehr reichlich. 1414 giebt die Stadt des Königs Rat nur 10 qrt. für 1 lb. 5 sh. hl. (also à qrt. $2\frac{1}{2}$ sh.),³⁾ folglich weniger und billigeren Wein, andern damaligen Gästen noch weniger, z. B. zweien zusammen 6 qrt., des englischen Königs Rat 8 qrt., diesen allen jedoch in gleicher Preislage, während andre bald danach ebenda berechnete Posten etwas höheren Preis nennen (à qrt. $2\frac{2}{3}$ sh.). In der Qualität wird man sich aber oft danach

¹⁾ „Servo marchionis de Landesperch iii den.“ S. 3. — ²⁾ Chr. 1, 271. —

³⁾ RTA VII, 217 ff.

haben richten müssen, was für eine Sorte Wein man grade vorrätig hatte, sodass unter Umständen auch ein Briefbote einen besseren Schluck erhielt; und auch der heurige Erntertrag mit seinem Einfluss auf den Preis wird in Betracht kommen; die Quantität dagegen wird immer ein ziemlich sicherer Massstab für die Wertschätzung sein. 1384 z. B. bedenkt Nürnberg die dort gastenden Städtegesandten sehr verschieden: die von Regensburg und Basel erhalten 10 qrt., die meisten nur 4 qrt.¹⁾ — 3—4 qrt. scheinen im ganzen das niedrigste Quantum bei geschätzteren Gästen; was darunter, wird meist, wenn auch nicht schlechthin immer, auf Briefboten deuten. Ich sage, nicht schlechthin immer; denn so scharfe Grenzlinien lassen sich hier überhaupt nicht ziehen, ebensowenig, wie sie das tägliche Leben bietet; gesetzt, ein Gast kommt allein und verweilt nur ein Stündchen, man trinkt mit ihm ein paar Krüge, und er zieht weiter; so findet sich dann etwa 2 qrt. (= 4 Mass) verzeichnet, und doch kann es ein werter Gast gewesen sein. Z. B. erhält 1388 der kurmainzische Schreiber eben nur 2 qrt.; offenbar kommt er allein; aber die 2 qrt. kosten $\frac{1}{2}$ lb. hl., also à qrt. $\frac{1}{4}$ lb. = 5 sh. hl., während wir oben zum selben Jahre — denn sonst könnten wir Teuerung vermuten — Wein à qrt. $3\frac{1}{3}$ sh. kennen lernten; mithin wurde jenem Sekretär, wenn er auch nicht viel trank, doch eine feine Marke vorgesetzt. Aber im grossen ganzen lässt sich die bezeichnete Begrenzung aufrecht erhalten.

Die Städte schenkten aber fremden an sie kommenden Gesandten auch hier und da ganz andere Dinge, als Wein, das kam sie dann viel teurer. Nürnberg sehen wir wiederholt kgl. Räte durch Überreichung stählerner Panzer „ehren“, das Stück je nach der mehr oder minder kostbaren Arbeit im Werte von 10—16 Gl.²⁾ Als der nehmefrohe Kanzler Kaspar Schlick

¹⁾ Chr. 1, 257, 1. — ¹⁾ „Item dedimus $20\frac{1}{2}$ guldein umb zwei stehlein panzer, damit die purgere erten hern Albrechten von Kolditz und hern Hartung Clucks uns. her des Römischen künigs reten, als sie von seinen gnaden ein gewerbe an den rat teten“ (1422). RTA VIII, 231 f. Vgl. ib. VII, 287. Jener Kolditz erhielt damals auch noch ein Weingeschenk (l. c. Anm. 5), und zwar quantitativ ein sehr bedeutendes, 24 qrt., aber für 1 lb. 14 sh. hl., also à qrt. 1 sh. 5 hl., eine wenig vertrauenswürdige Sorte.

1443 selbst als Haupt einer kgl. Gft an Nürnberg kommt, erhalten alle (Bewirtung und) Getränke, er allein aber noch ausserdem einen vergoldeten Becher im Werte von über 76 Gl.

Vereinzelt tritt uns auch Beschenkung mit Geld entgegen; dann erkennen wir gewöhnlich an der unverhältnismässigen Höhe des Betrages, die zugleich den „nuncius“ oder „boten“ zum Diplomaten stempelt, dass eine besondere Ursache vorgelegen haben muss, die dem Gesandten soviel „Ehrung“ eintrug. Aachen schenkt 1376 nuncio uno de Bacharachen die überaus hohe Summe von 5 mk. Köln. in Silber; auch das ebenda ¹⁾ aufgeführte Geschenk von 3½ mk., gemacht nuntio imperatoris portanti litteram ab eo, lässt uns in diesem, trotz des briefbotenmässigen Zusatzes, einen wirklichen Gesandten erkennen, der nur zugleich eine kgl. (wohl sehr wertvolle) „littera“ (vielleicht ein Privileg) mitgebracht hat.

Fremde Briefboten erhalten von den Städten meist Geld, und zwar finden wir bei näherem Zusehen, dass merkwürdigerweise mancher wirkliche Gesandte, bzw. verehrte Gast, an Weine weniger Wert empfangen hat, als viele Briefboten an Gelde. Wir müssen hier daran denken, ²⁾ dass oft genug höchst anständige Leute, die eventuell auch diplomatisch agierten, den Briefträger gespielt haben. Verabfolgung von 1—2 Gl. ist etwas sehr Häufiges, fast das Gewöhnliche: 1 Gl. giebt Nürnberg einem Ulmer Boten, ³⁾ desgl. dasselbe jedem von zwei kgl. Herolden; ⁴⁾ dasselbe einem kgl. Boten 2 lb. 14. sh. ⁵⁾ (= 2 Gl. und 6 sh.); Frankfurt 1 Gl. einem Nürnberger Boten; ⁶⁾ Augsburg 1 lb. den. (d. i. um 4 sh. hl. weniger als 1 Gl. ⁷⁾ einem Briefboten aus Konstanz; ⁸⁾ dasselbe 35 sh. (= 1 lb. 15 sh. = 1 Gl. und 11 sh.) einem aus Speier, ⁹⁾ einem Ulmer Boten ebendaher 39 sh. (= gegen 2 lb. = 2 Gl. minus 8 sh.); der schwäbische Städtebund einem Boten des Hn. Wolf vom Stein, aus Heidelberg, 1 lb. 12 sh. hl. ¹⁰⁾ (= 1 Gl. und 8 sh.). Daneben erscheinen aber natürlich auch viel niedrigere Posten, bis herunter zu 3—4 sh. ¹¹⁾ Soviel ungefähr (nämlich 3 alde

¹⁾ L. c. I, 165 f. — ²⁾ Vgl. u. b. Personal. — ³⁾ RTA VII, 413. — ⁴⁾ Ib. VIII, 232. — ⁵⁾ Chr. 1, 268. — ⁶⁾ RTA I, 85. — ⁷⁾ Vgl. ib. VII, 413. — ⁸⁾ Ib. 286. — ⁹⁾ Ib. 197. — ¹⁰⁾ Ib. VIII, 50. — ¹¹⁾ Immer noch der Zahl (aber nicht dem Werte, s. o.) nach etwa das Zwölffache des niedrigsten Botentrinkgeldes im 12. Jahrh., vgl. o.

grosse) giebt Frankfurt einem Boten aus Eger;¹⁾ 4 Blaffert (= ca. 3 sh.) Augsburg einem Boten aus Konstanz;²⁾ 4½ sh. Nürnberg einem, der vom eignen Kriegsobersten aus Baiern kommt.³⁾ Mittelbetrag ist z. B. ½ lb. (= 10 sh.); soviel giebt München einem Briefboten aus Ingolstadt.⁴⁾ Bei freudiger Gelegenheit, anständigem Range des Boten, hoher Würde des Absenders, kommt aber auch beträchtlich höhere Gabe als 2 Gl. vor; München schenkt „der Herzoginn kaplan“, „da sy herzog Albrechtz genaz“, 4 Gl. — Ein hoher Herr (Konrad v. Weinsberg) giebt bei ähnlicher, doch noch erfreulicherer Sache (Niederkunft der eignen Gattin) dem Boten (Peter v. Espelbach) sogar 12 Gl.⁵⁾

Diese Trinkgelder heissen meist, wie damals auch die Bezahlungen der eignen Boten (s. u. b. Kosten) „botenlon“; München sagt statt dessen, wie man in älteren Zeiten die Bezahlung der eignen Abgesandten nannte, „potenprot“; eine dialektische Variante (?) davon scheint „botenbürg“. ⁶⁾

¹⁾ RTA VIII, 49, Anm. 2. — ²⁾ VII, 286. — ³⁾ Chr. 1, 268. — ⁴⁾ Ib. 15, 534. — ⁵⁾ Einnahme- u. Ausgabe-Regist. S. 47 (Bibl. d. lit. Vereins z. Stuttgart, Bd. 18). — ⁶⁾ Vgl. Konr.'s v. Weinsberg Regist. ib.

IV.

Personal.

A. Persönlichkeiten.

§ 16.

Gesandteneigenschaften.

Wie das mittelalterliche Gfts-Wesen keine Institution ist, so kann auch keine bestimmte Regel für die Auswahl der zu Sendenden erkannt werden; nicht einmal für das Geschlecht derselben. Bertha, die Mutter Karls d. Gr., hat mehrfach offiziell diplomatische Missionen übernommen.¹⁾ Irmingard v. Burgund ist als Gesandtin ihrer Mutter, der Kaiserin, an den Hof Arnulfs geschickt worden. Weiterhin wird unter den Ottonen die Kaiserin Adelheid Statthalterin in Italien, eine wie wir wissen der gesandtschaftlichen nahe verwandte Funktion übernehmend, für die sie viel Geschick bewiesen hat. Und viel später erscheint dergl. wieder; am Eingange der Neuzeit sehen wir Katharina v. Arragon am englischen Hofe formell beglaubigt und Berichte liefernd.¹⁾

Aber derlei behält allerdings stets den Charakter der Ausnahme. Wenn das weibliche Geschlecht an sich von der Geschichte als diplomatischen Aktionen Talent und Lust entgegenbringend anerkannt wird, standen doch einer häufigeren Verwendung von weiblichen Gesandten nicht nur die ursprüngliche Anschauung von der Stellung der Frau, sondern noch

¹⁾ Löhren a. a. O. s. 25f. — ²⁾ Fischer, Gesch. d. ausw. Pol. S. 156.

viele andere Gründe hemmend entgegen: wie z. B. schon die Beschwerlichkeiten des Reisens.

Zum Diplomaten überhaupt befähigen naturgemäss in erster Reihe Klugheit und Treue.

Wie sehr der Gesandte Geistesschärfe, Menschenkenntnis, Beobachtungs- und Kombinationsgabe braucht, ist zu bekannt, um Worte darüber zu machen. Daher heisst es schon in der Instruktionsnote Theodorichs (Var. II, 6): „Unsre Einsicht sucht kluger Männer Willfährigkeit;“ in der Kredenz Konrads III. an Eugen III.:¹⁾ „viros utique prudentes;“ in der Ottos IV. an den Papst:²⁾ „viros utique providos;“ in der eines Geistlichen an Richard v. Cornwall:³⁾ „providum et circum-spectum;“ und ähnliche Ausdrücke sind in den Akten stehend. Für die Wertschätzung solcher Eigenschaften an Gesandten ist bezeichnend, was der Biograph Ottos v. Bamberg in dieser Beziehung über ihn sagt; er habe Gftn (vom polnischen Hofe zum Kaiser) „tanta auctoritate et circumspectione“ ausgeführt, „ut pro hoc eciam ipsi rerum domino ammirabilis videretur“. ⁴⁾ — Beobachtungsgabe speziell brauchten die Gesandten auch darum, weil sie zuweilen gradezu zum Beobachten gesendet wurden. In solchem Falle berührte sich ihre Thätigkeit mit der des Mannes, welchen der Freund Kundschafter, der Feind (im höheren Sinne) Spion nennt.⁵⁾ Ebendeshalb war das Misstrauen, welches die Adressaten den fremden Gesandten allgemein entgegenbrachten, nicht ungerechtfertigt. Die Bemühungen der Gesandten, wichtige Aufschlüsse auf jedem Wege zu gewinnen (vgl. o. b. Negotiationsmitteln), einflussreiche Leute in der Nähe des Adressaten zu bestechen, u. ä. m., berühren sich damit.

Gleich der Klugheit ist auch die Treue für die Brauchbarkeit des Diplomaten eine *conditio sine qua non*. fidelis ist darum, gleich jenen provid., circumsp. u. s. w., fast stehendes Attribut der Gesandten in den Akten. Persönliche Motive konnten den Gesandten dazu treiben, für das Gegenteil von

¹⁾ Jaffé I, 469. — ²⁾ LL II, 217. — ³⁾ Winckelmann, Act. imp. ined. I, N. 741, S. 586. — ⁴⁾ Jaffé V, 591. — ⁵⁾ Vgl. v. Holtzendorff, HB d. VR, I, 381 über die ständigen Gftn als dauernde Beobachtungsposten.

dem, was er erreichen sollte, thätig zu sein. König Wenzel bat Sigismund in einem Uriasbriefe, solchen Pseudo-Vermittler, den Überbringer des Briefes, ohne Gehör hinrichten zu lassen.¹⁾ (Allerdings legt das „ohne Gehör“ hier die Vermutung nahe, dass es sich um die Beseitigung eines Sündenbockes, um einen politischen Mord handelt.) Die Gefahr der Bestechung durch gröbere wie feinere Mittel lag auch gar nahe, zumal bei dem Usus der Gesandtenbeschenkung; Karl d. Gr. fürchtete Bestechung bei seinen Missi;²⁾ Wolfger suchte durch reiche Geschenke die Gesandten des Passauer Klerus zur Unterstützung der Wahl Poppo zum Bischof von Passau zu vermögen;³⁾ Päpste trachteten durch Privilegien und Würdenvergabe fremde Unterhändler in ihr Interesse zu ziehen; die Venezianer hielten eine strenge Kontrolle der Diplomaten wegen Bestechungsgefahr für nötig.

Treue und zugleich Mut waren dem Gesandten auch vonnöten, um gegenüber Bedrohungen seitens des Adressaten unbeirrt zu bleiben. Mit dem Tode bedrohte der Kalif den Joh. v. Gorze; Otto v. Wittelsbach drang 1157 zu Besançon mit gezücktem Schwerte auf den päpstl. Legaten Roland ein; dem Papste standen kirchliche Zwangsmittel zu Gebote, besonders gegenüber klerikalen Unterhändlern,⁴⁾ wie denn Anno v. Köln als deutscher Gesandter an der Kurie 1068, obzwar Erzkanzler und Erzbischof, sich einer ihm von dem übelwollenden Adressaten auferlegten schweren Demütigung nicht entziehen konnte.⁵⁾ Und überhaupt immer war der Gesandte in dieser Beziehung misslich daran, wenn sein Adressat für ihn irgendwie Vorgesetzter war. Die Gesandten Münchens an den bairischen Herzog Stephan wehrten sich vergeblich gegen dessen Zumutung, für ihn mit Herzog Ernst zu verhandeln, eine Sache, die mit ihrer Sendung gar nichts zu thun hatte, ihnen Zeit kostete, ihren Absendern auch nicht recht sein konnte („gnediger herre, uns fugt nit lenger zu gan unter sölchen dingen; wann man hat uns von rats wegen nit bevolchen“)⁶⁾; der

1) Palacky, Formelbücher, II, 76, S. 80. — 2) Cap. reg. Francor. 1, S. 92, Z. 20 f. — 3) Kalkoff a. a. O. S. 118. — 4) Vgl. v. Holtzendorff l. c. 384. — 5) Vgl. Meyer v. Knonau a. a. O. 587 ff. — 6) Kazmairs Denkschr. §. 16, in Chr. 15, 467.

Herzog bestand auf seinem Willen, und er war einer der Landesherren.

Mut war nicht minder erforderlich gegenüber den Gefahren, die durch Dritte den Gftn bereitet wurden (vgl. u.).

Vorsicht und Sachkenntnis mussten den Diplomaten bei allen Schritten begleiten, ihn besonders vor falschem Gebrauche seiner Papiere, vor Überschreitung seiner Instruktionen und Vollmachten, vor übereilten Verheissungen behüten. Wir sahen früher, dass die Gesandten Ludwigs IV. zu zeitig ihre Mandate ausgehändigt, dadurch ihren Herrn geschädigt haben; dass ein Gesandter Ottos I. in Byzanz durch Überschreitung seiner Befugnis unrealisierbare Hoffnungen und deshalb nachher Zorn erregte. Vorsicht war auch not, um sich Blamagen zu ersparen; Wolfger begab sich nicht leicht eher persönlich an eine Negociation, ehe er durch vorarbeitende Agenten sich das Gelingen schon möglichst gesichert hatte.

Redegewandtheit wurde schon im Altertume von dem Gesandten verlangt¹⁾ und im Mittelalter nicht minder. Bei den Aktionen in Byzanz war sie besonders unentbehrlich (s. o.), doch auch sonst hochgeschätzt; so lobt ein deutscher Kaiser die Beredsamkeit des an ihn gelangten Pisaner Diplomaten: „*commissa disertis sermonis eloquio diligenter — proponentem;*“²⁾ Wolfgers Redekunst war weitberühmt;³⁾ auch die häufigen langen Eröffnungsreden, z. B. an der Kurie, verlangten einen redekundigen Mann, als solcher ragte z. B. unter Ludwig d. B. Markwart v. Randeck hervor.

Versatilität war unentbehrlich. Wolfger hat zur rechten Zeit der Kurie gegenüber, mit der er in Konflikt geraten war, einzulenken gewusst und sich ihr unterworfen, ohne zugleich den Verkehr mit ihrem gebannten Gegner, Philipp v. Schwaben, fallen zu lassen.⁴⁾ Wenn immer möglich, musste, wie heut noch, der Gesandte beim Adressaten *persona grata* sein. Weil Anno 1068 beim Papste es nicht war, zerschlug sich die Verhandlung; den vielgenannten Wolfger, vielleicht unter den nichtgekrönten den grössten deutschen Diplomaten des Mittel-

1) Vgl. Geffcken in v. Holtzendorff a. a. O., II, 606 ff. — 2) Baumgartenberg. FB. 397. — 3) Kalkoff a. a. O. 27 f. — 4) Ib. 30 ff.

alters, rühmte man als den *vir magnae discretionis*; ein „*fidus mediator*“, hatte er 1195, 1199 u. ö. in den päpstlich-deutschen Verhandlungen allzeit beide Parteien und damit den Erfolg für sich.¹⁾ Hermann v. Salza war gleichfalls Papst und Kaiser lieb, darum mit Glück als Vermittler thätig. Nur bei *gratis-simae personae* war auch Rekreditierung möglich.

Endlich war eine gewisse „Weitherzigkeit“, bzw. Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, vielfach vorteilhaft, tout comme chez nous, der Welt Wege waren eben niemals göttliche Wege. Zweideutige Eide, Falschzüngigkeit, Verstellung waren gang und gebe und nicht das Stärkste; Wolfger hat auch päpstl. Briefe gefälscht,²⁾ ist damit aber auf den Sand geraten. Endlich war Kenntniss fremder Sprachen³⁾ und der Rechte geschätzt und häufig unentbehrlich.

Diese innern Eigenschaften konnten aber zu keiner Zeit der äussern Vorzüge des Ansehens und Reichtums entraten. Beide mussten dem Gesandten eine ehrenvollere persönliche Aufnahme sichern, seinem Wirken mehr Nachdruck geben. Und wie sein Rang und Besitz für ihn von Vorteil waren, so waren sie ehrenvoll für den Adressaten. Das ist eine Anschauung, der wir schon früh überall begegnen; bei Hunnen, Persern, Byzantinern, an der Kurie, und bei den Germanen auch. Je grössere Ehre also einem Souverän gelegentlich einer Gesandtschaft erwiesen werden sollte, oder je wichtiger die Sache war, desto angesehenere Leute — angesehen durch Geburt oder Stellung — bildeten das eigentliche Gfts-Corps. —

Bei dem einfachen Boten war Haupterfordernis die Treue. Über deren Mangel bei den Briefträgern klagte schon Alkuin.⁴⁾ In späteren Zeiten schreibt Garzonus⁵⁾ darüber: „Was die Boten selber anbelangt, findet man auch ihre Mängel an etlichen. — Denn beneben anderer Untreu, so offtermahls gespühret wird, dass sie die Briefe aufbrechen, die Siegel verfälschen, heimlichkeiten offenbaren und verrathen, sind sie auch meisterlich darauf abgerichtet, dass sie die Päck mit dem Geld, so ihnen anvertrauet, aufmachen, verspielen, versauffen“ u. s. w.

¹⁾ L. c. 16 ff. — ²⁾ Ib. 30. — ³⁾ Vgl. die früher erwähnte Magdeburg. Gft bei Karl IV. — ⁴⁾ Ep. S. 203. — ⁵⁾ Vgl. Quetsch a. a. O. S. 112 f.

Aus Furcht vor Untreue der Boten, wie aus Vorsicht überhaupt — denn ein treuer Bote konnte aufgefangen werden — bediente man sich schon im spätern Mittelalter gewisser Kniffe: man machte z. B. lit. patentes durch Schlusssiegel, die nachher abgekratzt wurden, zeitweilig zu lit. clausae, wie dies bei den Bopparter Verschwörungsurkunden geschah. Es gab aber auch schon seit Anfang des 15. Jahrh. manche Arten von Geheimschrift, und zwar sowohl solche in Geheimbegriffen, wie solche in Geheimzeichen (Wortbildungen, Buchstaben, Bildzeichen), die bei wichtigen und gefährlichen Anlässen, namentlich bei manchen gesandtschaftlichen Zwbn, zur Verwendung kamen, und für welche die Gesandten weiterhin mit Wörterbüchern („vocabulari“) versehen wurden. Geheime Begriffsschrift findet sich schon 1400. Da wird in einem Gfts-Bericht aus Prag¹⁾ von „eurem Freunde“ gesprochen, wo Kg. Sigmund gemeint ist, von „gelehrten Leuten“ und „Studenten“, wo man Soldaten zu verstehen hat, „Behemisch lernen“ steht für „Sich ins Interesse des Adels ziehen lassen“ u. s. f.²⁾ Hier haben wir das Geheimschriftenwesen noch in den Kinderschuhen vor uns. In den 60er Jahren desselben Jahrhunderts ist es bereits zu einer reichhaltigen geheimen Zeichenschrift entwickelt, wie solche die Nürnberger Gesandten damals gebrauchen³⁾ (und andre gewiss auch, nur fehlt es an Publikationen derart). Ganze Sätze wie einzelne Worte und Namen sind so unkenntlich gemacht; z. B. für „Wo wege mit fugen mochten funden werden, das willfarung geschehe und durch die vinger gesehen“ steht: „Rottbegstelz“; für „Unrat“ „III Schellen“; für „Ungezweifelt“ „[::]“: u. s. f. Andre Male tritt wieder Begriffsschrift ein, so werden von den Nürnbergern 1500 König und Fürsten mit Vogelnamen, der schwäbische Bund als „Baum“ bezeichnet.⁴⁾ — Chiffrierwesen scheint erst seit Anfang der Neuzeit vorzukommen. —

Fernere Erfordernisse des Boten waren Ausdauer, Schnelligkeit und Mut.

¹⁾ RTA III, N. 249. — ²⁾ „schuler“ ist wohl hier nicht schüler, sondern schulmeister (der einen schult). — ³⁾ Vgl. Wagner, Nürnbergische Geheimschr. u. s. w. Münchn. Arch. ZS IX, S. 14 ff. — ⁴⁾ Ib. 16 ff.

§ 17.

Stand der Diplomaten.

1) Kgl. Gesandte an weltliche Adressaten.

Seit der Aufnahme des Christentums in der alten Welt gab es keinen Stand, der in jeder Beziehung den genannten Anforderungen an den Unterhändler mehr der entsprechenden Personen hätte stellen können, als den geistlichen.

Hier hatte man einmal scharfsinnige Köpfe, gründliche und dabei autoritative Bildung, Gewandtheit der Rede und zwar der internationalen, der lateinischen; hier war sodann eine Würde, nach den Anschauungen der christlichen Welt auch den geringsten Priester in gewisser Hinsicht erhebend über die höchstgestellten Laien, ihn schon durch sich umgebend mit der Unverletzlichkeit, welche man prinzipiell auch dem Gesandten zugestand. Hier endlich konnte man dem Zwecke gemäss stufenweise die Rangklassen wählen, die, im Staate lange Zeit nicht scharf abgegrenzt, in der streng gegliederten Hierarchie schon früh ausgebildet waren, vom untersten Mönchsbruder oder Kaplan bis zum Kirchenfürsten, welchem zugleich glänzende Mittel zu Gebote standen. Dazu kam, dass diese Geistlichkeit ein integrierender Bestandteil des Staatsorganismus, ja z. T. der Hofhaltung des Herrschers angehörig war.

Daher hat Byzanz selbst den Anfang gemacht, Kleriker und Laien in seinen Diplomaten corps zu mischen. Der Laien zu entraten ging nicht an; wie ihre damals noch häufig der geistlichen überlegene Welterfahrenheit sie nützlich machte — von persönlichen Vertrauten der Herrscher zu schweigen — so waren sie als beschützendes, kriegerisches Element mit ihrem gewappneten Gefolge meist unentbehrlich.

Die Germanen folgten auch hierin dem oströmischen Vorgange. Theodorich wählt zu Gesandten Patrizier und Geistliche (und zwar, wenn an rechtgläubige Herrscher, keine Arianer).¹⁾ Ebenso war es bei Westgoten und Longobarden. Handelten so schon diese einmal arianischen, vor allem aber barbarischen Mächte — denn mit diesem Namen wird man

¹⁾ Löhren a. a. O. 31.

auch Theodorichs Staat, nicht wie er geplant, aber wie er faktisch war, belegen dürfen — so lag die Sache noch ganz anders da, wo die Geistlichkeit am staatlichen und nationalen Leben bereits teil nahm; wie im Frankenreiche. Die Bischöfe und Äbte stellen hier vorwiegend das Kontingent für die Gesandtenauswahl; sie werden auch allein abgesendet; sonst in Begleitung vornehmer Laien, aber immer als Hauptnegociatoren. Es giebt da bereits Personen, die einen diplomatischen Ruf, eine Art *Carrière* haben, wie den Bischof Epiphanius.¹⁾ Laien allein sind selten anzutreffen. Dem gegenüber wird unter Pippin das Mischen wieder gebräuchlicher; Regel unter Karl d. Gr., der bei grader Zahl des Corps Weltliche und Geistliche zu gleichen Teilen konstituiert, bei ungrader fast immer die Geistlichen überwiegen lässt, und zwar bis zum Verhältnis 4 : 1. Der von Löhren hierüber zweckmässig aufgestellten Tabelle²⁾ sei als rein geistliche Gft noch zugefügt; 813 der Bischof v. Trier und Abt Peter nach Konstantinopel.³⁾ Sehr nützlich war für Karl auch in dieser Hinsicht seine Kapelle. Besonders gern entsandte man auch den Kanzler, der ja mit der gesamten Lage der Politik aufs beste vertraut war; oder einen klerikalen und dabei begabten Verwandten des Herrschers, wie Adalhart, Abt von Corbie, der in Italien als *missus* wirkte.

All dies gilt nur für Gftn von Wichtigkeit. In andern Fällen verfuhr man nach den Umständen, ohne weitere Berücksichtigung des Standes, und schickte Kleriker oder Laien, zweiten und dritten Ranges.

In diesen älteren Zeiten scheint man sich gern Gesandte bei solchen Anlässen unter seinen nächsten Vassallen ausgesucht zu haben, welche sich nach ihrem Charakter als Dienende keinem anständigen Auftrage, also auch keiner Botschaft entziehen konnten.⁴⁾ Eine schlechte Ausführung des Aufgetragenen liess sich beim Vassallen am leichtesten und strengsten ahnden. Nach dem Zusammenwachsen von Vassallität und Beneficiat stellt man dann naturgemäss an jeden *fidelis*

¹⁾ Löhren l. c. und Nte 46. — ²⁾ Die *missi dominici* sind hier ohne weiteres miteinzubegreifen. — ³⁾ Abel-Simson, Karl d. Gr., 498. — ⁴⁾ Vgl. meine Schrift „Die Entstehung des Lehnswesens“, S. 80, 1.

die Forderung, Gftn zu übernehmen. Mehrere solche Sendungen von Lehnsleuten, nun auch hochgestellten königlichen, führt Waitz an.¹⁾ Durfte der Lehnsmann ursprünglich die Übernahme einer Gft kaum verweigern, so galt es bei ihm und bei allen Gesandten für besonders strafwürdig, sich der übernommenen zu entziehen. Das konnte beim Lehnsmann Verlust der Lehen nach sich ziehen, wie dies unter Karl d. Gr. dem Erzbischof v. Reims passiert ist.²⁾

Späterhin lag für hochgestellte Leute kein Zwang vor, eine Gesandtschaft zu übernehmen. So hat Anno v. Köln 1066,³⁾ Abt Wibald v. Korvey 1150⁴⁾ die Annahme einer Gft abgelehnt, ohne dass dies Anstoss erregt hätte.

Unentbehrlicher Appendix aller grösseren Gftn ist ein Sekretär. Selbst Johann v. Gorze hat in der Person des Klosterbruders Garamann einen Schreiber miterhalten, dem er seine Korrespondenz diktierte. Als Gfts-Sekretäre verwenden die Könige mit Vorliebe ihre Notare; was bei diesen natürlich nicht in eigentlich negociatorischer Beziehung Unthätigkeit bedeutet, sondern nur, dass sie die Leitung und Beaufsichtigung der notwendigen Protokollierungen, Notizen, Berichte u. s. w. hatten, zu deren Abfassung sie wohl bald eine Vertrauensperson ihrerseits als Schreiber bei sich hatten. Finden wir Protonotare im Corps,⁵⁾ so dürften sie häufig die Seele desselben gewesen sein.

Hervorragende Beispiele für die Verwendung von Geistlichen zu wichtigen Missionen giebt die Zeit Ottos I. Wir sehen Johann nach Kordova, Liudprand nach Byzanz gehen, beides rein geistliche Gftn, deren Adressaten sehr verschiedene Schätzung erfuhren, da zu dem Araber ein einfacher Mönch, zum byzantinischen Kaiser ein Bischof gesandt ward. Dass Johann genommen ward, da er allein sich zur Übernahme der gefährlichen Mission bereit erklärt hatte, ändert daran nichts; man fragt eben hier überhaupt, wer Lust hat, man wählt nicht einfach aus; wir hören nichts davon, dass Otto jemand andern bestimmt gehabt und dieser sich geweigert hätte. Auch

1) VG IV, 274, 1. — 2) Vgl. Waitz ib. 230, 3. — 3) Meyer v. Knonau a. a. O. 490 f. — 4) Jaffé I, 406 f. — 5) Ib. IV, 286.

war der neue Gesandte, welcher seitens Ottos mit Recemund nach Spanien ging, Dudo aus Verdun, keine distinguiertere Persönlichkeit. Im Einklange mit solcher ungleichen Würdigung, an der wohl besonders die Animosität Ottos gegen den Kalifen die Schuld trug, stand der verletzende Ton des an den letzteren gerichteten Schreibens, dessen wegen Johann in der Gefangenschaft schmachten musste.

Gemischt aus Geistlichen und Laien, doch überwiegend klerikal, ist die viel feierlichere Gft nach Byzanz 971. Hier besteht das Corps aus dem Erzbischofe Gero v. Köln, zwei Bischöfen und einigen hochgestellten Laien: *ducibus et comitibus*, wie das *Chronicon Hugonis* ¹⁾ sich mit einer Unbestimmtheit ausdrückt, die schon an sich den Erzbischof als Haupt des Corps bezeichnet.

Vereinzelt treffen wir einen Nichtgeistlichen als alleinigen Gesandten Ottos an Nikeforos 967, den Venezianer Dominicus. In diesem Falle war das Entscheidende für die Wahl die dem Manne als Venezianer eignende Kenntniss der östlichen Zustände und die Handelsbeziehungen seiner Heimat. Übrigens waren die Fehler, die, wie vorerwähnt, dieser Diplomat sich zu Schulden kommen liess, nicht geeignet, für Laiengesandtschaften Stimmung zu machen.

Heinrich II. schickt 1023 an Kg. Robert v. Frankreich den Bischof v. Cambray und den Abt Richard v. Verdun.

1027 sendet der Salier Konrad an Byzanz Bischof Werner von Strassburg und den Grafen Manegold von Donauwörth. Heinrich IV. bedient sich zu Missionen mit Vorliebe des Bischofs Benno von Osnabrück; nach Italien schickte man auch jetzt am liebsten den Erzkanzler. ²⁾ Konrad III. sendet nach Byzanz 1142 den Fürsten Robert v. Capua, also diesmal einen Laien als Haupt, aber wenigstens daneben den Kaplan Albrecht; 1145 ebendahin 6 Gesandte; an der Spitze Bischof Embrico v. Würzburg, der öfters diplomatisch beschäftigt war; ausserdem, wie es scheint, 2 Kleriker; 3 Laien, nämlich den Fürsten von Capua, Graf Roger von Ariano und den Bruder des einen Klerikers. 1183 sind Friedrichs I. Unterhändler mit den

¹⁾ SS. VIII, 374. — ²⁾ Vgl. Meyer v. Knonau a. a. O. 587 ff.

Lombarden der Bischof von Asti, Markgraf Heinrich Guercius, Bruder Theodorich und Kämmerer Rudolf.

Ich greife diese einzelnen Fälle in weiten Intervallen nur heraus, um zu zeigen, wie der Usus immer keine wesentliche Änderung zeigt. Nicht Wunder nimmt der weltliche Stand beider Gesandter 1200 bei der Sendung Ottos an Johann von England, seinen Oheim, denn er sendet seine beiden Brüder Heinrich und Wilhelm. Dergl. bestätigt nur die Regel. Die vielseitige Diplomathätigkeit Wolfers ist uns bekannt. Friedrich II. 1232 an die Lombarden den Deutschordensmeister Hermann v. Salza, der auch 1230 u. ö. für ihn wirkt. 1258 ist Richards v. Cornwall Unterhändler am französischen Hofe der Propst v. Wetzlar. Heinrich VII. schickt an Sizilien den Bischof von Chur; an die Lombarden den Patriarchen von Antiochia, einen Ritter und einen Judex; doch auch nur einen Ritter, einen Judex und einen (italienischen) procurator fisci. Ebenso Ludwig IV. 1336 an Frankreich nur den Markgrafen von Jülich und Kurpfalz. Ferner sind unter diesem Kaiser wiederholt die beiden Grafen von Öttingen in Unterhandlung mit Frankreich und französischen Fürsten. Unter Karl IV. und Wenzel ändert sich dann vollends das Verhältniß der Laien- und Kleriker-Elemente im diplomatischen Dienste. Allerdings finden wir häufig genug rein klerikale Gfth: 1347 an die Reichsstadt Hagenau der Dechant Johann von Strassburg; 1352 an Florenz Propst Heinrich von Zderas; 1353 an die schlesischen Herzöge, an Edle und Vassallen der Krone Böhmen und an die Stadt Breslau (aber freilich auch an den Bischof von Breslau,) der Bischof v. Olmütz, mit dem Herzoge v. Troppau und Ratibor; 1356 ist in Italien ks. Machtbote Bischof Markwart von Augsburg; 1361 wird an Bernabó Visconti von Mailand der kgl. Notar Propst Rudolf v. Wetzlar gesendet. Gemischt ist ferner das Corps an die deutschen Fürsten 1399: der Patriarch von Antiochia, Herzog Swantibor von Pommern und der Graf von Leuchtenberg. 1400 an Frankreich der kgl. Beichtvater, Bischof von Nazareth, mit dem Rat Hubart von Eltern; u. s. w. Wie wir aber daneben 1346 an den Dauphin v. Vienne den Edlen Gauterius de Montilio allein, 1353 an die Venezianer und Lombarden den kgl. Rat, Markgrafen v. Soragna, allein, 1399 an die deutschen Fürsten den Burggrafen v. Nürnberg allein

gehen sehen, so sind unter den oben angeführten Gftn diejenigen, in welchen Kleriker an Städte gesandt werden, gradezu Ausnahmen. An diese kommen vielmehr meist weltliche Räte des Königs, und dies ist die Zeit, wo „des Königs Rat“ für die Städter gleichbedeutend wird mit „des Königs Gesandter“. 1348 an Bern: Konrad Münch von Landskron (aus Basel); 1353 an Strassburg Wenzel und Gallus, des Königs *joculatores* und *familiares domestici*; 1371—72 an Lüttich, Huy, Tongern, Dinant und St. Trond die Edeln Johann von Schaffenberg und Reinhart von Schönforst; 1398 an Strassburg der Graf von Öttingen, Bořivoj von Swinar, daneben der oberste Sekretär Niklas von Gewicz; 1400 auf den Frankfurter Tag Hubart von Eltern u. s. f.; vor allen häufig aber der Hauptmann Boris von Riesenburg, bald allein, wie 1370 an die schwäbischen Städte, bald mit seinesgleichen: 1373 an dieselben mit Thiemo von Kolditz, 1376 an Rotenburg mit Kraft von Hohenlohe, 1388 zum kgl. Friedenstag nach Heidelberg mit dem Grafen Johann v. Spanheim u. ö. ä.

Ruprecht bedient sich wieder lieber gemischter Personale, und auch der Kleriker allein; selten schickt er, wie 1400 an die Städte, nur weltliche Gesandte. 1400 an Stadt Trier Propst Friedr. S. Paulini (Trier); an Frankfurt derselbe mit zwei Laien (Hofmeister H. v. Rodenstein und Marschall Diether), die aber für den dem Könige sehr vertrauten Propst nur ein Ehrengelcit abgeben; an Köln 3 Räte, aber darunter ein geistlicher, Meister Job Vener; an Nürnberg der Burggraf v. Nürnberg, der Deutschmeister Konrad v. Eglofstein und ein Ritter. Ebenso werden an England 1402 ein Dekan und ein Ritter geschickt; an Frankreich und Burgund 1401 M. Albrecht Fleischmann, Pfarrer aus Nürnberg, allein; später der Graf v. Nassau, ein professor s. pag. und der (weltliche) Rat Joh. v. Dalburg. An Österreich allerdings zuweilen auch nur hohe Laien: 1401 der Herzog v. Baiern, 1402 der Nürnb. Burggraf und der Graf v. Schwarzburg. Einmal ist Ruprechts Mandatar sein eigener Sohn.¹⁾

Übrigens darf man nicht unberücksichtigt lassen, dass bei der Zusammensetzung der Corps oft auch Opportunitäts-

¹⁾ RTA V, 177.

gründe gewaltet haben, nicht immer Usus, nicht immer Prinzipien. Bei Vertrauten fragte sich erst in zweiter Linie, welches Standes; andre Male nahm man, wen man hatte. 1400 sendet Wenzel seinen Schenk und „Diener“ Dietrich Kraa als Botschafter an Frankfurt, u. ö. ä. Dennoch erkennt man soviel, dass im Allgemeinen in der Diplomatie Wenzel ein grösseres Vertrauen auf seine weltlichen, Ruprecht ein grösseres auf seine geistlichen Räte und Freunde setzte. Noch 1411 zur Wahl Sigmunds sendet Wenzel als Kurfürst unter 5 Gesandten 4 Laien und zwar nicht etwa bloss begleitungsweise: nämlich neben dem Bischof v. Würzburg den Herzog von Baiern-München, den Markgrafen v. Baden, den Burggrafen v. Nürnberg und den Schenk v. Landsberg.

Kg. Sigmund hat von Geistlichen nur solche zu Missionen (u. zw. im Reiche) verwendet, die seinem Beamtenpersonal angehörten; so den Protonotar und Sekretär Johann Kirchheim 1414 an eine Anzahl Städte; den Kanzler Bischof v. Passau in dem grossen Gesandtencorps, welches 1421 behufs Bestellung eines Vikars an die Reichsstände abging. Dieses Corps besteht aus 9 Räten Sigmunds, von denen eben nur der Kanzler Kleriker ist; die andern sind Graf v. Öttingen, Landgraf zu Stuelingen, Graf v. Nassau, Albrecht v. Hohenlohe, Erbkämmerer Konrad v. Weinsberg, Ritter v. Bodmen, Marschalk v. Pappenheim und Heinrich Beyer v. Boppard, Herr zu Kastel. Unter ihnen war namentlich der Weinsberger ein erfahrener, wenn auch kaum sehr geschickter Diplomat. — Für gewöhnlich bedient sich Sigismund weltlicher Unterhändler. 1411 an Frankfurt der kurtrierische Amtmann Fr. v. Sachsenhausen und ein Ritter; 1414 an 5 Städte 2 Ritter; 1422 an Nürnberg Hauptmann Albrecht v. Kolditz und Hartung v. Klüx. Desgl. liebte er, an Fürsten Laien zu senden; z. B. 1423 della Scala, Reichsvikar zu Verona und Vicenza; ebenso nach auswärts: 1422 an Dänemark und Schleswig den Herzog v. Schlesien-Glogau u. s. f.

Ganz und gar unterscheiden sich von den Corps seiner Vorgänger die Friedrichs III. In ganz frappierender Weise begegnet uns wieder das klerikale Element überall und immer, sodass die Anfänge des Mittelalters zurückgekehrt scheinen. Die grossen Corps, die Friedrich auf die RT sendet, enthalten

durchweg mehrere geistliche Mitglieder, darunter Bischöfe; namentlich die von Augsburg und Chiemsee. 1441 nach Mainz: Bischöfe v. A. und Ch., Baron v. Pottendorf und Professor s. pag. Th. v. Haselbach (4 Ges. 3 Kler.). Im selben Jahre nach Frankfurt: Bischöfe von A. und Ch., Markgraf v. Hochberg, Ritter v. Fuchsberg, jener Prof. und Kanonikus Dr. v. Haselbach, Protonotar H. Leubing (6 Ges. 4 Kler.). 1445 nach Mainz, zur Verhandlung mit den französischen Gesandten: Bischöfe von A. und Würzburg und Markgraf v. Baden (3 Ges. 2 Kler.). 1446 nach Frankfurt: Bischöfe von A. und Ch., Markgrafen v. Baden und Brandenburg, Kanzler Kaspar (v. Neuhaus), Kanonikus Aeneas Sylvius, Dr. Hartung v. Kappel (7 Ges. 5 Kler.); u. s. w. Nach Italien (nb. nicht an die Kurie) 1447 Bischof v. Seckau, Kanzler Kaspar, Aeneas Sylvius und 3 andere.

Wir sehen also schon im Bisherigen das geistliche Element in der Königs-Diplomatie Deutschlands dominieren zu Anfang des Mittelalters — es erhält sich ununterbrochen, aber allmählich etwas zurückweichend vor dem weltlichen — dies am stärksten unter Ludwig IV., Karl IV., Wenzel und Sigmund — und erlangt am Ausgange des Mittelalters wieder sein altes Übergewicht.

2. Kgl. Gesandte an geistliche Adressaten.

Dass hier in den früheren Zeiten fast ausschliesslich Geistliche zur Verwendung kamen, versteht sich von selbst. Frage ist, wie es später damit aussah.

1107 Heinrich V. an den Papst den Erzbischof v. Trier, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Halberstadt und Münster, die Herzöge v. Baiern und Zähringen, die Grafen v. Winzenburg und Groitsch, und daneben andre Herren (9 eigentliche Ges. 5 Kler.; der Erzbischof ist Wortführer). 1151 ebendahin Abt Wibald v. Korvey. 1189 Propst Syglous und Hofrichter Lothar. 1192 Bischof v. Metz und Vogt v. Huneburg. 1197 Bischof v. Vercelli, Protonotar Albrecht, Herzog v. Spoleto, der Marschalk und der Schenk; also diesmal 5 Ges. und nur 2 Kleriker, doch in der Hauptrolle. 1198 ein Abt, ein Propst, ein Scholaster, ein Prior, ein Kaplan, ein Bürger (6 Ges. 5 Kler.). 1209 Kanzler Konrad, Bischöfe v. Speier, Brixen, Kamerik und Mantua, ein

Scholaster, ein Seneschalk, ein Kämmerer, ein Ritter (8 Ges. 5 Kler., und die Laien nur attachiert). Bei Otto IV. prävaliert also (begreiflicherweise) der Klerus ganz besonders. Dagegen schickt Philipp 1208 den Patriarchen Wolfger, den Burggrafen v. Magdeburg und 2 Edle (4 Ges. und nur 1 Kler., doch wenigstens dieser das Haupt). Als 1220 Friedrich II. wegen der Kaiserkrönung den Abt v. Fulda nach Rom sendet, tadelt Honorius III. die Wahl, „da in solcher Sache die römischen Könige Erzbischöfe und Bischöfe abzuordnen pflegten“. 1243 derselbe Kaiser: Deutschordensmeister G. v. Malperg, Reichs-admiral Ansald de Mari, die beiden Grosshofrichter Meister P. de Vinea und Meister T. de Suessa, endlich den Dekan v. Messina Meister Roger Porcastrella (5 Ges. 4 Kler.). Stets sind die Geistlichen vertreten, fast stets in der Überzahl und immer an der Spitze stehend. Auch an Abt und Konvent von Kloster Montecassino geht 1230 zusammen mit dem Herzoge v. Österreich ein Deutschmeister. Heinrich Raspes Gesandter an die Kurie 1240, sein Bruder Konrad, ist zugleich Deutschordensmeister. 1274 ebendahin: Kanzler Rudolf, Herzog v. Teck, Petrus, erwählter Bischof v. Basel, Johanniterprior Berengar, Minoritenbruder Heinrich (5 Ges. 4 Kler.). 1302: Bischof v. Toul, Vicekanzler-Protonotar-Propst v. Zürich, Subprior der Prädikatoren v. Strassburg, Ritter v. Schellenberg, Konrad Münch (5 Ges. 3 Kler.). 1309: Bischöfe v. Basel und Chur, Grafen v. Savoyen, Vienne, Flandern, Saarbrück, Meister Simon v. Marville; das wären 7 Ges. und nur 3 Kler., aber von dieser Gft wird unten noch die Rede sein. 1331: Chorherr Arnold Minnenbeck und Protonotar Meister Ulrich (2 Kler.). 1335 April: Graf v. Öttingen, Archidiakon Eberhard v. Tummnuau, Domherr Markw. v. Randeck, Meister Ulrich (4 Ges. 3 Kler.). 1335 August: die beiden Öttingen, die Vorigen, der Deutschordenskomtur Bruder H. v. Zipplingen (6 Ges. 4 Kler.). Wir wissen, dass der Sprecher hier und öfter der v. Randeck war; hält man damit zusammen, was oben von der Begrüssungsrede gesagt ist, und andre Fälle mehr (s. auch o.), so erhellt mit ziemlicher Gewissheit, dass der Sprecher einer Gft an die Kurie im ganzen Kleriker sein musste. — 1336 Frühjahr dieselben. 1336—37: Herzog v. Baiern, Markgraf v. Jülich, die beiden Öttingen, Markwart, H. v. Zipplingen, M. Ulrich (7 Ges.;

3 Kler.). Immerhin überwiegt hier das weltliche Element, und die weltlichen unter diesen Gesandten haben eine Weile allein an der Kurie agiert (vgl. o. S. 32 ff. und den Nachtrag); ein ganz vereinzelter Fall. — 1338 Abt Albrecht v. Ebrach. 1343 Markwart. Im selben Jahr derselbe, der Delphin v. Vienne, E. v. Tummnau und M. Ulrich (4 Ges. 3 Kler. s. u. S. 173,1). Sehr bemerkenswert ist die Wiederkehr immer derselben Namen. Ludwig hat eine Art stehenden Diplomatenkorps oder wenigstens den Stamm eines solchen. Das bedeutet nicht ein Ständigwerden ihres Gesandtentums, denn sie werden stets aufs Neue ad hoc bestallt — aber der Kaiser hält sich an dieselben Personen, eine sehr praktische Massregel, die in so ausgedehnter Weise sonst von keinem Kaiser geübt worden ist, wohl aber von anderer Seite, wie wir sehen werden.

1346 konstituiert Karl IV. an Klemens VI. ein Corps von noch nie dagewesener Grösse: den Erzbischof v. Prag, die Grafen v. Valence, Genf und Savoyen, die Edeln de Montilio und Asperomonte, Propst Joh. v. Trier, die Archidiakonen Wilhelm und Gerald, Dekan Joh. v. Utrecht, Dekan Rud. v. Mainz, Archidiakon Nik. v. Saaz,¹⁾ Scholaster Nik. S. Paulini bei Trier und 3 Ritter; — das macht 16 Ges., 8 Kler. Die Personewahl ist zu beachten. An der Spitze steht der dem Absender vertrauteste Erzbischof. Montilio und Asperomonte sind zwar Laien, aber Verwandte des neuen Papstes. Andererseits gehören die beiden Nikolaus dem Luxemburgischen Hause an. Die Grösse des Corps aber erweckt das Bedenken, ob wirklich alle Gesandten abgegangen, oder ob etliche nur zum Scheine, dekorativ, aufgeführt sind; zumal das Mandat die ungewöhnliche Wendung enthält: *omnibus vel tribus ex eis in Romana curia presentibus*. Man möchte demnach glauben, nur diese Drei seien überhaupt wirklich in Funktion getreten; dem kann aber nicht so sein. Wenn wir nämlich nach den Personen der Drei fragen, so findet sich, dass der Erzbischof schon im Juni mit der Notifikation der Wahl an die Kurie gesandt worden war, damals zusammen mit dem Herzoge Nikolaus v. Troppau.²⁾ Der Herzog wird dann unter den

¹⁾ Vgl. Werunsky, Karl IV. II, 1, S. 100, Nte 3. — ²⁾ Beness. von Weitm. 339. Was Werunsky l. c. S. 73, Nte 5 dagegen sagt, scheint mir gar nicht stichhaltig.

Sechzehn im September nicht neu mandatiert; also müssen noch zwei derselben inzwischen an die Kurie gegangen sein. Nun hat aber die Entsendung der Verwandten des Papstes einer-, der des Kaisers andererseits, dieser 4 personae gratae, sehr grosse Glaubwürdigkeit; auch geht im selben Jahre derselbe Montilio als Gesandter Karls nach Vienne. Damit ist über die Drei schon um Zwei hinausgegangen. Wir dürften also in den Dreien nur die speziell hervorgehobenen Hauptnegociatoren zu sehen haben, deren Namensnennung dem Papste gegenüber unnötig war, als der eben in Avignon schon Anwesenden, Bekannten. Betreffs der Zwei, die neben dem Erzbischof gemeint sind, lässt sich ziemlich bestimmt sagen, dass einer von ihnen noch einer der im Mandat aufgeführten Kleriker sein wird; vermuten, dass der Dritte einer der Verwandten des Papstes und zwar eben Montilio war. — Die drei Ritter sind offenbar nur Führer der Begleitung. Völlig in Frage stünden also 4—5 Kleriker und die 3 burgundischen Grafen. Bezüglich der ersteren ist an sich kein Grund vorhanden, an ihrer Absendung zu zweifeln. Etwas anders steht es mit den Burgundern. Hier müssen ausser der ähnlichen von 1309 noch spätere Gftn verglichen werden. Nachdem 1376 März der kgl. Kaplan Odolerius Bonzonis an den Papst kreditiert ist, bevollmächtigt im Mai, gleichzeitig mit der Abfertigung zweier Botschafter Karls (zweier Dechanten), Kg. Wenzel ebendahin Odolerius von neuem und den Grafen v. Valence, die Vollmacht gebend „vobis ambobus vel, predicto comite non presente, tibi Odolerio“. — Im Juni d. J. sind Wenzels Machtboten: Bischof v. Worms, Fürst v. Orange, Grafen v. Savoyen, Genf, Valence, Vicomte v. Turenne, Graf v. Katzenellenbogen und Konrad, Dekan v. Speier; 8 Ges., nur 2 Kler. Wenzel giebt die Vollmacht „omnibus — vel — vobis dictis E. Wormaciensi episcopo, E. comiti de Katzenellenbogen, Conrado Decano Spirensi cum uno vel pluribus ex predictis“. Wieder ist unter den speziell Bezeichneten von den Burgundern keiner. In der päpstlichen Aufzeichnung über die Audienz der Gesandten heisst es: der Papst „Wenceslai Regis Romanorum electi Oratores, quorum princeps fuerat Amadeus Sabaudiae comes, — audivit“. ¹⁾ Ob das princeps

¹⁾ Bzovius, ann. eccl. 1377, III.

richtig, oder diese Bemerkung irrtümlich ist, bleibe dahingestellt (das Letztere ist wahrscheinlicher nach der gleich unten folgenden Stelle von 1377, und wegen der Beteiligung und besonders Hervorhebung des Bischofs); aber das fuerat passt nur dann, wenn der Savoyer nicht anwesend ist, und lässt sich auf eine frühere Anwesenheit desselben (vielleicht auch, wenn der Ausdruck ungenau ist, auf ein blosses Genanntsein im Mandat) deuten. — Jetzt fragt sich: ob etwa eine Scheinmandatierung der Burgunder deshalb stattfand, um von ihnen für das Corps sicheres Geleit zu erhalten. Jedoch ist einmal zu beachten, dass 1377 September, wo Wenzel den Bischof v. Worms und den Dekan Konrad wieder konstituiert, die ihrer Funktion bis dahin noch nicht enthoben waren,¹⁾ er des früheren Mandats gedenkt mit den Worten, er hätte die Beiden entsandt *et nonnullos alios*, was darum keine leere Phrase sein kann, weil ja unter diesen *alii* auch der, wie wir wissen, wirklich abgeschickte Katzenellenbogen einbegriffen ist. Sodann ist bedeutsam, dass Gregor VI., an den 1376 das Corps ging, selbst Burgunder war. Von einer Art *onus*, das etwa auf den betr. burgundischen Häusern gelegen hätte, sich an den ks. Gftn über Berg irgendwie zu beteiligen,²⁾ findet sich früher, und ebenso nach Wenzel keine Spur. Das Erscheinen der Namen Genf, Savoyen, Valence, daneben Vienne, Orange, Turenne, in den Akten der Gftn an die Kurie, beschränkt sich durchaus auf die Regierungen der Luxemburger (Heinrich VII., Karl IV., Wenzel; nicht Ludwig IV. ausser Vienne).

Die Erklärung kann meines Erachtens nur folgende sein. Die genannten Fürsten, mit den Luxemburgern einer-, der Kurie andererseits sich gut stehend, wurden von den bezeichneten Kaisern wirklich als — schon durch die Lage ihrer Gebiete bequeme — Vermittler bei den jeweiligen Gftn an die Kurie benützt, als intellektuelle Teilnehmer daran, indem sie in die Instruktionen der Gesandten eingeweiht, im Mandat aufgeführt wurden, mit dem durch- oder vorbeireisenden Corps konferierten, ihm selbstredend eventuell Geleit gaben, vermutlich oft selbst an den Papst schrieben, kurz, mit

¹⁾ Er fügt ihnen den Dekan v. Vyšehrad bei. — ²⁾ Vgl. Lindner, Die Wahl Wenzels v. Böhmen z. röm. Kg. FF. z. d. Gesch. 14, 290, Anm. 2.

Rat und That die Mission so förderten, wie es einem Mitgliede desselben nur möglich war; nur lag für sie kein Zwang vor mitzureisen. Der betr. deutsche Herrscher konnte das von ihnen nicht so einfach unter allen Umständen verlangen. Hingegen war auch nicht ausgeschlossen, dass zuweilen, wenn diese Herren (oder dieser und jener von ihnen) grade Zeit und Lust, vielleicht selbst politische Geschäfte an der Kurie hatten, sie sich in der That dem Corps anschlossen. In solchem Falle wäre ihnen dem Usus nach, an den Verhandlungen offiziell sich zu beteiligen, unmöglich gewesen, wenn sie nicht im Mandat als Mitglieder des Corps aufgeführt waren. Wurden sie aber darin grade so erwähnt wie alle andern Gesandten, ohne Verklausulierung, so forderte die Etikette, dass sie in jedem Falle nun in der That mitgingen, oder die ganze Gft war hinfällig. Deshalb zog man vor, in die Bevollmächtigung eine Präventiv-Klausel für alle Fälle einzuschieben.¹⁾ Und so erklärt sich gleichzeitig diese, und das nonnullos alios, und auch die scheinbare Grösse der Corps, und das Missverhältnis des geistl. und weltl. Elements: es sind eben wirklich sans phrase abgegangen weder 1309 alle 7, noch 1346 alle 16, noch 1376 alle 8, sondern wahrscheinlich das erste Mal 5 (3 Kler.), das zweite Mal 13 oder eigentlich (ohne die Ritter) 10 (8 Kler.), das dritte Mal 3 (2 Kler.). —

Ruprecht sendet 1400 nach Rom den Bischof v. Verden, den Grafen v. Leiningen und einen Propst (3 Ges. 2 Kler.); 1401 seinen Protonotar; der Bischof v. Verden bleibt bis 1402 Herbst in Rom und wird in dieser Zeit zweimal neu konstituiert; mit ihm bildet im Oktober 1401 das Corps der Protonotar Nikolaus Buman; 1402 ist dieser mit dem Grafen v. Falkenstein vereinigt. 1403 gehen nach Rom der Bischof von Speier, Prof. theol. Matthäus von Chrochow, Protonotar Ulrich von Albeck, Ritter von Mentzingen (4 Ges. 3 Kler.). U. s. f. u. s. f.

¹⁾ Vgl. einmal ganz entsprechend auch bei Ludwig (Vat. Akt. N. 2167, S. 780 f.): „Humbertum absentem tanquam presentem“ und: „si — Humbertus procuracionem — recipere aut quoties ei interesse non potuerit vel noluerit.“

1459 mahnt Pius II. Friedrich III., er möchte zu Gesandten für den Kongress von Mantua recht angesehene Personen wählen.

Noch will ich eine Gft Friedrichs an den Erzbischof von Salzburg erwähnen, die aus dem Bischof von Chiemsee und dem Kanzler Kaspar besteht.

Das Résumé ist, dass durch das ganze Mittelalter hindurch bei Missionen an Kleriker vom Abt bis zum Papst hinauf auch immer Kleriker verwendet worden sind, oft allein, bei Mischungen fast immer in der Mehrzahl, an den Papst gewöhnlich solche von hohem Range, und immer oder fast immer als Häupter des Corps.

3) Gesandte der deutschen Fürsten.

Für die Gfts-Personale der deutschen Fürsten gilt im Wesentlichen das über die kgl. Gesagte.

Auch hier finden wir um die Wende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts eine Bevorzugung des weltlichen Diplomaten. 1410 z. B. sendet Kurpfalz an die Stadt Nördlingen 2 weltl. Räte (Wiprecht von Helmstad, Vogt zu Brettheim, und Hans von Venigen, den Alten); an Frankfurt 3 Laien (Wiprecht, Diether Lantschaden und Schreiber Johann Ladeboim); 1411 ebendahin 6 Gesandte, nämlich 4 Ritter, 1 Schreiber, und nur 1 Kleriker, den M. Job Vener. Nicht anders machten es damals selbst die geistlichen Fürsten in ihren Verhandlungen mit weltlichen Grossen und mit Städten: Kurtrier verhandelt 1411 mit Frankfurt durch 3 weltl. Vertraute (2 Ritter, 1 Marschalk). Daneben freilich sendet Kurmainz damals ebendahin mit seinem Burggrafen zu Miltenberg und einem vertrauten Diener seinen Protonotar Propst Benzheim, der also sicher der eigentliche Geschäftsführer war; und ein Laie, der Burggraf zu Nürnberg, bedient sich zu seinen Missionen mehrfach des Nürnberger Pfarrers Albrecht Fleischmann. Also ganz verdrängt ist auch hier das geistl. Element niemals aus der Diplomatie. Als 1424 sechs Kurfürsten gemeinsam an den König eine Gft abgehen lassen, besteht das Corps aus 1 Laien (Konr. von Bickenbach) und 1 Kleriker (M. Peter), dem Kanzler des Pfalzgrafen Ludwig.

An geistl. Adressaten kamen natürlich auch von den deutschen Fürsten, zumal den gleichfalls geistlichen, Kleriker als Gesandte der Regel nach. Ausnahmefälle konnten aber auch eintreten: ein Erzbischof v. Mainz, der im Banne war, sendete an Wolfger einen Laien als Gesandten.¹⁾

4) Städtegesandte.

Bei den Städten ist von Klerikern als Gesandten selten die Rede, meist sind diese Laien. Einmal war der klerikale Einfluss in den Städten immer schwächer als an den Höfen, aus mancherlei Gründen, die hier nicht zu erörtern sind; sodann standen eben auch meist nur Weltliche dem Gebot der Stadtleitung zur Verfügung. Es lag ferner in der Sache, dass vor allen solche Männer bei wichtigeren Missionen zu Vertretern der Stadt gewählt wurden, denen auch sonst an der Leitung der städtischen Angelegenheiten ein Anteil zustand. In den Anfängen des „Städteboten“-tums sind es vornehmlich Schultheissen, denen wir als Diplomaten begegnen; daneben Herren aus dem Ritterstand, die in der Stadt ansässig sind, und auch sonstige Bürger. 1255 nimmt der Graf v. Leiningen 5 städt. Gesandte gefangen: von Mainz Arnold den Kämmerer und Friedrich den Schultheissen, von Worms den Ritter Wolfram und die Bürger Heinrich und Richard.²⁾ Im selben Jahre sind unter den Städtegesandten, welche den Beirat des kgl. Justizars bilden, die Schultheissen von Oppenheim und Frankfurt.³⁾ Jener Ritter Wolfram erscheint als Wormser Botschafter schon 1254 an Kg. Wilhelm; damals mit einem nicht näher zu bestimmenden Konrad Dirolf zusammen. Genaueres lässt sich über diese Zeit nicht gewinnen, da die Abschiede der Städte tage Namen der Abgeordneten nicht angeben.

1341 fordert Ludwig d. B. die wetterauischen Reichsstädte auf, zum Landfriedenstage nach Wiesbaden einige aus ihrem Rate zu senden.⁴⁾ Dies ist wohl die erste ausdrückliche Erwähnung von diplomatischer Verwendung der Ratsmitglieder; einer Verwendung, die bald so sehr Regel wurde, dass, wie

¹⁾ Kalkoff a. a. O. S. 99. — ²⁾ Böhmer, Cod. Moenofr. S. 107. — ³⁾ Hintze, Wilhelm v. Holland, S. 185. — ⁴⁾ Böhmer l. c. 575.

früher besprochen, der Name „der stede frunde“, d. h. der Städte Ratsmitglieder, fast gleichbedeutend ward mit „der Städte Gesandte“. Nur wenige Fälle begegnen, wo zu einer städt. Gft andre Personen verwandt werden, als Ratsglieder und nur Ratsglieder. Das heisst nicht, dass es immer Ratsherren waren; es konnte auch der Ratsschreiber oder selbst ein blosser Ratsdiener sein, der den Vätern der Stadt vertraut war; aber zum Rate überhaupt, sei es zum innern oder wenigstens zum äussern, musste der Regel nach jeder städtische Diplomat gehören. Daher sind es meist Abkömmlinge von Patriziergeschlechtern, die wir für die Städte agieren sehen.¹⁾

Einer von den Ausnahmefällen, noch den Anfängen des Städtebotentums näher stehend, ist die Sendung des Bürgers Hermann v. Öbisfelde und des auch sonst mehrfach diplomatisch thätigen Klerikers und Schöffenschreibers Hinrich v. Lammespringe seitens der Stadt Magdeburg an den Kaiser 1359. — An den Papst haben auch die Städte Kleriker gesendet, doch meist solche, die dem Stadtregimente nahe standen oder angehörten; so 1393 Stadt Köln den obersten Stadtsekretär und Licentiaten Hermann Rose v. Warendorf und Peter Hattrop, Küster v. Soest.

Jede Stadt besass nun innerhalb des so gegebenen Kreises gewisse Persönlichkeiten, die, durch Geschicklichkeit, Redefertigkeit oder auch bloss Zuverlässigkeit ausgezeichnet, zu Sendungen immer wieder erkoren, oft fast unablässig beschäftigt wurden.

Als solcher Diplomat, obwohl als einer der niedriger gestellten, tritt uns z. B. der Nürnberger Ratsdiener Konrad Halbwachsen entgegen, der vielleicht zeitweilig auf Vestenberg bei Heilsbronn als städtischer Besatzungsmann fungierte. Wir finden ihn 1382 Februar unterwegs als Botschafter seiner Stadt nach Ulm, betreffs des durch Ausbleiben des Königs inhibierten Tages von Eger. 1383 September reist er zum Könige. Nachdem er 1387 Juli — den Umständen gemäss — in andrer Funktion, nämlich als Kundschafter (s. u.), einen

¹⁾ Vgl. Chr. 1, 287.

Ritt nach dem Böhmerwalde gemacht hat, um zu erspähen, ob Kriegsvolk heranziehe, hat er 1388 im Frühling eine Mission gen Parkstein, im Sommer eine an den Burggrafen Friedrich. 1393 reist er zum Fürstentage nach Prag; erscheint 1394 auf dem Fürsten- und Städtetage zu Frankfurt; wird 1396 zu den Kurfürsten, 1397 wieder zum Frankfurter Tage, 1400 an Frankfurt selbst gesendet. In allen genannten Fällen ist er wirklicher diplomatischer Negociator gewesen; für die beiden Tage zu Frankfurt freilich hat man ihn nur gewählt, weil man übler Laune war, ihn auch nur bei Frankfurt selbst beglaubigt, nicht bei der Versammlung.¹⁾

Ein Mann seines Schlages war für Augsburg Jakob Jäcklin, auch Ratsdiener. Er ist z. B. 1400 zweimal als Botschafter gereist, nach Rense und nach Frankfurt; doch ist es 1414 auch vorgekommen, dass er wie ein gemeiner Läufer dem Grafen Eberhard von Württemberg eine Liste zu bringen hatte und weiter nichts — nach den Umständen. Grade solche Faktota waren höchst wertvoll.

Bei allem Grösseren natürlich, zumal wo es auch galt zu repräsentieren, brauchte man wirkliche Ratsherren, an der Spitze oft den Bürgermeister. So ist Kazmair, der Verfasser der bekannten Denkschrift, als Bürgermeister von München wiederholt das Haupt städtischer Gftn gewesen. Unter den Ratsherren traf man seine Auswahl. Wenn wir z. B. das Personal der Frankfurter Gftn verfolgen, so begegnet uns darin 1388 zum ersten Male der Name des Ratsherrn Jakob Weybe. Derselbe 1389; 1397 zuerst der Johann Erwins; jenes als Gesandten der Stadt nach Oppenheim und Mainz, dieses nach Mainz. 1398 März 9 ebendahin: Weybe und Erwin wieder, ferner Heinrich Wisse vom Rebestock und Johann Kranich. Schon März 16 begiebt sich Joh. Erwin als „heimlicher“ Botschafter wieder dorthin; ihm folgen März 30 Sibold Lewin, Jak. Weybe und Erwin Hartrad. Gleich danach wiederholen diese Reise J. Weybe, H. Wisse und J. Erwin. April 6 geht E. Hartrad allein nach Mainz; im Juli Erwin zum Grafen v. Katzenellenbogen. 1399 — um, was dazwischen liegt, zu

¹⁾ Vgl. Weizsäckers Einl. zum Tage vom Juli 1397, RTA II, 459.

übergehen — Wisse, Hartrad und Erwin nach Mainz. 1400 Juli: Weybe und Hartrad nach Mainz; August: Hartrad mit Konrad Wisse nach Alzey zum Herzog v. Baiern, dann Hartrad noch nach Mainz; ebendahin September: Hartrad und K. Wisse, Oktober: Hartrad, K. Wisse und Weybe, November: Hartrad und Weybe, Dezember: dieselben mit einigen andern. 1401 Januar: Hartrad nach Mainz und Köln; Juni: H. Wisse, damals Bürgermeister, Hartrad und Erwin zum Könige nach Mainz, Juli: dieselben zweimal zum Könige, nach Mainz und Koblenz; August: Hartrad, mit zwei andern, zum Kg. nach Heidelberg, Oktober: Erwin, mit zwei andern, zum Kg. nach Speier, November: Erwin nach Heidelberg zum Vikar, dem Pfalzgrafen Ludwig. 1402 Juli: Hartrad ebendahin, dann Hartr., Weybe, Wisse, Erwin, 3 andre Ratsherren und der (Rats-) Schreiber gen Mainz zum Könige Ruprecht. Dort bleiben Wisse und Hartrad einen Tag länger, als die andern Gesandten, „eczliche sache zu enden“; sie waren also wohl (diesmal) die Häupter des Corps. Noch im selben Monat sind Wisse und Erwin Vertreter der Stadt auf dem Mainzer Städtetage (nb vorher waren sie nach Haus zurückgekehrt), und Erwin geht nach Heidelberg; August: Wisse, mit andern, nach Bacharach. 1403 tritt mehr und mehr der Ratsherr Herdan in die Diplomatie ein, der unter den „andern“ schon öfter mit einbegriffen war. 1404 März: Hartrad nach Boppard; Dezember zum Mainzer RT Wisse, Hartrad, Erwin, Herdan und der Schreiber Peter. 1405: Erwin, Herdan u. a. zum Könige.

Damit verschwinden die solange von uns Beobachteten vom Schauplatz, wohl weil sie zu alt, bzw. manche krank oder gestorben sind; die seit 1401 mehr und mehr sich einschiebenden „andern“ nehmen ihre Stelle ein.

So finden wir in Frankfurt von 1390 — 1405 ein sozusagen stehendes Gfts-Personal von vier Ratsfreunden, welches fast ununterbrochen unterwegs ist, bald zerstreut, bald vereinigt, hin und wieder mit andern vermischt. Die grossen Vorteile davon leuchten ein. Vor 1390 stehen Joh. v. Holtzhausen und Bernhard Nygebüre (Neugebauer) im Mittelpunkte der Diplomatie; nach 1405 kann sich ein neues Stamm-Corps leicht bilden um Herdan, der schon eine längere Übungszeit hinter sich hat. Eine ähnliche Stellung nehmen in Nürnberg

Jobs Tetzels, Berthold Beheim, Paulus Mendel und Niklas Muffel ein; in München Karl Ligsalz, Hans Schluder v. Weilbach, Konrad Diener, Franz von Hausen, Hans Rudolf, Andree Tichtel u. a.

Ich erinnere, dass wir bei Ludwig d. B. etwas Ähnliches fanden, aber auch nur bei ihm und nur vorübergehend. Die Städte haben im ganzen diese praktische Methode festgehalten. Faktisch tritt uns damit schon damals, im 14. und 15. Jahrh., entgegen, was nach bisheriger Annahme erst im 16. Jahrh. aufgekommen sein sollte,¹⁾ nämlich eine Art von Diplomatenschulen. —

Wichtig war die Personenfrage auch bei der Wahl von Leuten, die im Kriegsfall als Kundschafter abgesendet wurden.²⁾ Hierbei sind zu unterscheiden die diplomatisch thätigen Kundschafts-Agenten, die sich nach Sachverhalten (feindl. Truppenzahl u. ä.) umzuthun, zugleich die Bewegungen des Feindes (strategisch) zu beobachten hatten u. ä. m., ferner die Kundschafter im engeren Sinne oder Späher („scouts“, „Plastune“), die sich den Kriegen anreihen, und endlich, weitab von jenen beiden Klassen verschieden, die Spione (im niedrigsten Sinne). Für die Geschäfte der ersten Art erkor man gleichfalls mit Vorliebe Männer vom Rat: so Nürnberg 1387 den Ratsdiener Halbwachsen (s. o.), München 1398 die Ratsherren Karl Ligsalz,³⁾ Wilhelm Jörgner wiederholt u. a. Als Späher und vollends als Spione liessen sich natürlich nur gewöhnliche Leute gebrauchen. So bezahlt München einen Knecht, der 13 Nächte „ouzerhalb der stat ist umbgegangen, dieweil unser herrn volk bei der stat lag.“⁴⁾

§ 18.

Briefboten.

Für das Abtragen von Briefen (und Sendungen aller Art) verwendete man im mittelalterlichen Deutschland ursprünglich,

¹⁾ Vgl. Fischer, Gesch. d. ausw. Pol. u. s. w. 206 f. — ²⁾ Diese Art Kundschafter ist natürlich von den früher erwähnten diplomatischen Espions grundverschieden. — ³⁾ v. Sutner, Berichtig. d. Unruhen beim Reg-Antritt d. Herz. E. u. W. von Baiern, S. 15, Anm. 2. — ⁴⁾ Ib.

wen man zur Hand hatte. Frühzeitig findet sich ein ausgedehntes Korrespondenzen-Wesen, zumal in staatsmännischen und in geistlichen Kreisen. Es gab auch schon im 12. Jahrh. epistelgewaltige Frauen, wie die h. Hildegard, die mit Kaisern, Päpsten und dem ganzen abendländischen Episkopat Briefe wechselte.

Unter den Briefen überhaupt sind aber hier die des alltäglichen Lebens zu unterscheiden von dem Briefverkehr politischen Charakters. Eine genauere Behandlung des Personals für Beförderung von Alltagsbriefen gehört nicht hierher; doch das Allgemeinste ist darüber zu sagen, z. T. auch nur zu wiederholen.¹⁾

Briefbote des Alltags war im ganzen älteren Mittelalter vor allem der Mönch, bzw. der Laienbruder. Die Klöster standen mit ihren Nachbarklöstern und auch mit anderen entfernteren in Verkehr; es war hierdurch der Anlass gegeben zu häufigen Botengängen, welche bald dieser, bald jener der Brüder übernahm. Wer nun aus benachbarten Ortschaften und Wohnstätten schriftliche Nachrichten nach derselben Richtung abgehen lassen wollte, durfte dem geistl. Boten unbesorgt solche mit anvertrauen, zumal wohl in solchen Fällen Kleriker aus der Gegend auch oft die schreibende Hand geliehen haben werden. So war denn der Mönch mit dem Briefsack in den älteren Zeiten eine typische Erscheinung. Von Kloster zu Kloster getragen, konnte ein Brief so bis in ferne Gegenden an sein Ziel gelangen, nicht rasch, aber sicher. Weniger Unterbrechung erlitt die Beförderung eines Schreibens, wenn man es von einem Pilger mitnehmen lassen konnte. Aber es gab auch andre Wege. Geistliche und Wallfahrer waren für manche Art von Nachrichten nicht einmal passende Überbringer; man dürfte sie kaum als Postillons d'amour verwendet haben. Dies um so weniger, als neben dem Briefe oft die mündliche Kunde stand (deren blosser Überbringer ja auch noch nichts als ein einfacher Bote war). Für solche Fälle war berufener, freilich auch weniger zuverlässig, der Spielmann.

¹⁾ Vgl. z. f. Quetsch a. a. O. S. 91 ff., wo aber Briefboten und Diplomaten als „Boten“ durcheinandergeworfen werden.

Den Kaufleuten lag es nahe, dem, der ihre Waren fortführte, auch Korrespondenzstücke mitzugeben: Fuhrmann und Schiffer kamen für sie am meisten in Betracht; und für Sendungen von Packeten waren diese überhaupt fast allein brauchbar. Bei all dem war zuweilen auch im Privatverkehre unvermeidlich, Leute, die man dazu gewinnen oder stellen konnte, speziell als Briefträger (ad hoc) zu verwenden; und Hochgestellte scheinen das mit Vorliebe gethan zu haben.¹⁾ Minneboten gingen zwischen Rittern und Damen hin und her; Ritter und Edle hielten für wohlanständig, die Nachrichtenbeförderer hoher Herrschaften zu sein und sich von ihnen dafür schlichtweg mit klingender Münze bezahlen zu lassen (s. u.); vielfach aber kamen wohl niedere Vassallen unfreiwillig zur Rolle des Briefboten (vgl. o. S. 162). Dementsprechend stellte man weiterhin dasselbe Ansinnen an alle (bzw. aber wohl faktisch an alle niederen) Lehnsleute. Für das 12. Jahrh. ist deren Verwendung zu Botendiensten erwiesen, aber die Anfänge davon werden wir in den Zeiten der Verschmelzung von Vassallität und Beneficiat zu suchen haben. Von den höheren Lehnsleuten und von botmässigen Gemeinden bedang man sich entsprechend das Stellen von Briefboten als Lehnspflicht aus. So hatte im 12. Jahrh. die Stadt Strassburg ihrem Bischof 24 Läufer als Briefboten zu stellen.²⁾ Im Rheingau hatten zur selben Zeit für Gemeindesachen der Dörfer die Dörfler bestimmt geregelte Botenpflichten.³⁾ Ob es damals auch Leute gegeben hat, die aus Briefträgerei sich ein förmliches Gewerbe machten, wie Quetsch angiebt,⁴⁾ scheint — bei dem Fehlen der Belege bei ihm — noch zweifelhaft, aber nicht unmöglich. Öfters werden auch Leibeigne als Boten benutzt, wie Wolfers früher erwähnte Reiserechnungen ergeben. Für gewisse immer wiederkehrende Botendienste bildeten sich sodann feste Personalbestände mit einer Art Beamtencharakter. So für die Erhebung fälliger Zinsen seitens der mittelalterlichen Banquiers, der Klöster; für die Einziehung von Abgaben seitens

¹⁾ Belege hierfür bietet das „Heldenbuch vom Rosengarten zu Wormbs“, Frankf. 1560. Vgl. Quetsch l. c. — ²⁾ Briefträgerlehen, feudum portandi litteras. Vgl. v. Kirchenheim, Die Universitäts-Botenanstalten d. Mittelalt. Festschr. Heidelb. 1886. — ³⁾ Quetsch S. 102. — ⁴⁾ S. 103.

der Grundherren.¹⁾ Aus solchem spezialisierten Berufsbotentume sind die Ämter der Fronboten u. ä. hervorgegangen.

Die am meisten eines regelmässigen Alltagsbotenverkehrs bedurften, waren die Handeltreibenden, die Bürger, die Städte. Erweislich scheint eine wirklich geregelte Botengängerei erst für das 14. Jahrh. zu sein. Seit ihm hatten manche grossen Städte, doch, wie es scheint, weitaus nicht alle, kaum die meisten, feste Bestände von eigens angestellten nuncii oder cursores, die allezeit zu Lauf, bzw. Ritt und Fahrt bereit sein mussten. Eine Botenordnung derart findet sich z. B. 1385 für Frankfurt. —

Von diesem privaten Botenverkehre zu trennen ist der politische. Für ihn konnte man nur ganz zuverlässige Leute gebrauchen, und man wählte im allgemeinen dazu, wen man eben brauchbar und bereit fand. Alkuin klagt an früher erwähnter Stelle über den Mangel an Briefträgern und ihre Unzuverlässigkeit. Geistliche verwendeten natürlich gern auch hierzu Niedere ihres Standes; Laien vertraute Dienstleute. Doch erscheinen 1401 als kgl. Briefboten an Arragon auch zwei Nürnberger Bürger — vielleicht als treu erprobte Kaufleute, die eine Handelsreise damit verbanden; vielleicht aber auch gehörte Nürnberg zu den Städten mit besonders gut organisiertem Botenpersonal; denn auch sonst erscheinen Nürnberger Briefträger zuweilen in fremdem Dienste; so wendet sich K. v. Weinsberg 1437 an die Stadt, „mir einen boten zu gewinnen gen brauge“ [Prag].²⁾

Organisierten Botendienst für politische Sendungen finden wir zuerst am fränkischen Hofe, vorzüglich unter Karl d. Gr. Hier wurden zu Botendiensten zu Fuss und Ross (*scaram facere*) kleinere Vassallen herangezogen, bzw. grössere zur Stellung von Boten (*scararii*) — wie wir dies oben auch für den privaten Briefverkehr fanden —, aber wie es scheint, in geregelterer Weise. Immunität konnte davon befreien. Die kgl. Beamten ihrerseits hatten besondere Boten (*veredarii*), für deren Beförderung (*paraveredi*) gesorgt war. — Ähnliche Einrichtungen, doch vervollkommnet, treffen wir sodann erst

¹⁾ L. c. 106. — ²⁾ Einn.- und Ausg.-Regist. a. a. O. S. 7.

wieder im 13. Jahrh., beim Deutschorden.¹⁾ Hier war das Haupt-Ordenshaus Centralstelle für den Briefversand: der Ökonomie-Vorstand (Wything) hatte eine Anzahl Bryffjongen unter sich, die, in besonderem Zimmer (Bryffstall) abgefertigt, nach allen Richtungen zu den nächsten Ordenshäusern ritten, ihren Briefsack abgaben, die eingelaufenen Sendungen empfangen und zurückkehrten, indes die von ihnen abgegebenen Schreiben vom Abgabeort aus durch frische Bryffjongen weiter befördert wurden. Im Archiv des Bryffstalls lagen die Register der Ab- und Eingänge. — Verwandtes hatten weiterhin Reichskammergericht, Reichshofrat und Reichskanzlei. Der König selbst aber besass noch unter Friedrich III. zwar einen festen Personalbestand für reitende Briefboten, diese jedoch konnten den Pferdewechsel nur bewerkstelligen, indem sie an den grösseren Orten, die sie berührten, unter Vorweisung einer *litera aperta*, einer Art Bestallungsdiplom, Pferde liehen.²⁾

Die Städte haben für ihre politischen Briefsendungen meist Diener von Ratsherren oder auch sonst von Bürgern verwendet; so Kek, Bote und Diener des Ulman Stromer, Nürnberg 1388; des „Plinthaimers knecht“ Augsburg 1400 zweimal, nach Rense und Nürnberg u. s. w. Dass jedoch auch der Ratsdiener zuweilen als Briefbote benützt ward, ist oben bemerkt. —

Von einer Einrichtung, wie wir sie beim Deutschorden kennen lernten, mit ihren Kurierritten, einer Art Stationen (insofern die Ordenshäuser als solche dienten), Pferde- und Botenwechsel, ist es nur noch ein relativ kleiner Schritt bis zur Beschaffung wirklicher Postlinien, wenn auch zunächst eben nur solcher zu politischen Zwecken, also mit begrenzter, nicht allgemeiner Benutzbarkeit. Es ist eine nicht sicher verbürgte, doch bestimmt auftretende Behauptung, dass 1451 der Oberstjägermeister Friedrichs III., Roger v. Taxis, in Tirol und Steiermark auf den Hauptstrassen für die ks. Boten wirkliche Stationen, mit Pferdewechsel, einrichtete, um bei den damaligen italienischen Händeln schneller die Nachrichten aus Italien zu erhalten.³⁾ Damit war faktisch eine postalische

¹⁾ Vgl. Quetsch a. a. O. 104. — ²⁾ Janssen, Resp II, N. 29, S. 17. —

³⁾ Vgl. hierzu u. z. f. Rübsam, Joh. Baptista v. Taxis, S. 3 ff.

Einrichtung geschaffen. Schon 1493 verlieh Maximilian die Direktion dieser Alpenpost unter förmlichem Amtstitel (Hof-Post-Generalat) an Joh. v. Taxis; 1496 wiederholte sich dies. Rasch verbreitete sich nunmehr die neue Einrichtung unter fortwährender Leitung der bergamaskischen Familie von Taxis od. Tassis, soweit die ks. Post in Betracht kommt; es scheinen aber bald hier und da, doch wohl vereinzelt, auch andre, Städte, nach dem gegebenen Muster, ihrerseits zur Anlegung von ähnlichen Verkehrsanstalten geschritten zu sein: 1500 sprechen Nürnberger Gesandte den Wunsch aus, dass zwischen Augsburg und Nürnberg eine „postrey“ errichtet werde.¹⁾ Jene Familie aber ist es gewesen, die das Modell schuf; sie war es auch, die durch ihre Massnahmen das Postwesen in stand setzte, jene Richtung auf den allgemeinen Nutzen anzunehmen, durch welche es erst die ihm vorbehaltene, gewaltige Bedeutung gewinnen, sich zur heutigen Weltpost entwickeln konnte. Denn aus der ks. Post, nicht aus etwaigen kommunalen Nachahmungen, ist die nachmalige Post geworden. Unerwiesen ist,²⁾ dass die Taxis von vornherein bei ihrem Werke bewusst diese Verallgemeinerung seines Zweckes im Auge gehabt, ja dass sie auch nur irgendwie bewusst darauf hingearbeitet hätten. Vielmehr ist grade wie bei den Vorläufern der Taxisschen Posten nur faktisch — von seiten des Regimentes angesehen durch geduldeten Missbrauch die politische Hofpost allmählich vom grossen Publikum mitbenutzt worden; dass dann solch geduldeter Missbrauch ein Jahrhundert später nicht mehr als Missbrauch angesehen worden ist, nachdem man seine Segnungen verspürt hatte, wird niemanden wundernehmen.³⁾ Das Verdienst der Taxis ist, die Post so eingerichtet, die Vorkehrungen dafür so durchgeführt zu haben, dass sie sich dergestalt nutzbar erweisen konnte, und

¹⁾ Wagner, Nürnbg. Geheimschr. a. a. O. S. 17, 1. — ²⁾ Vgl. dagegen Monats-Schr. f. Christl. Sozial-Reform. V (1883), S. 650 ff. — ³⁾ Die Worte des ks. Gnadenbriefes von 1621 „des Postwerks — so nicht allein hohen Potentaten, — sondern auch andern Communen und insgemein fast allen Niedern Stands-Personen zu guten gelanget“ (Mon.-Schr. f. Chr. Soz.-Ref. I. c. 654) weisen gleichfalls nur auf eine faktisch eingetretene und geduldete Mitbenutzung hin.

das ist bei den vorhandenen Schwierigkeiten immerhin ein unsterbliches Verdienst.

Das alte Botenwesen hat noch eine Weile mit der neuen Verkehrseinrichtung im Ringen gelegen. Es hat noch sehr spät z. T. gewaltsamer Mittel von oben her bedurft, um es auszurotten; diese Ausrottung aber war nötig, als die Post schliesslich, nachdem sie ihn zu nehmen angefangen, nun auch wirklich einen allgemeinen Aufschwung nehmen sollte. Erhalten blieb auch dann noch, abgesehen vom Lokaldienst der Amtsboten, der heute noch da ist, das private Botentum auf dem Lande und vom Lande in die Stadt, hier und da wohl auch in den Städten selbst; vertreten namentlich durch die bald typisch werdende Botenfrau.¹⁾ Deren letzte Vertreterinnen sehen wir noch heute wohl da und dort auf dem Lande, und in den Städten strassauf strassab als Zeitungsfrauen u. s. w. tätig.

Die Schöpfung der Post — eine Schöpfung, wenn auch vorbereitet wie alles Geschichtliche durch ältere verwandte Erscheinungen — fiel grade in jene welthistorische Periode der Wandlungen, welche man als den Anfang der Neuzeit zu bezeichnen pflegt.²⁾ Die Internationalisierung des neuen Verkehrs-Systems wurde begünstigt durch die Vereinigung eines grossen Teiles von Europa unter dem Regime einer, der habsburgischen Dynastie. Die höheren und die niedern Gesandtenklassen sind, in entsprechend verschiedener Weise, an das Ziel ihrer mittelalterlichen Entwicklung, die Erlangung der Ständigkeit (vgl. u.), ziemlich zur gleichen Zeit gelangt.

B. Zahl.

§ 19.

Zahl der Gesandten.

Wieviel Gesandte zu einem Corps verbunden wurden, das hing im Einzelfalle natürlich nicht von irgend einem Usus

¹⁾ Quetsch a. a. O. 115f. — ²⁾ Vgl. Rübsam l. c. S. 1 f.

oder Prinzip ab, sondern immer nur von den Umständen und dem Gutdünken des Absenders, nicht bloss in der vorkarolingischen Zeit.¹⁾ Wir dürfen daher nicht daran denken, für bestimmte Zeitabschnitte bestimmte Zahlenhöhen eruieren zu wollen; nur ganz im allgemeinen lassen sich Beobachtungen über die Verwendung grösserer oder kleinerer Corps machen. Dass uns aber überhaupt Corps von Gesandten begegnen,²⁾ ist etwas der späteren Neuzeit Fremdes, dem Mittelalter Eigentümliches, jedoch wohl aus dem Altertume herstammend. Es hatte dieser Usus manches gegen, manches für sich. Allerdings musste daraus häufig Zwist der Gesandten untereinander entstehen und ist entstanden (vgl. z. B. o. S. 104), etwas, was für das Gelingen der Sache das Gefährlichste war; andererseits konnten Fehler, die das eine Glied beging, von einem zweiten unschädlich oder gut gemacht werden, ihre Vorzüge sich ergänzen, gemeinsame Beratung, die Notwendigkeit solidarischen Vorgehens mochten oft vor übereilten Schritten schützen. Und eine Art einheitlicher Organisation war doch auch in der Regel vorhanden, da fast immer einer der Gesandten zum Haupte des Corps ersehen war, und somit dem gemeinschaftlichen Verhalten eine Direktive nicht zu fehlen pflegte. Dieses Haupt war nur zuweilen mit dem Sprecher der Gesandten identisch; denn zu letzterem gehörte besonders oratorische, zum Dirigenten politische und organisatorische Begabung.

Richtig ist es nun, wenn Löhren sagt,³⁾ dass unter den Karolingern die Zweizahl der Gesandten die häufigste war (für die ältesten Zeiten lässt sich darüber nichts Ausreichendes beibringen). Löhren selbst giebt aber auch die Dreizahl zur selben Zeit zu, er hat mehrere Belege für vier Gesandte schon vorher⁴⁾ angeführt und erwähnt schliesslich ein fünfgliedriges Corps zum Jahre 788.⁵⁾ Hinsichtlich des letzteren scheint er mir im Irrtume zu sein. Es ist hier von zwei Gftn die Rede, nicht von einer; die erste bestehend aus dem Diakonus Atto und dem Ostiarius Goteramnus; die zweite, welche „postergum“

1) Vgl. Löhren a. a. O. S. 37. — 2) Fischer, Gesch. d. ausw. Pol. u. s. w. S. 154, sagt dafür Kollektiv-Gftn, ein Ausdruck, der mir nicht rätlich scheint, da man darunter auch leicht die encyklischen Gftn verstehen kann. — 3) S. 37. — 4) S. 33. — 5) Jaffé IV, 256.

jener an den Papst kam, gebildet aus Abt Maginarius, Diakonus Josef und Graf Liuderich. Dadurch, dass Hadrian I. sagt: „Qui nobis fideliter intimaverunt ea, quae illis iniuncta habuit vestra — potestas“ — was doch nicht ausdrücken muss, dass das ea für alle dasselbe bedeutet — und dass er weiterhin von mit vier der Gesandten¹⁾ geführten Verhandlungen redet, hat sich Löhren täuschen lassen. Doppelte Verhandlungen konnten sehr gut gleichzeitig geführt werden; ein Verkehr, ein gemeinsames Vorgehen der beiden kgl. Corps, soweit ihre Aufträge sich berührten, war nicht ausgeschlossen; die Beantwortung der Frage, ob die Fünf zwei oder ein Corps bildeten, hängt davon ab, ob sie zwei oder nur eine Kredenz hatten. Ersteres aber geht hervor aus den Stellen: 1. „postergum eorum ad nos evenerunt“ — 2. „Liudericus, qui cum prelato M. seu Joseph ad nos missus fuit“ — 3. „praeceuntes A. et G. — ibidem expectarent tam Mag. et Jos. quam Liudericum, quem socii eius apud nos morantes expectabant.“ Liuderich also war noch gar nicht angekommen, dennoch sagt der Papst von ihm, dass er mit M. und G. missus fuit; d. h. diese Drei hatten eine Kredenz für sich; sie sind es auch, die noch länger an der Kurie bleiben.

Für die Vierzahl liegen doch, auch bei Löhren selbst, zuviel Fälle vor, als dass seine Auslegung (für zwei Fälle) genügte. 2, 3 und 4 Gesandte also hat man zur Karolingerzeit zu Corps vereinigt.

Dass die Zwei die gewöhnlichste Anzahl war, das erklärt sich ja selbst. Man findet sie nicht nur unter den Karolingern am häufigsten, sondern ebenso durch das ganze Mittelalter; ich erinnere z. B. nur an 951, 1023, 1027, 1080,²⁾ 1093–96,³⁾ 1142, 1151, 1189, 1191, 1192, 1200, 1221, 1234, 1353, 1373, 1400, 1402, 1414, 1422 und dazwischen wie danach unzählige andre Male. Doch sind auch einzelne Gesandte immer verwendet worden, als Botschafter z. B. 1065, 1098,⁴⁾ 1116, 1240, 1237, 1257, 1276, 1336, 1338, 1347, 1352 u. o., als Machtboten 953, 968, 1232, 1258, 1278 etc. etc. Ich erinnere an Wolfger, Hermann v. Salza, Propst Rudolf v. Wetzlar u. a.

¹⁾ Liuderich war noch nicht dabei. — ²⁾ Cod. Ud. N. 63, S. 130. — ³⁾ Ib. N. 87, S. 170. — ⁴⁾ Ib. N. 91, S. 176.

3 Personen begegnen z. B. 1068, 1125, 1152, 1183, 1398, 1399; 1400 und noch öfter unter Ruprecht grade; 1445.

Grössere als 3 gliedrige Corps scheinen im 10. und 11. Jahrh. selten gewesen zu sein. Doch begegnet z. B. 971 eine Gft von 6—7 Personen.¹⁾

Später erscheinen dann 4 Gesandte: z. B. 1208, 1335, 1336, 1343, 1401, 1403, 1441; 5 z. B. 1197, 1243, 1274, 1302, wahrscheinlich 1309; 1400, 1401, 1411.

6 Personen sind als Ehrengelits-Gft für Bertha v. Sulzbach, die Braut des griechischen Kaisers, nach Konstantinopel 1145 bezeugt. Die Zahl kehrt wieder z. B. bei der Wahlanzeige Ottos IV. 1198; dann 1335; 1336 Frühjahr. — 6 sind es auch 1389, ebensoviel 1407,²⁾ 1441, 1447.

7 Personen finden sich, von 971 abgesehen, zuerst, dem Namen nach, 1309, aber wie erwähnt, nicht wirklich; einmal 1336 Herbst, dann 1446; überhaupt selten.

Nur ein Mal sehe ich die 8 bezeugt, 1209; 1376, wo so viele bezeugt sind, zeigte sich, dass es nur ca. 3 waren; 9 (wenn die „andern“ Herren nämlich wie es scheint nur zur Begleitung gehörten) 1107. 1346 reduzierte sich die 16 auf 13, immerhin wohl die höchste Ziffer, die bei Gftn deutscher Könige und Fürsten das ganze Mittelalter aufweist.

Die Städte haben sich einzelner Gesandten sehr oft bedient; z. B. hat wie erwähnt Halbwachsen allein als solcher 1382, 83, 88, 93, 94, 96, 97, 1400 fungiert; andre z. B. 1389, 97, 99, 1402, 1403 u. o. Die 2 ist bei den Städten nicht minder häufig als sonst: wir begegnen ihr z. B. 1344, 59, 88, 89, 90, 91, 94, 97, 1400, 1402 u. s. f.; sehr üblich sind aber auch 3 und 4; 3 z. B. 1359, 88, 89, 98, 99, 1401 u. o.; 4 z. B. 1388, 89, 98, 1400 u. o. Besonders beliebt ist die 4 bei München: so 1392 zum Ständetag in München selbst,³⁾ 1395 nach Obernberg, im s. J. ebensoviel (u. zw. darunter andre) nach Amberg,⁴⁾ i. s. J. ebens. nach Ingolstadt⁵⁾ u. s. f.

¹⁾ S. o. S. 164. Mehr dürften es wegen des Verhältnisses der Laien und Geistlichen kaum gewesen sein. — ²⁾ Gft des Herzogs v. Jülich-Geldern an Kg. Ruprecht. — ³⁾ Chr. 15, 440. — ⁴⁾ Ib. 442. — ⁵⁾ v. Sutner, Berichtig. u. s. w. 9, Anm.

Etwas seltener ist die 5; doch findet auch sie sich häufig genug, z. B. 1388, 1401, 1404; bei München scheint sie nächst der 4 am beliebtesten (1396 nach Freising, 1397—98 n. Landsberg);¹⁾ selten ist die 6;²⁾ 7 begegnete mir nicht, dagegen 8, z. B. 1402, einmal 13 (7 vom Rat, 6 von der Gemeinde von Frankfurt, zum kgl. Fürstentage zu Würzburg 1387); endlich einmal sogar 17, von München zum Landshuter Tage 1400. Solche hohe Zahlen haben jedoch die Städte sonst so wenig zugelassen wie andre Absender, schon der Kosten wegen. —

Gewöhnliche Boten wurden in der Regel einzeln abgefertigt, doch nicht immer. Das begreift sich namentlich in unsichern Zeiten: da konnte, wenn ein Bote aufgehoben wurde, ein zweiter leichter entkommen und das oder die Schriftstücke retten; waren letztere sehr umfangreich, etwa lange Listenrollen, so empfahl sich eine Mehrzahl der Boten auch in Friedenszeit. Bei den Städten sehen wir so in den Jahren 1388—89 mehrfach 2 Briefboten an denselben Ort gleichzeitig abgefertigt; ja ebendamals auch 5 gleichzeitig, von seiten des Schwäbischen Bundes; und 1400 gehen 3 Frankfurter Boten mit je 1 Brief gleichen Inhalts an Kg. Wenzel.³⁾

§ 20.

Begleitung.

1. Unverletzlichkeit.

Über den Zusammenhang von Begleitung und Geleitsbrief ist schon früher gesprochen worden. Jene, als zum faktischen Schutz bestimmt, musste in Grösse und Beschaffenheit sich nach den Umständen richten, eine andre in Friedenszeit auf sicherer Strasse, eine andre in unsichern Verhältnissen sein.

Denn die Unverletzlichkeit der Gesandten, so naturgemäss, urzeitlich und allseitig anerkannt sie, wie früher gesagt, ist, anerkannt nämlich im Prinzip — ist thatsächlich, gleich jeder andern völkerrechtlichen Bestimmung, jederzeit zahllose Male verletzt worden und in vielfacher Weise. Unverletzlichkeit

¹⁾ Chr. l. c. 443; 448. — ²⁾ Z. B. Chr. ib. 526. — ³⁾ Vgl. Weizsäcker, Der Pfalzgraf als Richter über d. Kg. S. 65 f.

bedeutet ausser eigener Lebenssicherung auch die der Gefährten, ferner Sicherheit vor Misshandlung und Beleidigung, Wahrung der persönlichen Freiheit, soweit wenigstens deren Entziehung nicht schon mit dem von Argwohn diktierten Ceremoniell der Höfe zusammenhängt, sondern als offenkundige Haft erscheint; sie wird in der Neuzeit ausgedehnt auch auf den Wohnort der Gesandten und dadurch bereichert um das Asylrecht; und indem der Gesandte auch als der Gerichtsbarkeit fremder Gebiete nicht unterständig angesehen wird, gewinnt er dazu die Exterritorialität. Von einem Asylrecht der Gesandten finde ich für das mittelalterliche Deutschland noch keine Spur; schwache Anhaltspunkte (s. u.) scheinen zu ergeben, dass dies und auch mancher andre Staat auch die Exterritorialität noch nicht anerkannt hat. Natürliche Gefährdung der Unverletzlichkeit fremder Gesandten tritt ein, wenn deren Absender mit dem Adressaten (bzw. dem Machthaber ihrer Aufenthaltsphäre) während der Dauer der Gft in Krieg gerät. In dem Falle verfährt der Adressat treulich, wenn er die Gesandten aus seinem Lande weist: hierdurch entledigt er sich seiner Verpflichtung zu ihrem Schutze. Wie dies heute durch Zustellung der Pässe geschieht, so geschah es schon im mittelalterlichen Deutschland ähnlich.¹⁾ Anderorts war das nicht durchweg so. Prinzipiell entgegengesetzt machte es am Eingang der Neuzeit die Pforte, welche fremde Gesandte im Kriegsfall als Geiseln festnahm,²⁾ also durch die Kriegserklärung die Unverletzlichkeit für aufgehoben hielt.

Untheilhaftig der Uvlt ist die Klasse von „Gesandten“ (im weitesten Sinne), welche diplomatischen Kundschafterdienst ausübt. Gegen diese verfuhr man allzeit schonungslos, auch Geistlichen gegenüber. Der Graf v. Flandern liess einen Kleriker, den er für einen Spion des Bischofs v. Lüttich hielt, 1327 in einem Flusse ersäufen.³⁾ Andre Male wurden Kundschafter wenigstens eingesperrt.⁴⁾ Noch Karl V. verteidigte die Ermordung französischer Gesandten mit dem Vorwande, es seien Spione gewesen.⁵⁾ Man konnte infolgedessen auch

¹⁾ Vgl. z. B. Giesebrecht a. a. O. II. (2. Aufl.), 354. — ²⁾ Vgl. Fischer a. a. O. 187. — ³⁾ Preger, Verträge L. d. B. m. Fr. d. Sch. S. 211, N. 318. — ⁴⁾ Chr. 2,83. — ⁵⁾ Fischer 188.

bequem von dritter Seite Verläumdung eines Gesandten darauf zuschneiden. So wurde 1326 ein Diplomat des Herzogs v. Sachsen, ein Schweriner Kanonikus, beim Papste dritterseits verdächtigt, aber ohne Erfolg.¹⁾ Mischt sich der Gs in innere Angelegenheiten des Adressaten, tritt er diesem gegenüber feindlich auf, sucht er dessen Beamte zu bestechen, so bringt er sich selbst in die Kategorie der Kundschafter, Spione u. s. w. und verwirkt so seine Integrität. Der Gotenkönig Theodahad verhaftete z. B. byzantinische Gs wegen Bestechung seiner Grossen.²⁾ Man findet aber im Mittelalter hier und da auch wegen anderweitiger Vergehen des Gs in fremdem Gebiete eine dortige Bestrafung desselben: Konrads II. Gs Manegold wird in Konstantinopel gefangen gesetzt wegen Entwendung einer Reliquie;³⁾ bewaffnetes Erscheinen geistlicher Gs scheint in Deutschland oder vielleicht überhaupt für unerlaubt gegolten zu haben, wenigstens wird 1327 von Kurmainzer Leuten ein päpstlicher Gs „als Bewaffneter“ inhaftiert, und der Papst erkennt dies als berechtigt an, er bittet nur, „falls jener schuldig sei“ ihn gegen Kautio auf freien Fuss zu setzen.⁴⁾ Beide letztgenannte Fälle sprechen gegen Anerkennung der Exterritorialität.

Dagegen ist es schlechterdings willkürliche Hintansetzung der Uvlkt, wenn der Adressat aus persönlichem Übelwollen gegen den Absender oder den Gs, diesem etwas zu leide thut. So werden Childeberts Gs an Kg. Gunthram von dessen Leuten fortgejagt und mit Kot beworfen, Gs Gundovalds an denselben gefoltert,⁵⁾ Friedrichs I. Gs an Mailand sollen ermordet werden,⁶⁾ Otto v. Wittelsbach bedroht 1157 des päpstl. Legaten Leben, die päpstl. Umgebung will die deutschen Gs, welche Gregors VII. Absetzung verkünden, töten; im Gudrunliede lässt Hagen v. Irland Gs von Freiern seiner Tochter, die ihm nicht gefallen, aufhängen; 1317 wagen es päpstl. Gs nicht, der Einladung eines ihrer Adressaten, des Matteo Visconti v. Mailand, in seinem Hospiz zu übernachten, nachzukommen, aus Furcht vor einem Angriff auf ihr Leben.⁷⁾ Auch das ist eine Nichtachtung der Uvlkt, wenn der Papst Anno v. Köln, während dieser in diplo-

¹⁾ Preger l. c. 201, N. 292. — ²⁾ Löhren 91. — ³⁾ Bresslau, Konrad II. I, 274. — ⁴⁾ Preger l. c. 236, N. 373. — ⁵⁾ Löhren 90. — ⁶⁾ Prutz, Friedrich I. I, 187. — ⁷⁾ Preger, Politik Joh.'s XXII, S. 507.

matischer Mission bei ihm ist, (wegen eines anderweitigen die Mission nicht berührenden Punktes) einer Kirchenstrafe, bestehend in öffentlicher schimpflicher Demütigung, unterwirft.¹⁾ Das richtige Verfahren war, im Falle Übelwollens gegen den Absender, dem Gs einfach ohne persönliche Kränkung keine Audienz zu gewähren: wie dies z. B. seitens des deutschen Hofes 1060 gegenüber dem päpstl. Gs,²⁾ seitens des polnischen Königs 1017 gegenüber deutschen Gs³⁾ geschah; im Falle anderweitigen Übelwollens gegen den Gs, dessen Bekundung entweder bis nach Schluss der Aktion zu vertagen, oder den Absender um Entsendung einer andern Person zu bitten; im Falle neu eintretenden Zornes gegen den Gs, sich bei dessen Absender zu beschweren, wie man es deutscherseits 1201 bei der Kurie that.⁴⁾

Noch viel häufiger aber als durch die Adressaten ist die Uvlt der Gs durch Dritte missachtet worden. Dies einmal aus politischen Motiven. Es war besonders eine heikle Sache, eine Gft durch das Gebiet eines feindlichen Machthabers hindurch senden zu müssen, zumal wenn derselbe Ursache hatte, speziell dieser Sendung Misslingen zu wünschen — wenn die Sendung gegen ihn zielte. Der Burgunderkönig Gunthram liess Ebergisel, den Gs der Königin Brunhild an den Westgoten Rikared, auffangen, weil er ihn an die Söhne Gundovalds geschickt glaubte, und erklärte, dass der Ergriffene sterben solle, da seine Mission ihm (Gunthram) und seinem Volke feindlich sei; erst als Ebergisel sich von dem Verdachte gereinigt hatte, ward er freigelassen.⁵⁾ Der Erzbischof v. Ravenna, die Longobardenkönige fingen päpstl. Gs nach dem Frankenreiche auf und nahmen ihnen ihre Papiere ab;⁶⁾ deshalb gab Paul I. 758/59 seiner Gft an Pippin eine Scheinkredenz mit, in der er dem Longobarden Desiderius zu Wunsche riet, während er in der wirklichen, die man so zu retten hoffte, bat, nichts von dem zu thun, um was in jener gebeten werde⁷⁾ (die Scheinkredenz vertritt also hier eine osten-

¹⁾ Meyer v. Knonau a. a. O. 587 ff. — ²⁾ Ib. 180. — ³⁾ Giesebrecht a. a. O. II, 134. — ⁴⁾ Zingerle, Reiserechnngn Wolfgers, S. XVI. — ⁵⁾ Gregor. Turon. hist. Francor. IX, 28. SS. rer. Merov. I, S. 383. — ⁶⁾ Vgl. Löhren 95. — ⁷⁾ Cod. Carol. NN. 16. 17. Jaffé IV, S. 82 f.

sible Instruktion; vgl. o. S. 55). 798 erschlugen die Sachsen Karls d. Gr. Gesandte auf der Reise.¹⁾ 1093 wurde der Bischof v. Ivrea, den Heinrich IV. als Machtboten nach Deutschland sendete, beim Übergange über die Alpenpässe vom Gegenbischof gefangen genommen.²⁾ Heinrich VI. liess den griechischen Gs an den Papst ergreifen und blenden.³⁾ Heinrich VII. nahm einen Gs Brescias an Florenz 1311 gefangen.⁴⁾ Castruccio, Vikar v. Lucca, liess die päpstl. Gs, die den Prozess gegen Ludwig IV. im Gebiet von Lucca publizieren sollten, einkerkern, andre Gs von und zu dem Papste anhalten und ihnen die Papiere nehmen.⁵⁾ Aus gleicher Parteinahme legte Kurtrier den päpstl. Gs 1326 allerhand Hindernisse in den Weg.⁶⁾ Ein italienischer (Briefbote, aber wie aus seinem Bekenntnis ersichtlich, auch mündlich betrauter) Gs, der zum Zwecke einer ins Werk zu setzenden Vergiftung abgeschickt war, wurde — nb ehe man Beweise seiner Schuld hatte — 1401 festgenommen und bekannte „ungemartert“ seinen Auftrag.⁷⁾ Der Rat von Frankfurt schrieb 1464 seinem Gs. in Wien, dass er wegen auflauernder Feinde seinen Rückweg nicht durch Schwaben oder Baiern nehmen solle.⁸⁾ Man sieht, es war — von rein politischer Seite — im Mittelalter mit der Achtung vor der Gesandten-Integrität nicht eben weit her. Kamen solche Verletzungen im Gebiete des Adressaten vor, so erschien dies als eine Schmach, nicht nur für den Absender, sondern auch für den Adressaten. Heinrich V. bat (1106/9) Mathilde v. England um Bestrafung eines englischen Grafen wegen Gesandtenbehinderung, durch die er, wie ihn, so auch die englische Regierung beleidigt habe.⁹⁾

Zu all dem kamen nun Anfälle durch Räuber hinzu. Der päpstl. Nuntius ward 1322 zwischen Konstanz und Basel rein ausgeplündert;¹⁰⁾ man kannte die Thäter, die also wohl Leute besseren Standes waren, und der Papst liess sie ex-

¹⁾ Löhren 81. — ²⁾ Giesebrecht III, 657. — ³⁾ Stumpf 5019. Vgl. Toeche, Heinr. VI, 428. — ⁴⁾ Böhmer, Font. rer. Germ. I, 87. — ⁵⁾ Preger, Verträge, S. 170, N. 224. — ⁶⁾ Ib. S. 192, N. 270. — ⁷⁾ Chr. 1, 54. — ⁸⁾ Janssen, Resp II, 243, N. 378. — ⁹⁾ Cod. Ud. N. 142, S. 259. — ¹⁰⁾ Preger, Beitr. u. Erörterungen z. Gesch. d. deutsch. Rchs. 1330—1334. Beil. N. 138.

kommunicieren. Eine Gft der Stadt Köln an Bonifaz IX. wurde 1393 unweit Rom überfallen, ausgeplündert, und einer der Gs schwer verwundet.¹⁾ Dergleichen kam noch viel später so häufig vor, dass ein Diplomat Anfang des 16. Jahrh. es für ein besonderes Glück erachtete, auf der Tour Hamburg-Nürnberg-Innsbruck nicht angefallen und beraubt worden zu sein.²⁾ Gesandtenreisen waren also kein Vergnügen; gerade Diplomaten, die meist viel Geld und oft Geschenke mit sich führten, mussten Banditen besonders zur Beute behagen. Für das Gebiet des Absenders konnte in Zeiten, wo eine straffe Regierungsgewalt für die Sicherung des öffentlichen Lebens sorgte, solchen Raubanfällen mit verschärften Strafen entgegengetreten werden; im Frankenreiche stand auf Gesandtenmord eine hohe Strafsumme;³⁾ die Reichsinspektoren besonders, wie ihr ganzes Gefolge, hatten das dreifache Wergeld;⁴⁾ Ludwig d. Fr. bedrohte mit schwerster Ahndung alle, die sich gegen Person oder Gut der kgl. Gesandten vergingen,⁵⁾ und sendete im Einzelfalle besondere Machtboten zu Untersuchung und zu Bestrafung der Missethäter.⁶⁾ Aber man weiss, wie es später im Reiche, und auch anderswo, mit der Sicherheit der Landstrasse aussah, und oben ist sie auch illustriert. Für das Ausland vollends konnte man sich nur an den betr. Machthaber wenden, meist mit weniger Nutzen als heute, und natürlich immer erst, wenn der Schaden, oft ein unersetzlicher, erlitten war. Politischer Gesandtenmord von seiten des Adressaten war allezeit, wie schon im Altertume, Kriegsfall.

Was den Diplomaten drohte, stand auch den Briefboten bevor; Garzonus⁷⁾ schreibt später darüber: „sintemahl sie allerhand Beschwerung auf dem Wege dabei müssen ausstehen von Banditen, Räubern, Spitzbuben, Mördern. — In Kriegs- und Pestilentz-Läufften haben die Boten ihr grösstes Fieber, sintemahl es dann nirgend mit ihnen fortwill, sondern werden überall aufgehalten, die Brieffe und Geld genommen, die Haut

¹⁾ Keussen, Zwei Köln. Gftn n. Rom i. 14. Jahrh. Sond.-Abdr. a. Mitteil. a. d. Stadtarch. v. K. H. XII, S. 3 f. — ²⁾ Fischer, Gesch. d. ausw. Pol. 185. — ³⁾ Löhren 80. — ⁴⁾ Cap. Saxon. 797 (Cap. reg. Francor. 1, S. 72). — ⁵⁾ Waitz, VG III, 632 f. — ⁶⁾ Löhren 81. — ⁷⁾ Quetsch a. a. O. 112.

vollgeschlagen, und was dergleichen Unfälle mehr sind.“ Darum gab man wichtige Briefe und Dokumente gern in doppeltem Exemplar mit; so 1326 der Bischof v. Passau seinem Boten an die Kurie;¹⁾ ebenso erhielt ein Friedberger Bote einen Brief doppelt;²⁾ und ebendarum schickte man auch öfters mehrere Boten mit gleicher Nachricht ab.³⁾

Früher hat man wohl deshalb auch hier und da den kgl. Gs durch besondere Abzeichen kenntlich zu machen gesucht; die fränkischen Gesandten trugen eine Art geweihter Stäbe;⁴⁾ später hört man davon nichts mehr. Der Briefbote aber führte zum Selbstschutze das ganze Mittelalter hindurch, ja in der Neuzeit in manchen Gegenden bis ins 18. Jahrh.⁵⁾ einen Spiess, anderorts ein Schwert, war auch späterhin gekennzeichnet durch ein Brustschild,⁶⁾ ausserdem hatten viele Absender eine bestimmte, leicht kennbare Briefftasche oder -Kapsel, „buchse“ (bühse u. ä.) genannt; so kommt ein Jäger des Hn. Hans v. Waldenfels 1414 nach Nürnberg, er „trug des marckgrafen [Joh. v. Brandenburg] püchsen an“,⁷⁾ diente also in diesem Falle als dessen Briefbote; 1462 erschien ein Bote an der Gaupforte zu Mainz, er „hatte herzog Ludwigs v. Veldencz bottenbuchs ahn, der bracht ein babstlichen brieff“;⁸⁾ Frankfurt besass für seine Reichskorrespondenz eine besondere Reichsbriefftasche („des riches bühse“⁹⁾). All das schützte natürlich, grade wie die Geleitsbriefe, vor politischen Gegnern wenig, vor andern so gut wie gar nicht. Und deshalb war eine Begleitung unentbehrlich. (Daher haben auch die Kaufleute (mit ks. GB versehen) für eigne Bedeckung gesorgt, auch sich zu Gesellschaftsreisen zusammengethan.)¹⁰⁾

Die Begleitung hatte aber auch friedliche Zwecke. Sie war schon dadurch gegeben, dass die Gesandten nicht ohne Diener reisen konnten. Da nun, je grösser die Schar derselben, desto

1) Preger, Verträge, S. 199, N. 287. — 2) Weizsäcker, Der Pfalzgraf als Richt. l. c. — 3) Vgl. o. S. 189. — 4) Gregor. Turon. VII, 32: „cum virgis consecratis iuxta ritum Francorum, ut scilicet non contingerentur ab ullo.“ — 5) Vgl. die Bilder bei Quetsch a. a. O. S. 106, 114, 115. — 6) Zum 17. Jahrh. ib. S. 113. — 7) Vgl. Lexer, Mhd Hwb I, 379. — 8) Quetsch, S. 106. — 9) RTA VII, 410. Vielleicht liesse sich noch heut eines oder das andre dieser alten Stücke auffinden. — 10) Fischer, Gesch. d. deutsch. Handels, I, 339.

glänzender der Eindruck sein musste, den der ganze Zug hervorrief, zu glänzen aber für die Gs, wie früher erörtert, eine Notwendigkeit war, so war auch darum Grund vorhanden, für eine nicht zu kleine Begleitung Sorge zu tragen. Ferner bedurften die Reisenden oft eines beträchtlichen Vorrats an Nahrungsmitteln, auch meist an Wein; es kamen eventuell dazu die Geschenke des Absenders für den Adressaten. Dies machte Saumtiere unentbehrlich. Andre solche waren zum Tragen des ritterlichen und des Reisegepäcks, d. h. der Schutz- und Trutzwaffen und der Kleider, Wäsche u. s. w. erforderlich. Alles in allem muss demnach eine grosse Gft das Ansehen einer Karawane gehabt haben. Wipo¹⁾ erzählt von der Gft Werners und Manegolds, es sei dabei gewesen eine grosse Geleitschaft von Menschen, eine noch grössere von Tieren, u. zw. von Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen, und die Gs hätten viele Kostbarkeiten mit sich geführt.

2. Zahl der Begleiter.

Was die an stelle oder infolge eines Geleitsbriefes und zugleich mit einem solchen vom Absender, bzw. Landesherrn des Reisenden und zeitweilig von Zwischen-Territorialherren gegebene Begleitung (*scorta*, Eskorte) anbetrifft, so müssen vorläufig Angaben über deren Zahl u. s. w. in Frage gelassen, bzw. einer Geschichte des Geleitswesens vorbehalten bleiben.

Die Zahl der eignen von Hause mitgenommenen Begleitung (*comitatus*, *comitiva*, Gefolge) ist bei kgl. und fürstlichen Gftn immer ziemlich gross gewesen (allerdings lässt sich sehr oft nach der Quelle nicht unterscheiden, was Eskorte, was Gefolge war). Ich habe schon mehrfach Stellen aus der mittelalterlichen deutschen Dichtung als Belege herangezogen, sie sprechen, meine ich, oft zuverlässiger für das, was allgemeiner Usus war, als viele Einzelfälle aus den eigentlich historischen Quellen. — Im Nibelungenliede haben Etzels Gs an die Burgunderkönige, die Spielleute Schwemmelin und Wärbelin, eine Begleitung von 24 Rittern. Rechnen wir auch nur etwa

¹⁾ c. 22.

die gleiche Anzahl von Knappen und Knechten, so erkennen wir, dass man um Mitte unserer Periode gewohnt war, eine kgl. Gft mit 50—60 Mann Begleitung auftreten zu sehen. Das ist nach den spärlichen sonstigen Nachrichten über diesen Punkt nicht zu hoch gegriffen, obwohl die Zahl nicht immer so gross war. Liudprand hatte 25 Begleiter; Joh. v. Gorze für seine unansehnliche Mission nur ausser einem Kaufmanne und einem Sekretär mehrere Diener. Werner und Manegold andererseits dürften viel mehr Genossen gehabt haben. Im 14. Jahrh. befiehlt Herzog Joh. v. Görlitz als Gs seines kgl. Bruders zu seiner Bedeckung einen Edlen mit 10 Lanzen.¹⁾ Im 15. Jahrh. veranschlagte man die Eskorte einer kurfürstl. Gft auf 70 Pferde, was auf 30—40 Begleiter zu deuten sein wird, doch nahm man in Aussicht, dass die Gs ein eigenes Gefolge hinzufügen würden.²⁾ Gesandte Konrads v. Weinsberg reisen sogar mit 100 Pferden.³⁾ Diese Varianten zeigen uns, wie wenig an eine irgend konstante Zahl der Begleiter zu denken ist, es konnte eben niemand den Gs hindern, soviel Leute mitzunehmen, wie er wollte und konnte.

Die städtischen Kostenzettel lehren, dass die Städtegesandten weniger Begleitung zu haben pflegten. Hier wird der Zahl der Gs die der Begleiter häufig in der bekannten Zusammensetzung mit selb zugerechnet; worin dann aber immer die etwaige Eskorte mitverstanden ist. So reisten zum Lahnsteiner Tage 1400 drei Frankfurter Gs selbacher, d. h. mit 5 Begleitern (Diener, Knechte, vielleicht ein Unterschreiber). Peter der Schreiber reist 1400 zum Könige selbender (Knecht). Auch im folgenden Jahre, zum Mainzer RT, sendet Frankfurt seine 3 Diplomaten selbachte; dieselben gleich danach auf zwei Tage wieder selbachte; dann auf zwei weitere Tage selbzeheinde (7 Begl.). Im selben Monat (Juli) sind 5 Gs dahin auf fünf Tage selbeilfte geritten (6 Begl.); 2 selbfunfte (3 Bgl.) sieben Tage nach Koblenz; im August 3 selbsiebinde (4 Begl.) sechs Tage nach Heidelberg u. s. f. Es finden sich auch 2 selbnünde (7 Begl.), 2 selbsesste (4 Begl.) u. s. f. Das gäbe durchschnittlich etwa auf den Gs 1—2 Begl. Eine rationelle Erklärung der Verschiedenheiten im Einzelfalle zu geben, ist unmöglich, die angegebenen Fälle zeigen, dass die Grösse

¹⁾ Palacky, FB, II, N. 97, S. 93. — ²⁾ RTA VIII, S. 356. — ³⁾ Regist. S. 12.

der Begleitung auch weder durch längere Dauer der Gft, noch durch weitere Entfernung in irgendwie konstanter Weise bedingt wird.

Wo in den Rechnungen, statt des selb-, die Zahl der Pferde genannt ist, wird diese meist die Zahl sowohl des Corps und der Begleitung, als auch die der Saumtiere umfassen. Wenn sich 4 Gs mit 24 Pferden finden (1389), so werden wir schwerlich 20 Begl. anzunehmen haben: es sind wohl 8 gewesen, also 12 Personen, deshalb 12 Reit- und 12 Saumpferde (bezw. auch Reservepferde). Doch sind der letzteren zuweilen auch erheblich mehr gewesen als der ersteren: 1376 begegnet uns bei feierlicher Gelegenheit — Huldigung vor dem Könige — sogar die Zahl von 50 Pferden bei nur 1 (Frankfurter) Gs; sicher wäre es irrig, 24 Knechte vorauszusetzen; vielmehr waren hier wohl viele Saumtiere nötig, um Geschenke zu tragen.

Als 1388 2 Frankfurter Gs mit 8 Pferden gen Speier und Heidelberg notiert werden, heisst es hinterher noch, zum selben Mal offenbar: „Item 3 lb. 6 sh. dn. ze rosslon von einem saumpferd und 2 guldin ze atzung demselben pferd“. ¹⁾ Also war dies Tier unter den 8 nicht mitgerechnet; woraus nicht folgt, dass unter diesen nicht auch schon Saumtiere waren; vielmehr es waren wohl 2 Bg. dabei, also 4 Personen mit 4 Reit- und 4 Saumpferden; aber die letzteren reichten nicht aus, oder es wurde eins krank, und deshalb ein neues hinzugemietet. So ist der Kölner Gs Neuenstein ²⁾ aufgebrochen „me tertio“, d. h. selbdrift, „cum tribus equis“. In der Berechnung der Reiseausrüstung ist aber zu lesen: „Item pro ferratura quarti equi postea empti,“ was dann durchstrichen ist, u. zw. wie Keussen richtig bemerkt, weil das nicht in diese, sondern in die Abrechnung über die Kosten der Reise selbst gehört —; wir sehen, es musste auch hier — und so noch oft — ein neues Tier hinzugenommen werden. Saumpferde hatte die letzte Gft offenbar überhaupt nicht.

Städtische Gftn boten wohl danach grade denselben Anblick, wie eine Schar reisender Kaufherren damaliger Zeiten: die Gs voran, das Schwert am Sattelknopf, ³⁾ hinter ihnen die gewappneten Knechte mit dem Gepäck in der Mitte.

¹⁾ RTA II, S. 45 und Nte 2. — ²⁾ Keussen a. a. O. S. 6. — ³⁾ Vgl. Fischer, Gesch. d. deutsch. Hdls I, 339.

V.

Dauer.

§ 21.

Reisedauer.

Die Dauer einer Gft umfasst erstens die Zeit der Reise von Haus zum Adressaten und zurück, zweitens die Zeit des Aufenthalts am Bestimmungsort. Sie hängt demgemäss ab vom Wege, nämlich von seiner Länge und den grösseren oder kleineren Schwierigkeiten, die er bietet; von dem Beförderungsmittel; von dem Charakter der Sache, über die verhandelt wird; vom Verfahren am Hofe des Adressaten im allgemeinen; von der Behandlung, die speziell diesem Gs zu teil wird.

Die Schwierigkeiten der Wege sind im allgemeinen in den verschiedenen Perioden des Mittelalters nicht so sehr verschieden gewesen, als man anzunehmen geneigt sein möchte. Sie waren im Wesentlichen von der Natur gegeben, diese aber sich dienstbar zu machen, besass man am Ende des Mittelalters wenig mehr Mittel, als an seinem Anfang. Ein etwaiger Unterschied konnte also nur resultieren aus dem wachsenden Verständnis, sich der vorhandenen Mittel in geeigneter Weise zu bedienen. Aber nicht überall liessen sich damals darin Verbesserungen einführen, und jener Unterschied ist bis ans Ende des Mittelalters ein relativ geringer geblieben. Dieselbe Zeit, welche 968 Liudprand braucht, um nach Byzanz zu gelangen, die Zeit von Ende März oder Anfang April bis zum 4. Juni, also etwa 2 Monate, ist auch für viel spätere Reisen nicht zu lang gewesen. Liudprands Rückreise ist durch die

Elemente erschwert, sie dauert daher vom 2. Oktober bis Anf. 969, also über ein Vierteljahr. Noch längere Zeit braucht die ks. Gft von 1027; sie geht ab Ende September und langt, infolge mannigfaltiger Aufhaltungen, kaum vor den ersten Monaten 1028 in Byzanz an,¹⁾ ist also 4—5 Monate dahin unterwegs.

Der weite Weg und seine Fährlichkeiten sind wohl auch die Ursache der langen Dauer, welche die beiden fränkischen Gftn von 801 und 806 an Harun nach Bagdad gehabt haben: jede 4 Jahre; die frühere Gft Pippins ebendahin an Abul-Abbâs währte 3 Jahre.²⁾ Nach Rom reist Otto von Freising 1145 August, erst im November befindet er sich bei dem Papste in Viterbo;³⁾ mithin hat er in jedem Falle ca. 2 Monate zur Reise gebraucht. 1152 verlassen ks. Gs. Segni (7 Meilen von Rom) Mitte Januar, beschleunigen möglichst ihre Rückreise und sind am 17. Februar in Speier.⁴⁾ Man brauchte also damals bei grösster Eile 1 Monat zur Reise von Rom nach Mitteldeutschland; bei bequemer Tour 1½ bis 2, wie auch die Friedrichs I. Wahlanzeige 1152 dem Papste überbringende Gft im März abging, Mitte Mai in Segni war.⁵⁾ Eine andere Gft geht 1169 Mai nach Benevent; Mitte Juli befindet sie sich schon längere Zeit dort, ist also etwa 1 Monat gereist.⁶⁾ 1170 März 26. tritt sie von Veroli (Bezirk Frosinone) die Rückreise an⁷⁾ und wird am 8. Juni vom Kaiser offiziell empfangen,⁸⁾ hat folglich diesmal über 2 Monate unterwegs zugebracht; natürlich, es war Frühjahr, Stürme, Regen, Hochwasser. — 1182 März gehen Gs zum Papst nach Velletri, Anfang Mai sind sie dort,⁹⁾ reisten also etwa 1½ Monat. Dies, 1½ Monat, ist also der Durchschnitt der Reisen aus Deutschland nach Rom und Umgegend. Genau so viel brauchen Gs 1202: ihr Aufbruch von Halle erfolgt Ende Januar; ihre Ankunft in Rom in der zweiten Woche des März.¹⁰⁾

Die Kontrolle der Romgesandtschaften bricht ab, als die Kurie ihren Sitz in Avignon nimmt. Als später (1403) die kgl. Gs zu Rom dem Papste am 1. Okt. schwören und am selben

1) Bresslau, Konrad II. I, 236 und 272. — 2) Löhren a. a. O. 87. — 3) Bernhardt, Konrad III. I, 461. — 4) Ib. 914. — 5) Prutz, Friedr. I. I, 33. 43. — 6) Ib. II, 172. — 7) Ib. 175. — 8) Ib. 182. — 9) Ib. III, 138 ff. — 10) Winkelmann, Philipp v. Schwab. 256 und Nte 2.

Tage einen Zwb nach Haus senden,¹⁾ schickt am 30. desselben Monats der König eine Abschrift des Berichts aus Heidelberg an Frankfurt. Nehmen wir also an, er habe ihn 25.—28. Okt. erhalten, so ergeben sich ca. 4 Wochen, die der (natürlich reitende) Bote unterwegs war; eine stattliche, ruhig reisende Gft brauchte auch damals ganz gut einen Monat voll und darüber, um die Romfahrt hin, und ebensoviel, sie zurück zu machen. Z. B. bricht Joh. v. Neuenstein am 12. Febr. 1394 von Köln auf und ist am 25. März d. J. in Rom,²⁾ „et sic steti in itinere per 41 dies“, also 1 Monat und 10 Tage. Zurück reist er vom 3. Dez. d. J. — 18. Febr. 1395, d. s. 78 Tage = 2½ Monat! Und doch geschah auch die Hinreise im Winter; aber auf dem Rückwege war vielleicht ungünstige Witterung. So tragen Stürme mit bei zur Verzögerung einer kgl. Gft nach Rom 1377.³⁾

Auch politische Hindernisse verlängerten die Reisedauer. Solche haben 1027 mitgewirkt; der König v. Ungarn verweigerte den Gs die Durchreise durch sein Land, sie mussten den Weg über Venedig einschlagen und auch mit dieser Stadt noch längere Zeit verhandeln. 1169 fürchten die Lombarden von der Sendung des Bischofs v. Bamberg an die Kurie Nachteile für sich, sie hindern ihn daher lange Zeit an der Fortsetzung seiner Reise.⁴⁾

Für Spanien macht die Verschiedenheit der politischen Verhältnisse von früher und später hinsichtlich der Reisedauer wenig oder gar nichts aus. Recemund, der Gs des Kalifen, reist von Kordova nach Gorze 10 Wochen = 2 Monate und 8 Tage, und Dudo, der zweite Gs Ottos, mit Recemund nach Kordova von Ende März bis Anfang Juni,⁵⁾ also ca. ebensolange. 1401 geht eine kgl. Gft an den König v. Arragonien Juli 7—10 ab;⁶⁾ am 30. September wird zu Aleura die Antwort geschrieben; mithin haben Hinreise und Aufenthalt zusammen 2 Monate 3 Wochen gedauert, wovon 3 Wochen für die Sache, um die es sich handelte, vollkommen ausreichten. Da nun auch noch die Strecke von Arragonien bis Kordova in Betracht kommt, so ist 956 und 1401 kaum ein Unterschied in der Reisedauer.

¹⁾ RTA IV, 100. — ²⁾ Keussen a. a. O. 6 ff. — ³⁾ Lindner a. a. O. i. d. FF. z. d. Gesch. 14, 298. — ⁴⁾ Prutz l. c. II, 172 f. — ⁵⁾ Dümmler, Otto d. Gr. 177, Nte 3 und 280. — ⁶⁾ RTA IV, 440.

Im grossen Ganzen hat man rasch genug grössere Strecken zurückgelegt. Man brauchte bei eiliger Beförderung nicht mehr als 12—13 Tage, um von Basel¹⁾ — als 16²⁾ bis 18³⁾ Tage, um aus dem Innern Süddeutschlands nach Avignon zu gelangen, und umgekehrt. Machte man die letztere Tour langsam, so währte sie etwas über 1 Monat;⁴⁾ bei mittelmässiger Schnelligkeit 3 Wochen.⁵⁾ — 1234 reisten ks. Gs am 15. Nov. von Foggia nach England ab; Febr. 1235 waren sie in Westminster, u. zw. wohl Anf. des Monats, da an seinem Ende die Unterhandlungen bereits fertig waren;⁶⁾ ihre Reise dauerte also nicht 3 Monate.

§ 22.

Negotiationsdauer.

Für die Abhängigkeit der Negotiationsdauer von der Sache geben prägnante Beispiele die Sendungen Ludwigs d. B. an die Kurie. Je verwickelter die Verhandlungen werden, desto länger dehnen sie sich naturgemäss aus. 1331 reisen die Gs ca. 15. Okt. ab; bis Anf. Dez. sind sie zurück, die ganze Gft dauerte also 1½ Monat, mit Hin- und Rückreise. 1335 Frühjahr Abr. ca. 21.—22. März, zunächst zum Dauphin v. Vienne, mit dem am 16. April paktiert wird; Ank. in Avignon 28. April; Aufbruch zur Rückkehr 5. Juli;⁷⁾ demnach diesmal der Aufenthalt allein 1 Monat 5 Tage. 1335 Herbst: Abr. 6.—7. Aug., Ank. in Av. 2. Sept.⁸⁾ (Reise ca. 3 Wochen); von da nach

¹⁾ 1347 reisen kg. Gs ca. 8. Dez. von Av. ab, sind 20. Dez. abends vor Basel (Werunsky, Karl IV. II, 100). — ²⁾ RTA I, 107, Nte 1 und 108, Nte 2. — ³⁾ 1309 erhalten am 26. Juli (Wenck, Klemens V. und Heinr. VII. 136, Nte 3) kgl. Gs zu Av. den Endbescheid; am 15. Aug. (Böhmer, Reg. 138) bekommt der Kg. zu Heilbronn die Nachricht, dass sie zurück seien. — 1338 Mitte Mai reisen Gs des Bischofstags v. Speier nach Av. und langen 3. Juni an (Müller, Kampf, II, S. 58). — ⁴⁾ 1342 Dez. 24 Abr. von Av. — Ende Jan. 1343 Ank. in Deutschl. (Ib. 170). Ungefähr dieselbe Zeit wird auch für die Hinreise der 1309er Gft anzunehmen sein (s. Nte 3), die am 2. Juni von Konstanz abging (vgl. Thomas, Zur Kgswahl d. Graf. H. v. Lux. 78, Nte 1). — ⁵⁾ 1335 Aug. 6.—7. Abr. nach Av. — 2. Sept. Ank. (Müller, l. c. 23). — ⁶⁾ Schirmmacher, Friedr. II. I, 243. — ⁷⁾ Müller l. c. 6. 8. — ⁸⁾ S. Note 5.

Pont du Sorgue zum Papste, Ank. 8. Sept. (Reise 6 Tage). Dort 2 Wochen Aufenthalt;¹⁾ Rückreise nach Avignon (ca. 6 Tage wieder), Ank. 28. Sept. Am 9. Okt. findet im Konsistorium endlich die offizielle Eröffnung der Verhandlungen statt: sie dauern bis ins Frühjahr 1336, wo einige vom Corps nach Hause kehren und für sich und die andern Neumandatierung erhalten (5. März). Hiermit ist theoretisch die erste Gft beendet; sie hat im Ganzen $\frac{1}{2}$ Jahr und etwa 1 Monat, der Aufenthalt behufs der wirklichen Verhandlungen ca. 4 Monate gedauert. — Die Rückkehr der Heimgeschickten nach Avignon kann nicht vor dem 21.—24. März erfolgt sein.²⁾ Am 24. April befinden sich die Öttingen allein wieder in Deutschland,³⁾ sind also wohl Anf. April von Av. abgereist. Die Rekredition der andern (durch den Adr.), deren Unterhandlungen abgebrochen wurden, findet am 14. Mai statt; mithin hatte diese (theoretisch zweite) Gft gegen 2 Monate (7 Wochen) verhandelt.

Wie rasch es andererseits gehen konnte, wenn auf beiden Seiten die Absicht eine determinierte, wenn z. B. der Bescheid kurzweg ein negativer war, zeigt die Gft des Speierer Bischofs-tages 1338 (wohl Mitte) Mai nach Avignon. Am 3. Juni langt sie an;⁴⁾ am 4. erhält sie Audienz, am 5. den Endbescheid. Dass mit diesen 2 Tagen der Aufenthalt noch nicht ganz beendet ist, liegt nur an einer nachträglichen Gft aus Köln, die zu dem Corps gestossen ist und bis zum 9. d. M. noch keine Antwort hatte; sobald diese erfolgte, sind sie abgereist, vor dem 12. Juli war das Resultat in Deutschland bekannt,⁵⁾ und am 15. ward der Kurie schon die demonstrative Erwiderung durch den Kurverein zu Lahnstein gegeben.

Ein Nürnbergerischer Gs, der 1376 März 30 nach Avignon geht,⁶⁾ erhält am 4. Mai den Endbescheid. Da uns bewusst ist, dass er mindestens 16 Tage zur Reise brauchte, so muss er 16.—17. April in Avignon angekommen sein; sein dortiger Aufenthalt beträgt also nicht 3 Wochen.

¹⁾ Nicht 3, wie Müller sagt, der die Rückreise von Pont du Sorgue nach Av. nicht berechnet. — ²⁾ Auch wenn man ausnahmsweise nur 15 Tage für die Reise annähme. Müller S. 29 setzt sie auf Mitte März an, was nicht möglich ist. — ³⁾ Müller l. c. Beilage 2, 3, S. 275. — ⁴⁾ S. o. S. 202, 3. — ⁵⁾ Müller 65. — ⁶⁾ RTA I, S. 90.

Als 1169 die Nebenglieder des ks. Corps allein in Rom eintrafen — ihr Haupt wurde von den Lombarden zurückgehalten — und, nachdem (vermutlich durch ihre ungenaue Kenntniss der Instruktion, die das Haupt des Corps in der Hand behalten haben wird) bei der Kurie viel falsche Hoffnungen erweckt worden waren, endlich der Geschäftsführer März 1170 eintraf mit ganz andern Aufträgen, als man erwartet hatte, da waren die Unterhandlungen bald beendet: März 26 reisten die Gs ab. — Ebenso war es 1202 mit etwa 3 Wochen abgethan,¹⁾ da die Sache eigentlich schon vor der Ankunft der Gft entschieden war. Bei einer schwierigeren Angelegenheit, 1309, galt ein Aufenthalt von 5 Wochen in Avignon für eine sehr rasche Besorgung.²⁾ 1182 währte die Negociation etwa $\frac{1}{4}$ Jahr.³⁾ Der Kölner Neuenstein ist 8 Monate 8 Tage in Rom thätig. 1317—19 scheint eine Gft Ludwigs d. B. 2 Jahre in Avignon geblieben zu sein.⁴⁾

Nicht nur grade die Schwierigkeit, auch die Feierlichkeit der Sache konnte den Aufenthalt lang ausdehnen: so war 1145 die Brautgft nach Byzanz von Hause im Ganzen $1\frac{3}{4}$ Jahr fort,⁵⁾ eine auch für Byzanz, wie wir sehen werden, lange Zeit.

Bei Reichs- und Landtagen haben städtische und nicht-städtische Gs natürlich so lange verweilen müssen, als die Verhandlungen und Vorbesprechungen eben währten. So sehen wir Münchner Gs zu Heidelberg bis in die 9. Woche ausbleiben.⁶⁾

§ 23.

Allerhand Verzögerungsmomente.

Nicht zum wenigsten hing die Dauer der Negociation von dem am Adressatenhofe üblichen Ceremoniell ab. Hierfür liefert die hervorstechendsten Beispiele Konstantinopel.

¹⁾ 2. Woche des März bis 5. April. Winkelmann, Phil. v. Schw. 256. 259. — ²⁾ Wenck a. a. O. 136. — ³⁾ Prutz a. a. O. III, 138—140. — ⁴⁾ Vgl. Preger, Politik, S. 533 f. — ⁵⁾ Bernhardi a. a. O. I, 415. — ⁶⁾ Chr. 15, 532.

Um 570 dauerte eine fränkische Gft dahin, obwohl alles nach Wunsch verlief, 1 Jahr;¹⁾ eine andere (577—8) sogar 3 Jahre;²⁾ eine dritte (589) wieder 1 Jahr.³⁾ 762 senden der Papst und Pippin gemeinsam Gs an den griechischen Hof, über deren Verbleib 2 Jahre lang nichts verlautet, bis sie 764 wiederkehren.⁴⁾ 768 bleiben Gs Karls d. Gr. dahin 1½ Jahr fort, 811 über 1 Jahr u. s. w. In dieser ganzen ältern Zeit dauern also Missionen aus Deutschland, bezw. West-Europa nach Byzanz mindestens 1 Jahr; die Reise des Abtes von Nonantula, welcher sich nur über 2½ Monat am griechischen Hofe aufhielt, muss daher ziemlich kurz erschienen sein,⁵⁾ da die Reisedauer in schon ungünstigem Falle für hin und zurück auf ca. 8 Monate zu berechnen ist, mithin auf die ganze Gft keinesfalls ein Jahr herauskommt; war die Reise aber glücklich, sodass man sie auf nur 4—6 Monate veranschlagen darf, die ganze Gft demnach auf 6—8 Monate, so gehörte dieselbe vollends zu den kurzen und den Ausnahmen.

Weiterhin verminderte sich dann doch etwas die Dauer dieser Aufenthalte, welche einst eine Mahnung Karls d. Gr. hatte verkürzen wollen.⁶⁾ 967 Frühj. wird Dominicus dahin gesandt, er ist vor Weihnachten zurück,⁷⁾ war also i. g. nur 6—7 Monate fort. Liudprand hat in Verhandlung von Anf. Juni bis zum 27. Juli 968 verweilt, wo er offiziell entlassen wurde; seine Abreise aber hintertrieb man noch bis zum 4. Okt., sodass die Dauer seines Aufenthalts (120 Tage, also) ca. 4 Monate — die seiner Gft. i. g., mit der langen, beschwerlichen Rückreise, ca. 10 Monate betrug. Dies wird Durchschnittsziffer für die folgenden Zeiten. Die 1027er Gft währt freilich i. g. über 1¼ Jahr; aber z. B. die von 1135⁸⁾ wieder ca. 10 Mon., ebenso die von 1140 und 1142;⁹⁾ dagegen wie vorerwähnt die 1145er Brautgft speziell 1¾ Jahr.

1) Gregor. Tur. IV, 40, S. 174. Löhren 84 datiert die Gft zu 566; das „post haec“, das die Eroberung Antiochias durch die Perser (572) anführt, scheint aber schliessen zu lassen, dass die Gft nicht zu lange vorhergegangen sei, also etwa wie o. anzusetzen. — 2) Ib. VI, 2, S. 245. — 3) Ib. X, 2. — 4) Löhren 84. — 5) Vgl. Löhren 86. — 6) Ebd. — 7) Dümmler a. a. O. 421. 430. — 8) Bernhardi, Lothar v. Supplinb. 576. 599. — 9) Bernhardi, Konr. III. I, 269. 271.

Aus politischen Gründen konnte ferner eine Verhandlung absichtlich in die Länge gezogen werden. Die Gft Ludwigs 1337 traf am 31. Januar in Avignon ein; auf die Tage nach dem 2. Febr. wurde das Konsistorium anberaumt; — da trat französischer Einfluss ein, der Termin ward geschoben bis zum 5. März, also um 1 Monat; hierauf neue Schiebung; erst am 11. April trat die Versammlung zusammen. Der Erfolg war null; die Gs blieben aber noch 3 Wochen in Unterhandlung, ehe sie abreisten. So dehnte hier die politische Beeinflussung die Negociation auf ca. $\frac{1}{4}$ Jahr aus.

Ferner kam es auf die persönliche Behandlung des Gesandten an. Es dürfte kaum zu bezweifeln sein, dass Gs, falls sie mit Ehren überhäuft, mit Annehmlichkeiten und Geschenken bedacht, mit Festlichkeiten vergnügt wurden, nicht so karg in der Dauer ihrer Abwesenheit begrenzt waren, zumal bei so erwünschtem Stande der Dinge, dass sie nicht sich solcher schönen Sachen hätten etwas länger erfreuen können, als es grade nötig war. Bei entgegengesetzter Behandlung konnten Gftn ein so schnelles Ende finden, wie es der Sache auch keineswegs entsprach. 963 sind zwei ks. Gs in Rom, da sie von der Kurie nicht gern gesehen wurden, von ihr nur 8 Tage dort behalten, dann entlassen, bzw. nach Haus geschickt worden.¹⁾ Noch kürzer wurde der Aufenthalt, falls die Gs überhaupt keiner Antwort oder gar keiner Audienz gewürdigt wurden, wie die böhmischen Gs an Heinrich III. 1041, der päpstl. Gs an Deutschland 1060, die deutschen Gs an Polen 1017.

Andrerseits wird missgünstige Behandlung Ursache längerer, ja sehr langer Aufenthalte. Es konnte geschehen, dass aus irgend einem Übelwollen die erste Audienz verschoben wurde. Konrad III. liess 1145 aus Zorn über Anmassung eines Gs diesen 3 Tage lang nicht vor.²⁾ Die Magdeburger erhalten 1359 vom Kaiser gleichfalls 3 Tage keine Audienz, bis sie von den Mainzer Ratsherren an den Hof einfach mitgenommen werden.³⁾ — Joh. v. Gorze geht im Spätherbst 953 von Haus fort, war also — nach früherer Berechnung — vor Weihnachten in Kordova angelangt. Der Zorn des Kalifen, bzw. des Volkes über das Mandat des Gs wird Ursache, dass derselbe erst im

¹⁾ Dümmler a. a. O. 348. — ²⁾ Bernhardi l. c. I, 413. — ³⁾ Chr. 7, XIV.

Sommer 956 nach Haus zurückkehrt; seine Gft hat i. g. über 2 $\frac{1}{2}$ Jahr gedauert. — Verachtung des Absenders, momentane Gereiztheit gegen ihn, von seiten des Adressaten — persönliche Missgünstigkeit desselben gegen den Gs — Spionage, hinterlistige Anschläge, anmassendes Auftreten von seiten des Gs, konnten die Anlässe zu schlechter Behandlung desselben werden. Es konnte deshalb dem Adressaten eventuell auch nötig scheinen, langes Verweilen einer an ihn gelangten Gft zu entschuldigen, damit man nicht daraus auf ein Übelwollen gegen den Absender schloss. So entschuldigt sich 1325 der Papst bei Kurmainz, er habe sich durch den Gs über vielerlei informieren müssen, ihn daher länger behalten;¹⁾ ähnlich derselbe bei demselben 1317;²⁾ derselbe bei der Stadt Strassburg 1329: die Sache musste im Konsistorium zum Vortrag kommen, daher Verzögerung.³⁾

Auch blosse Nachlässigkeit des Adressaten mochte die Gs aufhalten, weshalb man bisweilen um rasche Erledigung bat (Urban II. 1089 an den Erzbischof v. Magdeburg⁴⁾ u. o.).

Sodann konnte Rücksicht des Adressaten auf die Ermüdung des Gs einen Aufschub der feierlichen Antrittsaudienz bewirken, wie dies bei Benzo 1065 am deutschen Hofe (auf 8 Tage) der Fall war.

Endlich wurden die Gs oft genug dadurch sehr lange aufgehalten, dass sie den Adressaten nicht gleich antrafen, ihm deshalb suchend nachziehen mussten, oder dass der Adressat während der Negociation den Aufenthaltsort wechselte, in welchem Falle die fremden Gs die Umquartierung mitmachen mussten. Wolfger, als Unterhändler Österreichs beim Kaiser thätig von Dez. 1192 bis Febr. 1193, ist mit dem Adressaten in Nordhausen, Regensburg, Würzburg; hier kommt der Vertrag zu stande.⁵⁾ 3 Magdeburger Gs an den Kaiser 1359 (nicht die oft erwähnte Gft) treffen den Adressaten nicht in Prag, folgen ihm nach Bautzen, aber erst in Leitmeritz kommen sie vor ihn.⁶⁾ Ähnlicher Fälle giebt es viele, und im Eingang der Neuzeit ist es noch nicht anders.⁷⁾

1) Preger, Verträge 185, N. 253. — 2) Ib. 235, N. 372. — 3) Ib. 277, N. 487. — 4) Cod. Udalt. N. 75, S. 154. — 5) Kalkoff a. a. O. S. 13. — 6) Chr. 7, 229 f. — 7) Fischer, Gesch. d. ausw. Pol. 185 f.

§ 24.

Stehende Gesandtschaften.

Krauske¹⁾ sagt mit Recht, dass lange Dauer einer Gft sie noch nicht zu einer stehenden macht; dass selbst, wenn ein nach längerem Funktionieren abtretender Diplomat sogleich von einem neuen abgelöst wird, dies noch kein genügendes Kriterium ist, um einen ständigen Gftsposten anzunehmen. Deshalb sind die fränkischen Gs, welche 757—771 mehrfach längere Zeit an der Kurie verweilten, welcher sie auf ihre Bitte als Schutz gegen die Longobarden dienen sollten, mit nichten als stehende zu bezeichnen, wie es von Ölsner²⁾ und Löhren³⁾ gethan worden ist. Was die Kurie erstrebte, war ein stehender Gftsposten; was sie erhielt, waren nur einzelne Gs, die länger in Rom blieben, aber nicht einmal ununterbrochen sich ablösten, sondern nach geraumen Intervallen auf neue Bitten des Papstes geschickt wurden, stets neu akkreditiert und durchaus mit dem Charakter ad hoc. Und grade diese Punkte sind es, deren Wegfall, bzw. Modifikation einem Gftsposten den ständigen Charakter giebt.

Krauske zeigt, dass der erste wirklich stehende Gftsposten bewussterweise im 15. Jahrh. von Mailand bei der Republik Genua eingesetzt ist. Ich meine jedoch, dass sich ein stehendes Gesandtentum faktisch auch unbewusst hätte entwickeln können. Wie eine solche Entwicklung möglich gewesen wäre, zeigt ein Ansatz, den die deutsche Diplomatie am Anfange des 15. Jahrh. dazu nahm. Es ist das die Gft von 1401 Okt. 16 von Kg. Ruprecht an den Papst; das Corps bilden Bischof Konrad v. Verden und Nikolaus Buman.⁴⁾ Sie müssen Anf. Nov. in Rom angelangt sein.⁵⁾ Am 25. Dez. erscheint des Papstes Erwidierungsgft:⁶⁾ er sendet an den König seinen Sekretär Francisco de Montepulciano und, mit Rekredition, Nik. Buman; der Bischof bleibt an der Kurie diplomatisch thätig. Der päpstl. Gs kehrt nach Rom zurück.⁷⁾ 1402

1) Beitr. z. Gesch. d. ständ. Dipl. S. 12 f. — 2) Kg. Pippin, 145. — 3) Exkurs II, 108 ff. — 4) Vgl. Weizsäcker i. d. RTA IV, S. 5 ff. — 5) Spätestens, zumal die Reise nur von Trient auszugehen hatte. — 6) In Venedig, wo R. damals weilte. — 7) Nun ohne Buman (l. c. S. 12, 28 f.), dessen Gft und Rückgft beendet war.

Jan. 22—23 geht aus Venedig eine neue Gft Ruprechts an die Kurie, bestehend aus dem Grafen v. Falkenstein und wieder Buman. Diese erhalten März 19 den Endbescheid und kehren zu Ruprecht zurück; Bischof Konrad bleibt, er ist neu-mandatiert worden. 1402 April 14 erhält er wieder eine neue Beglaubigung und Instruktionen; Ruprecht wünscht, dass Konrad bleibe und für ihn wirke. Dieser Aufenthalt des Bischofs endet 1402 Okt. 16, wo er vom Papste an den König rekreditiert wird.

Konrad ist also genau 1 Jahr als Gs Ruprechts an den Papst in Funktion gewesen. Aber er ist nicht nur lange in Rom gewesen; was wichtiger ist, Gftn sind gegangen und gekommen, während er unablässig funktionierte. Seine Stellung ist dadurch exceptionell geworden. Was das ad hoc-Wesen seines Negociantentums als nicht aufgehoben erweist, sind die zwei Neubeglaubigungen (bzw. -mandatierung), die für ihn nötig sind. Ein stehender Gs bedarf nur des einen Einführungspapiers, das er bei Antritt seines Postens vorlegt. Gleichwohl trägt die Konrad aufgebene Art der Verhandlung einen von der gewöhnlichen damaligen abweichenden Charakter: sie ist zwar einerseits ein Agieren auf einen bestimmten Einzelzweck hin,¹⁾ aber zugleich andererseits ein Wirken im allgemeinen, eine Interessenvertretung überhaupt. Konrad ist da „zu vordern und zu triben die obgenante sache und waz sich darinne [dazwischen, dabei] verlaufen wirdet, und umbe daz der babist und wir durch dich als ein mitdelpersone alle sachen deste heimlicher gehandeln — mogen“.²⁾ Diese Funktionsart hat mit der eines stehenden Gs eine ausserordentliche Ähnlichkeit. Wäre man in dieser Weise fortgefahren, so würde das Neubeglaubigen allmählich ganz von selbst immer seltener geworden sein, und man dürfte dann keinen Anstand nehmen, die diplomatische Vertretung des deutschen Hofes am päpstlichen seit Anfang des 15. Jahrh. als eine stehende zu bezeichnen.³⁾

1) Approbation. — 2) RTA I. c. S. 85, 25 ff. — 3) Etwas von stehendem Gesandtentum hat auch die Vertretung der Stände auf den Tagen durch Gs, die meist auf ein Mandat hin solange bleiben, als die betr. Versammlung währt, meist Monate lang, und in deren Aktions-sphäre alles fällt, was in den dortigen Verhandlungen die Interessen ihrer

Aber man fuhr nicht so fort. Italien ist es gewesen, das den übrigen Staatsgebieten mit seinem Beispiele voranging, dem diese dann gefolgt sind. Die mit Anbruch der Neuzeit sich mählich vollendende Entwicklung des Souveränitätsbegriffs, das Verlangen nach dauernder Interessenvertretung an auswärtigen Höfen infolge gesteigerter Komplikation und Andauer dieser Interessen, die Notwendigkeit stehender Beobachtung der (seit Einrichtung stehender Armeen allzeit kriegsfertigen ¹⁾) fremden Mächte — und andererseits auch der durch die gleichzeitige Schöpfung der Post (s. o.) erleichterte und gesteigerte Briefverkehr, welcher die Verwendung von (ausserordentlichen, nicht stehenden) Gs auf die Behandlung nur der allerwichtigsten Gegenstände beschränkte — wirkten zusammen, um die Gftn ad hoc zurücktreten zu lassen und dem ständigen Gesandtentume die rasche Verbreitung zu geben, die es seit dem 15. Jh. fand.

Absender berührt. Aber es fehlt hier streng genommen an einem Adressaten, diese Gs sind deshalb, als Spezialklasse genommen, richtiger ständige Deputierte zu nennen.

¹⁾ Vgl. v. Holtzendorff a. a. O. I, 381 ff.

VI.

Beförderung.

§ 25.

Beförderungsmittel.

Die Beförderungsmittel für Gs waren natürlich keine andern als die, welche auch allen übrigen Reisenden zu Gebote standen.¹⁾ Nur kommen für Gesandtenreisen manche besonderen Umstände in Betracht. Einmal war häufig grössere Eile geboten, als sie ein gemächlich reisender Herrscher oder ein Fürst anzuwenden nötig hatte oder passend fand. Sodann war mit in Anschlag zu ziehen, dass dem Gs nicht überall und immer möglich war, unterwegs sich mit frischen Hilfsmitteln zur Weiterreise zu versorgen. Feierliche Gfth, welche, bei zahlreicher Begleitung, Gepäck, Lebensmittel, Geschenke in Menge mit sich führten, hatten auch auf deren Beförderung Bedacht zu nehmen. Die hohen Kosten weiter Gfts-Reisen forderten Berücksichtigung der grösseren oder geringeren Billigkeit der Beförderungsart. Unsicherheit eines Weges konnte wie jeden Reisenden, so vorzugsweise den Gs zur Wahl eines andern Weges bestimmen oder seine Reise ganz verhindern. So kam ein Heinrich V. 1111 nachgeschickter Gs Paschals II. wegen der durch den Armeedurchzug verursachten Verkehrshindernisse und Wegstörungen (*perturbationes itinerum*) nicht über Ravenna hinaus.²⁾ — Die Wahl der Stationen hing vom Vorhandensein von Herbergen ab.³⁾ —

¹⁾ Vgl. z. F. Quetsch a. a. O. 6 ff. 335 ff. — ²⁾ Cod. Ud. N. 175, S. 282 f. — ³⁾ Vgl. u. bei Kosten.

Für Landwege kamen als Beförderungsmittel vor allem die Pferde in Betracht, u. zw. die Reitpferde. Denn zu Wagen ist man damals überhaupt wenig gereist: in ältern Zeiten die deutschen Könige und Königinnen, und damals wie auch später die Kranken. Gegen das Ende des Mittelalters sind Reisewagen etwas mehr in Gebrauch gekommen, und in einzelnen Gegenden gab es sogar stehende Gelegenheit zur Wagenbeförderung. So fuhr in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. täglich früh und mittags, vielleicht auch abends, eine „Karre“ von Köln nach Bonn. Der kölnische, uns bekannte Gs Joh. Wal verpasste (1433) bei der Abreise nach Basel die „morgens karre“, weil ein notwendiger Brief noch nicht zur Stelle war, und fuhr dann mit der „middags karre“ bis Bonn.¹⁾ Da sein Begleiter Gerlach später ein Knie verstaucht hatte, sodass er nicht gehen konnte, reisten Beide auch von Worms nach Strassburg zu Wagen;²⁾ indes wurde derselbe Wagen noch von einem andern benützt, und die Bemerkung: „des andern morgens en wairen gheyne luyde aldae, die varen weulden“ zeigt, dass Wagenfahrt auch auf dieser Tour zwar vielleicht nicht grade häufig, aber doch hin und wieder vorkam. — Einen Wagen führte der Görlitzer Stadtschreiber zum RT nach Wien 1426 mit; er reiste aber mit 3 Pferden; da das Gepäck doch sicherlich auf dem Wagen untergebracht war, so diente also das dritte Pferd entweder als Reserve, oder, was wahrscheinlicher, der Gs selbst ritt, und der Wagen war eben nur für das Gepäck und bezw. für den damit betrauten Begleiter dabei.³⁾ — Im ganzen war der Wagen für Gs schon darum unpraktisch, weil er zu langsam vorwärts kam, auch ev. an Verteidigung und Flucht hinderte, endlich bei eintretender Weiterreise zu Wasser sich schwer mitnehmen liess. — Sänften erscheinen gleichfalls erst im späteren Mittelalter, und zwar fast nur für Strassenverkehr.⁴⁾ Gesunde Reisende, auch geistlichen Standes oder weiblichen Geschlechts, haben die grössten Strecken im Sattel zurückgelegt, was immer auch noch bequemer gewesen sein dürfte, als langer Aufenthalt in den damaligen Gefährten, gegen den neuzeitliche Postreisen sanft gewesen sein müssen.

¹⁾ Rechenschaft v. B. u. U. a. a. O. S. 102. — ²⁾ Ib. S. 104. — ³⁾ RTA VIII, 450. — ⁴⁾ Vgl. Quetsch, S. 51.

In südlicheren Gegenden, aber auch schon am Rhein,¹⁾ treten Maultier und Esel vielfach an die Stelle des Pferdes. In gebirgigen Strichen waren sie damals so unentbehrlich wie jetzt.

Wo sich Schiffe benützen liessen, that man es gern, wenn auch nicht immer.²⁾ Flussfahrt sparte bei Thalfahrt die bewegende Kraft ganz, bei Bergfahrt verringerte sie wenigstens das nötige Quantum.³⁾ Wo man von ihr absah, müssen immer besondere Gründe vorgelegen haben, die uns nur nicht mehr näher bekannt sind. Eine andre Sache war es mit der Meerfahrt. Hier waren die Kosten nicht immer kleinere als bei der Reise zu Lande, die Unsicherheit eine viel grössere, schon immer von seiten der Natur, welcher man noch nicht in heutiger Weise zu begegnen wusste; oft auch durch Piraten. Man hat daher, wo man zwischen Land- und Seereise zu wählen hatte, der letzteren im Gegensatz zu heute nur unter besonderen Umständen den Vorzug gegeben. (Vgl. u.)

Zu Fuss reiste der Diplomat höheren Standes niemals, der Diplomat überhaupt sehr selten.⁴⁾ Fusswanderung galt für nicht wohlanständig,⁵⁾ nur der Pilger und der gemeine Mann (so auch der Briefbote, s. u.) pflegten zu gehen, oft auch Mönche.

Es machte aber ein und dieselbe Reise meistens einen, häufig mehrfachen Wechsel der Beförderungsmittel nötig. In welcher Weise er sich vollzog, was man in solchem Falle mit den bisherigen Transportwerkzeugen machte, und manches andre mehr, ist nun an Illustrationen im Einzelnen zu betrachten.

§ 26.

Illustrationen.

Für Joh. v. Gorze und seine Begleiter wurden vom Kloster 5 Rosse gestellt, zum Reiten und zum Gepäck. Die Gft ritt von Gorze über Langres, Dijon, Beaune nach Lyon: hier bestieg

1) Quetsch 38. 335. — 2) S. o. die Reise Joh. Wals. Ludwig d. D. reist 874 von Frankfurt den Main entlang gen Biebrich zu Lande (Quetsch 335); eine Frankfurt. Deputation zum Kardinallegaten reitet nach Mainz (RTA I, 325). — 3) Vgl. Quetsch 7. — 4) Ein mündl. beauftragter Bote, also — im weiteren Sinne — Botschafter Wolfgers, der Scholar Burchard, läuft von Bologna aus nach Rom vorauf („Romam precurrenti“) und erhält deshalb nachher Geld pro calceis. — 5) Vgl. Quetsch 38.

sie ein Flussschiff und hat sicherlich die Tiere zurückgelassen, entweder in Pflege oder sie zurücksendend durch irgend jemanden oder auch sie verkaufend. Bei der Einschiffung fiel ein Teil des Gepäcks ins Wasser. Es ging dann den Rhone hinab; an dessen Mündung muss dann wohl eine Umladung in ein Seeschiff stattgefunden haben.¹⁾ Man fuhr nun zu Meere nach Spanien und landete in Barcelona. Warum man nicht den Landweg einschlug, ist hier leicht zu begreifen: Basken und Araber machten die Pyrenäen unsicher. — Von Barcelona weiter über Tortosa nach Kordova — vermutlich per Maultier.

Liudprands Beschreibung seiner Rückreise von Byzanz bis Naupaktos fasst sich zusammen in die Worte: sie seien dahin gelangt „zu Schiffe, zu Esel, zu Fuss, zu Pferde, mit Hungern, Dürsten, Seufzen, Weinen und Stöhnen“. Zu Schiffe kann er nur so gereist sein, dass statt des Landwegs durch die Wildnisse von Rumelien und Macedonien, der Seeweg vom Goldnen Horn nach einem der ostgriechischen Hafenorte gewählt wurde. Man bemerke übrigens, dass es sich hier, wie bei Johanns Seereise, nur um Küstenschiffahrt handelt. — Von da ging es auf Eseln über die griechischen Gebirge, und dass hierbei auch die Füsse zu thun erhielten, ist wohl denkbar. Pferde waren in Thessalien oder Böotien am Platze, am Golf von Zituni und sonst in grösseren Thalebenen. Natürlich werden Esel wie Pferde immer nur gemietet, nicht gekauft worden sein.

In Naupaktos bestieg die Gft zwei Nachen von so kleinem Umfange, dass die mandatores, welche für dieselben zu sorgen hatten, zu Lande nebenher reiten mussten. Diese sonderbare Beförderung durch den Golf von Patras dauerte bis zur Mündung des Phidariflusses, wo ein Seefahrzeug nötig ward; die mandatores scheinen sich hier verabschiedet zu haben. Bei Gegenwind kam man mühsam lavierend aus dem Golfe heraus und die kleinen Küsteninseln entlang bis Cap Dukato an der Südwestspitze von Leukas, stets von Strandräubern bedroht und, um es voll zu machen, unterwegs an irgend einem Anlegepunkt von den Schiffen verlassen, sodass die Gesandten selbst, ihr Haupt Liudprand mit eingeschlossen, Matrosendienste

¹⁾ Für Seeschiffe ist der Rhone nur bis Tarascon und Beaucaire passierbar.

verrichten mussten. Auf Leukas wurde ein Aufenthalt von 8 Tagen gemacht; dann, ohne, wie es scheint, andrer Schiffsmannschaft habhaft geworden zu sein, fuhren die Gesandten weiter nach Korfu, wo sie noch 20 Tage verweilen mussten. Bis hierher führt uns Liudprands (am Ende verstümmelter) Bericht, der uns ein anschauliches Bild damaliger Gftsreisen giebt.

Für die Weiterreise nach Deutschland konnte Aquileja eine Station sein.¹⁾ — Auf dem Hinwege von Deutschland nach Konstantinopel schlug man gewöhnlich den Landweg durch Ungarn ein. Gab es politische Schwierigkeiten, so wandte man sich statt dessen durch Tirol (Brenner) zur Veroneser Mark und nach Venedig, wo man sich einschiffte, meist nach Naupaktos. Dieser Weg längs Dalmatien durch die kurzen Stosswellen der Adria war aber eben nicht angenehm.²⁾

Ein lohnendes Vergleichen von Gftsreisen wird im ganzen erst seit dem 14. Jahrhundert möglich. Die Reisen der städtischen Gesandten sind es, die jetzt vornehmlich ins Auge zu fassen sind. Hier spielt das Rheingebiet die wichtigste Rolle.

Rhein-Main-Neckar-Mosel- und auch Donau-abwärts reiste man fast ausschliesslich zu Schiffe. Frankfurter Gs reisen „drie dage gein Heidelberg unde zwene dage zu schiffe an den von“ Mainz.³⁾ Diese letztern 2 Tage, oder richtiger, was davon auf die Fahrt selbst kommt, denn bei der Zeitangabe ist auch der Aufenthalt für die Verhandlungen mit zu verstehen, — diese zweitägige Fahrt also zu Schiff nach Mainz bildet, wie die Karte lehrt, zugleich den grössten Teil der Rückreise von Heidelberg nach Frankfurt. Man ist mithin von Frankfurt nach Heidelberg geritten, um nicht zu Wasser einen Bogen zu machen, als man aber in Heidelberg den Rückweg antrat, bestieg man ein Flussschiff,⁴⁾ fuhr den Neckar hinab bis Mannheim, dann den Rhein hinab bis Mainz. 1356 berichten frankfurtische Gs von ihrer Reise mit dem Kaiser nach Metz:⁵⁾ „wissint, live vrunt, daz wir siin den Ryn ave geczogen bit unsme herren dem keiser bicz zu Kovelencz.“ Kurtrier reist (in der 1. Hälfte des 14. Jahrh.)⁶⁾ per Schiff von Trier

¹⁾ So 1146. Bernhardi, Konr. III. II, 504. — ²⁾ Vgl. Bresslau, Konr. II. I, 236. — ³⁾ RTA II, S. 46. — ⁴⁾ Der Neckar trägt von Heilbronn an grosse Fahrzeuge. — ⁵⁾ Winckelmann, Act. imp. ined. II, 857, N. 1196. — ⁶⁾ Quetsch 337.

nach Frankfurt, also Mosel-abwärts von Trier bis Koblenz. Wolfger geht seinerzeit von Nürnberg über Deining und Beratzhausen nach Regensburg, besteigt hier ein Mietsschiff und fährt (Sonntag-Dienstag) Donau-ab nach Passau.¹⁾

Nicht so unbeschränkt möglich war Wasserreise diese Flüsse aufwärts. Rhein-auf finde ich Gftsfahrten bezeugt nur bis Speier; und noch in den von Quetsch²⁾ für das 17. Jahrh. angegebenen Fahrttaxen ist Fahrt Rhein-auf nur bis dahin veranschlagt. (Dagegen ging es im 18. Jahrh. schon weiter hinauf, z. B. bis Strassburg.³⁾) Von Mainz bis Speier waren Anlegepunkte besonders Oppenheim und Worms; von Köln bis Mainz: Bonn, Remagen, Sinzig, Andernach, Koblenz, Lahnstein, Boppard, S. Goar, Rüdesheim-Bingen. So fährt der Kölner Joh. Wal von Remagen aus Rhein-auf bis Worms mit Station in Andernach, Koblenz, Boppard (auch in S. Goar ist Halt beabsichtigt, unterbleibt aber), Rüdesheim, Mainz, Oppenheim, Worms.⁴⁾ Bei Bingen übernachtete Friedrich III. 1486 auf dem Schiffe.⁵⁾ Kalkoff⁶⁾ irrt also, wenn er meint, Wolfger habe auf jener Reise die Nacht von Montag zu Dienstag nicht auf dem Fahrzeuge verbringen können.

Main-auf von Frankfurt finden sich Fahrten bis Kitzingen, Stationen Hanau, Miltenberg, Würzburg. Die Bergfahrt erfolgte durch Trecken. Mosel-auf ging es bis Trier.⁷⁾ Neckar-Bergfahrt von seiten Gesandter habe ich nicht gefunden. Eine stehende Fahrgelegenheit, auch für Gftn, waren die seit dem 12. Jahrh. vorkommenden, umfangreichen Marktschiffe.⁸⁾ Solche liefen zwischen Mainz und Frankfurt, M. und Bingen, M. und Oppenheim, Frankfurt-Trier, Mainz-Kitzingen u. s. w. Auch die höchsten Herrschaften bedienten sich ihrer.⁹⁾ Ausser ihnen scheinen aber im 15. Jahrh. auch kleinere Fahrzeuge regelmässige Fahrten gemacht zu haben. Joh. Wal berichtet: „Item doe wir zu Covelentz quaemen, ware der Maentzer nache en wech, so dat ich aldae huyrde [heuerte] eynen Weydnachen und verdynge uns noch desselven dachs sent Gevier [S. Goar] zu voeren, up dat wir in den Maentzer nachen kommen mochten.“

1) Kalkoff a. a. O. 130. — 2) 67 f, Anm. 1. — 3) Ib. 88. — 4) Rechenschaft a. a. O. — 5) Quetsch 66. — 6) L. c. 131. — 7) Frankfurter Bericht o. l. c.: „und die Musel wider oph zu Tryrre“. — 8) Quetsch 71 ff. — 9) Friedr. III. 1442 bei der Krönungsfahrt. Ib. 337.

Offenbar war letzteres Fahrzeug zu benutzen bequemer und billiger. Aber schlechtes Wetter zwang den Gs in Boppard über Nacht zu bleiben, sodass er von da wieder einen eigenen Nachen nach Rüdesheim nehmen musste.

Kürzte ein Ritt den Weg, so liess man die Wasserstrassen unbenutzt. Man ritt von Frankfurt nach Oppenheim, Speier, Worms, Mannheim, Heidelberg, nach der Wetterau, nach Prag (obwohl hier ein Stück Bergfahrt Main-auf nahe gelegen hätte.¹⁾) Die Landwege, welche man damals gebrauchte, sind meist oder sämtlich noch heute vorhanden. Joh. Wal fährt (per Wagen, s. o.) von Worms über Speier, Rheinzabern, Seltz, Strassburg, Markolsheim („Marckelschen“), Breisach (Rheinfahrt? Rheinübergang?), Neuenburg, Bellingen (od. Baltingen; „Belken“) nach Basel. Von Basel nach Ulm reist er zu Pferde über Rheinfelden, Waldshut („Walschot“), Schaffhausen, Stockach, Mengen, Riedlingen, Ehingen, Ulm. Die Rückreise von Ulm direkt nach Köln ging über Geislingen, Cannstatt, Maulbronn, Bretten, Speier; hier ward übergesetzt, nun auf eigne Kosten ein Schiff bemannt und ausgerüstet und Rhein-ab gefahren bis Köln in bekannter Weise.

Zum Übersetzen über die Flüsse dienten teils an ganz bestimmten Orten Fähren, deren Fergen, eigens von den Städten angestellt, mittels eines nahe befindlichen Signalhorns herbeigerufen wurden, teils, soweit vorhanden, Brücken.²⁾ Für den Wechsel von Ritt und Wasserfahrt ist bemerkenswert die Tour Aachen-Frankfurt. Es heisst z. B.:³⁾ „ . . . virzerte N., alse he [von Frankf.] unserm herren dem keiser von der stede wegen nachfur gein Ache.“ Man fuhr von Frankfurt nach Mainz, von Mainz bis zu einem der abwärts gelegenen Rheinorte, von da nahm man Pferde nach Aachen. Umgekehrt heisst es (von Aachen nach Frankf.):⁴⁾ „equitantes Vranckenvort — habuerunt . . . mk., de quibus navigantes cum eorum preparimentis habuerunt cet.“ Während von Frankfurts Seite gesagt ist: „nachfur gein Ache“, heisst es hier, die Gs seien nach Frankfurt geritten, Beides ist zu verstehen als von der Beförderungsart gesagt, mit der die betr. Diplomaten ihre Stadt verliessen;

1) Vgl. RTA II, 365, Nte 4. — 2) Quetsch 21 ff. 31 ff. — 3) RTA I, 88. — 4) Ib. 166.

denn an sich können sowenig die Frankfurter bis nach Aachen gefahren sein, als die Aachener, wie uns der Nachsatz zeigt, bis Frankfurt geritten sind. Die *navigantes cum eorum preparimentis* sind die Packschiffer, welche das Corps beim Besteigen des Rheinschiffs zur Fahrt mietete, um für das Gepäck Sorge zu tragen; denn dieses kam nicht mit auf das Personenschiff, sondern wurde auf Extrafahrzeugen befördert. (Den Marktschiffen wurden dafür Kähne angehängt.¹⁾ Kurmainz und Kurtrier hatten für ihre Wasserreisen besondere Küchengefährt, wie es scheint Föhren, solche auch für das Gepäck.²⁾ Unter den *preparimenta* sind aber auch die Pferde zu verstehen, wie uns ein andrer Fall zeigt.³⁾ Aachener Gs „*equitaverunt Bacharachen ad d. imperatorem, qui — expendiderunt . . . florenos, qui valent . . . mk., de quibus navigatores de navibus, equis et aliis eorum preparimentis habuerunt . . . mk.*“ Die Aachener haben folglich am Rhein ihre Rosse nicht stehen lassen, sondern zu Schiffe mitgenommen. Diese wurden aber zusammen mit dem Gepäck auf andern Fahrzeugen befördert als ihre Herren; die „*naves*“ („*de navibus*“) sind die Schiffe, welche die Gs selbst bestiegen; die *equi* und *alia prep.* gehen für sich. Im letzten Falle haben, wie es scheint, ein und dieselben Schiffer (*navigatores*) für Menschen-, Tiere- und Gepäckbeförderung gesorgt; in jenem ersten werden die Packschiffer (*navigantes cum prep.*) für sich genannt und berechnet. Als Rheinorte, von wo aus man nach Aachen Pferde nahm, bzw. bis wohin man von Aachen ritt, kommen vor Bonn und Köln, doch auch Sinzig.⁴⁾

Die städtischen Gs haben meist ein und dieselben Tiere, die von Anfang mitgenommen waren, auf der Reise behalten, seltener solche unterwegs im Bedürfnisfalle gemietet und dann bei Beförderungswechsel zurückgegeben. Gemietet waren zwar jene mitgenommenen Tiere gewöhnlich auch, aber von einem Bürger der eignen Stadt; für sie musste von der Stadt und ihren Gs eingestanden werden. So hat Joh. von Pünt,⁵⁾ eine Zeit lang regelmässig Mitglied des Aachener Corps, im Sommer 1376, „*quando equitavimus ultimo post imperatorem usque*

¹⁾ Quetsch 74. — ²⁾ „*exceptis liburnis et honerariis atque coquinariis ratibus.*“ Ib. 337. — ³⁾ RTA I, 165. — ⁴⁾ Quetsch 336. — ⁵⁾ RTA I, 182.

Bunne“ sein Pferd von Jakob v. Hegen gemietet für 44 Mk. 4 sh. köln. Unterwegs muss das Tier krank geworden sein und zwar in Düren; hier stand es 8 Wochen lang und wurde auf Aachener Stadtkosten gefüttert; bei ihm blieb ein Marschalk mit einem Pferdeknechte, „qui custodivit equum in hospicio“. — München berechnet: „von 3 rossen zu lon, dye der Mandelhauser und der Lang geriten habend“; „von einem ross zu lon, daz der Pferringer gen Ingolstat rait;“¹⁾ u. s. w. — Hat einmal einer der Gs eigne Pferde benutzt, so findet sich das — ob immer, ist freilich fraglich — speziell verzeichnet.²⁾ That es not, so nahm man unterwegs Tiere hinzu. So sind Adolf Wisse der Alte und Jak. Herdan 1391 „mit 7 pherden gein Prage“ geritten und „mit 8 pherden her heim“.³⁾ Joh. Wal musste auf der Rückreise von Ulm nach Köln „eyn pert huyren bis zu Spyre umb krenckden wille [wegen Erkrankung] eyns perdtz, dat uns affgegangen were [ab-, draufgegangen, gestorben wäre], wae man yd langer gerieden hedde“. Zur Zurückbesorgung des Mietstieres wurde bis Speier (wo Joh. zu Schiff ging) ein besonderer Knecht angenommen. Ein zweites Pferd musste von Maulbronn bis Speier geheuert werden.⁴⁾ Erkrankte Tiere schickte man gern (doch s. o.) bei passender Gelegenheit nach Haus zurück. So heisst es in Joh. Glauburgs Bürgermeisterbuch von 1420:⁵⁾ „item 4 behemischen eim schiffman der Drutmans [eines (Frankf.) Gs] pherd in eim schiffe herabe furte [den Main], als er [Drutm.] gein Nurenberg solde zu dem tage —, als iz in einen nagel drat und zu Miltenberg bleib.“ —

Es erübrigt ein Wort über die Beförderung der einfachen Boten. Sie waren hauptsächlich gleich den Briefträgern der Neuzeit auf ihre Füße angewiesen, was aber bei ihnen etwas mehr bedeuten will, wenn man erwägt, dass sie oft auch die Eisenbahn- und Postwagenbeförderung mit ihren Füßen vertraten.⁶⁾ Schon ihr häufiger Name Läufer, cursor, bezeichnet ihre vorwiegende Art zu reisen. Freilich überschritten gewöhn-

¹⁾ Chr. 15, 548. — ²⁾ RTA II, 364, Nte 2. — ³⁾ Ib. 365, Nte 4. — ⁴⁾ Rechensch. S. 115. — ⁵⁾ RTA VIII, S. 49, Nte 2. — ⁶⁾ Chr. 15 zu Roteleins (Rotels, Rudleins, Rudels, Rüdels) Briefbotschaften, S. 545: „da er czu dez kunigs sun und zu dem pischof von Regensburg lof“; 548: „daz er dem purkgrafen von Nurenberg nachloff“; „daz er mit herzog Ludwig loff — und anderhalben auch geloffen ist“ u. s. f.

lich die Entfernungen, die sie zurücklegten, ein gewisses, für heutige Kommunikationswege winziges Mass nicht. Doch bleibt es eine tüchtige Leistung, wenn ein Briefbote von Regensburg nach Amberg, dann nach Bamberg, dann nach Eger läuft, im ganzen 42 Meilen,¹⁾ ohne am Tage lange Rast halten zu können. Es scheint dies auch damals für ein besonders starkes Stück gegolten zu haben, wie sich aus der Grösse der Gratifikation entnehmen lässt.

Wenn es sich jedoch um grosse Reisen handelte, so machte auch der Briefbote von all den Beförderungsmitteln Gebrauch, die dem wirklichen Gs zu Diensten standen. Ebenso wurde, wo es um eilige Benachrichtigung ging, wo der Briefbote Kurier im heutigen Sinne war, auch er beritten gemacht. Die Eilboten Karls des Gr., die Bryffjongen des Deutschordens, die Boten der höchsten Reichsbehörden ritten (s. o. S. 182 f.). Diese reitenden Kuriere waren, wie wir o. sahen, die Vorläufer der Postboten, die ja auch zunächst nichts anderes waren als reitende Briefboten. Aber auch die städtischen Briefboten sind, wo es gut schien, geritten, bzw. zu Wasser gefahren (und wie es scheint, bei Packetbeförderung im 14. Jahrh. am Mittelrhein auch zu Lande gefahren²⁾). Bisweilen erscheinen Lauf- und Reitboten nebeneinander; so heisst es in den Kosten des schwäbischen Bundes Ulm 1389:³⁾ „Einem reitenden knecht und einem laufenden boten gen Nuremberg, aber von der ordnung wegen gen Regensburg“ u. s. w. Unzweifelhaft hätte man die Fusswanderungen der Briefboten viel mehr eingeschränkt, wenn sie nicht weit billiger gewesen wären; auch mochten sich nicht immer Pferde entbehren, nicht immer reitkundige Leute finden lassen. Der Bischof v. Speier bittet (1116—18) Heinrich V., dass er crebros nuncios zwischen ihnen hin- und hergehen lassen möge zur beiderseitigen Benachrichtigung, und zwar: *si non potestis equites, saltem pedites*.⁴⁾ Man sieht daraus, dass Hindernisse der genannten Art auch für kgl. Briefbotschaften vorhanden waren.

¹⁾ RTA II, 212. — ²⁾ Quetsch 109. — ³⁾ RTA II, 109. — ⁴⁾ Cod. Udalr. N. 185, S. 322.

VII.

Gesandtschaftskosten.

§ 27.

Ältere Zeit.

Die Deckung der Gfts-Kosten wird von verschiedener Art gewesen sein nach der Verschiedenheit der Zeitläufte. Man musste, als es noch nicht an der Tagesordnung war mit Geld zu bezahlen, sondern anstatt dessen ein Naturalienaustausch die Regel bildete, die Kosten einer Gft in ganz andrer Weise bestreiten, als in den neueren Abschnitten des Mittelalters, in welchen bereits allenthalben Münze kursierte. Bei solcher Verschiedenheit der Kostendeckung werden sich doch die Kosten selbst jederzeit in dieselben 4 Kategorieen bringen lassen: Ausstattungs-Kstn, Reise-Kstn, Aufenthalts-Kstn und — wie jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist — Belohnung der Gs.

Die Geschenke für den Adressaten gehören nur indirekt hierher und sind beim Ceremoniell besprochen worden.

Die Fragestellung wird bei allen 4 Arten der Kstn die doppelte sein: Wer hat sie getragen? und: Wie sind sie getragen worden? —

Bei der Beantwortung dieser Fragen für die ältere Zeit muss man sich, meine ich, vielfach hüten, einen festen Usus aufstellen zu wollen. Das gilt namentlich für die Ausstattungs-Kosten. Die vereinzelt Zeugnisse darüber erscheinen durchaus nicht miteinander im Einklang. Als Joh. v. Gorze nach Spanien aufbricht im Auftrage Ottos I., sorgt nicht der Kaiser für seine

Ausstattung, sondern das Kloster: „Sumptus omnis ei ex monasterio factus“. ¹⁾ — Wenn wir 1027 die ks. Gs ihre Reise nach dem Osten mit ganzen Herden von Gross- und Kleinvieh antreten sehen, versehen ausserdem „mit allen deliciis der Welt“, ²⁾ so ist nicht glaublich, dass der Kaiser sie so überfreigebig bedacht haben sollte; sondern diese beiden reichen Herren (Bischof W. v. Str. und Graf M.) sind offenbar mindestens teilweise ihre eignen Ausstatter gewesen. Darum begreift sich auch doppelt leicht, dass Manegolds Reichtum grade einer der Hauptgründe seiner Wahl zum Gs gewesen ist. ³⁾ — Dagegen sagt Liudprand: „Nikeforos hielt uns nicht für würdig, so geschmückt durch Eure Gnade daherzureiten“ („tam ornatos vestra misericordia“); das lässt, wenn nicht etwa überdevot die ganze Stellung der Gs als der Majestät verdankt bezeichnet werden soll, auf Ausstattung durch Otto, den Absender, schliessen. Der scheinbare Widerspruch hebt sich jedoch, wenn wir die Sache so ansehen, wie sie von Natur aus liegt: ist der Gs reich, so rüstet er sich selbst aus und weiss schon, dass ihn die Kosten nicht zu reuen brauchen, denn die Mission bringt ihm auch etwas ein (s. u.); das hindert nicht, dass der Absender dies und jenes beisteuert, wodurch sich Liudprands Worte erklären würden; stellt der Absender die Begleitung (wie Etzel im Nibelungenliede), so wird er, diese auszurüsten, nicht dem Gs aufbürden, sondern selbst das Nötigste geben; was aber die Begleiter und ebenso der Gs selbst von neben-sächlichem Komfort wünschen werden (so jene *deliciae* von 1027), das mögen sie sich selbst beschaffen, vom Absender können sie das nicht verlangen, und jeder wird darin auch seine eignen Wünsche haben. Joh. v. Gorze ist als Mönch ohne eignen Besitz, er kann sich also nicht ausrüsten; aber er gehört einer Genossenschaft an, dieser fehlt es nicht an Habe; darum lässt hier der Kaiser das Kloster zahlen, dem auch besser bewusst ist, wessen der reisende Bruder bedarf; dafür wird aber wohl irgend eine Art Entschädigung abgefallen sein, wie sie die Klöster sich bekanntlich schon zu erwirken wussten.

¹⁾ Vit. Joh. c. 117. — ²⁾ Wipo c. 22. — ³⁾ Vgl. Bresslau über Bertholds v. Donauwörth Schreiben, in den FF. z. d. Gesch. X, 607, 2, 4 u. 5.

Ausstattungs-Gegenstände für Gs mussten vor allem Lebensmittel sein, welche Werner und Manegold in Gestalt lebender Tiere mit sich führen, ferner Reittiere, Reitzeug, Waffen und Rüststücke, soweit diese Dinge nicht vorhanden waren oder erneuert werden mussten, endlich Prunkgewänder, an diese wird bei Liudprands ornatos zu denken sein. Aber auch an Geldgebrauch hat es ja nie ganz gefehlt, so wenig wie an Münzstätten, die Karolinger waren auf Verbreitung und Pflege der Münze bedacht,¹⁾ und namentlich der Süden scheint immer ziemlich viel gemünztes Geld gebraucht zu haben, daher auch Liudprand mit solchem reichlich versehen war: doch fand überhaupt schon seit den Ottonen immer stärkerer Geldumlauf statt.²⁾

Für die Ausstattung der Briefboten muss, so wenig wir infolge Mangels an Rechnungen³⁾ vorläufig dafür Zeugnisse anführen können, der Absender gesorgt haben: durch Stellung von Pferden für reitende Boten, durch Lieferung von Schuhzeug für laufende; auf letzteres (und ev. auf Versorgung mit Mänteln u. s. w.) deutet der in der späteren Zeit, wo den Boten Geld gegeben wird, zur Angabe des Geldbetrages häufig (wie bei den Geschenken, s. o. S. 150) gemachte Zusatz: *pro calceis, pro mantica* u. ä.

Die Reise-Kosten trug in denselben Zeiten der Absender, solange sich die Gft auf seinem Boden bewegte. Mit dem Eintritt in das Gebiet des Adressaten unterstanden die Gs dessen Schutz und Fürsorge; er hatte sie befördern, geleiten und unter Obdach bringen zu lassen, sowie für Beschaffung von Lebensmitteln zu sorgen, die aber nicht überall gratis verabfolgt wurden. Wie es mit fremden Zwischenländern stand, das deutlich zu ersehen fehlt es an Belegen; vermutlich werden die Gs in ihnen auf ihre, bzw. des Absenders Kosten, aber unter Schutz und freundlicher Sorgfalt des Souveräns — vorausgesetzt dessen wohlwollende Gesinnung — gereist sein. Wer sich soviel Lebensmittel mitnahm wie Werner und Manegold, war von den Zwischenlands-Herren durch die Ausstattung schon ziemlich unabhängig.

¹⁾ Vgl. Fischer, *Gesch. d. t. Hand.* I, 141 ff. — ²⁾ *Ib.* *Ib.* 277 ff. —

³⁾ Diese waren meist in Wachs eingegraben, das nachher wieder benützt wurde. Vgl. Posse, *Privaturk.* 188.

Im eignen Lande bestanden für Fortkommen und Zehrung der Gs mannigfache Bestimmungen.¹⁾ Schon im Ostgotenreiche findet sich nach oströmischem Muster die Einrichtung, behufs Beförderung von kgl. und fremden Gs an gewissen Stationen Pferde auf Staatskosten zu unterhalten. Derselbe Brauch begegnet im älteren Frankenreiche und geht in die Karolingische Zeit über, wo wir ihn in den Kapitularien erwähnt finden. Obdach hat den reisenden kgl. Gs. nach ripuarischem Gesetze jede vom Könige mit Gütern bedachte Person bei hoher Strafe zu gewähren. Hierin also sehen wir den Absender die Reisekosten nicht selbst, sondern nur indirekt tragen, da nicht jeder mit liegendem Gute Bedachte ein Beamter des Königs ist. Dagegen scheint unter den Merovingern dies onus auf die Beamten, besonders die Grafen, beschränkt zu sein;²⁾ immerhin ist faktisch auch dies doch nur eine indirekte Kostenaufwendung für den Absender.

Viel genauer sind die Karolingischen diesbezüglichen Bestimmungen. Hier wird ein Unterschied gemacht zwischen Bischöfen, Äbten und Grafen einer- und Gs geringeren Standes andererseits. Jene haben sich, solange sie noch auf eigenem Nutzungsgebiete reisen, selbst zu verpflegen und zu befördern, erst darüber hinaus tritt für sie das Gesandtenrequisitionsrecht in Kraft, welches für ärmere Gs von Anfang ihrer Reise an gilt.³⁾ (Vgl. o. das vermutungsweise über das Ausstattungs-Prinzip Gesagte, womit diese Anordnung im Einklange steht.) — Das Requisitionsrecht garantierte kgl. Gs jeder Art Behausung, Heizung und Verpflegung. Zur Behausung dienten an den Strassen errichtete „palatia“; Heizung, Verpflegung und Mühwaltung aller andern Art, Reparatur der Herbergen und sogar Neubau solcher waren onus der Grafen und Bischöfe, die ihrerseits dafür die Bewohner in der Umgegend der Herberge besteuerten.⁴⁾ Immunität konnte auch von dieser Leistung entbinden.⁵⁾ Betreffs der Verpflegung waren genaue Vorschriften erlassen, und hier tritt wieder jene Unterscheidung zwischen Gs höheren und niederen Standes ein. Unter jenen wird dem Bischöfe mehr bestimmt als Äbten, Grafen und Ministerialen,

1) Vgl. Löhren a. a. O. 49 ff. — 2) lb. 51. — 3) Waitz, VG IV, 20 f. — 4) Löhren 53 f. — 5) Waitz l. c. 21.

die auf eine Stufe gestellt werden. Ein Bischof als Gs hat täglich zu erhalten: 40 Brote, 3 Frischlinge, 1 Schwein, 3 Hühner, 15 Eier, 3 Tonnen Getränk und 4 Scheffel Hafer für die Pferde; ein Abt, Graf oder kgl. Ministerial: 30 Brote, 2 Frischlinge; Schwein, Hühner, Eier ebenso wie der Bischof; 2 Tonnen Getränk und 3 Scheffel Hafer. Ein kgl. Vassall: 17 Brote, 1 Frischling, 1 Schwein, 2 Hühner, 10 Eier, 2 Tonnen Getränk und 2 Scheffel Hafer.¹⁾ Ludwig d. Fr. hat diese Abstufung aufgehoben und für alle kgl. Gs denselben Satz eingeführt:²⁾ 40 Brote, 2 Frischlinge, 1 Schwein oder Schaf, 4 Hühner, 20 Eier, 8 Sextarien Wein, 2 Tonnen Bier, 2 Scheffel Korn.

Bei der (durch die Grösse der Begleitung bedingten) Höhe dieser Taxe verwahrten sich die Karolinger entschieden dagegen, zu ihrer Aufbringung direkt beizutragen, indem schon im Jahre 800 bemerkt wurde,³⁾ die Gs seien für die Verpflegung nicht auf kgl. Höfe zu verweisen, sondern dies sei onus des Grafen oder sonst dessen, dem das Herkommen es zuschreibe. Verursachung unnötiger Kosten suchte man zu vermeiden; so dürften kgl. Gs zollfrei gereist sein, aber auch sonst scheint bei Exemption von Zöllen diese zuweilen auf Gesandtenabsendungen ausgedehnt zu werden.⁴⁾

Für die sächsischen und fränkischen Kaiser und weiterhin sind feste Bestimmungen der Art nicht zu ermitteln. Sie können aber überhaupt nicht vorhanden gewesen sein, wie aus einem Briefe Wibalds v. Korvey hervorgeht,⁵⁾ der, von Konrad III. 1150 aufgefordert, wegen Übernahme einer Romgft sich zur Besprechung in Nürnberg einzufinden, unterwegs erfährt, des Königs Wunsch sei, dass er diese Reise auf seine eignen, Abt Wibalds, Kosten mache, und dadurch bewogen wird, umzudrehen — er schreibt dem Könige, dass er die Annahme der Gft ablehne. Folglich bestand kein wirklich fester Brauch für die Kostenbestreitung der Reise. Doch lässt sich schliessen, dass auch damals noch die Regel gewesen sei, dass der Absender, wenn auch nur indirekt, jenen Teil der Reisekosten deckte, den die Reise in seinem eignen Lande verursachte, mit Ausnahme des den Gs gehörigen Gebietes. Kg. Konrad hat

1) L. c. 23. — 2) LL. I, Cap. 828, c. 1. — 3) Löhren 52. — 4) Additam. Marc. 3. — 5) Jaffé, Bibl. I, 406 f.

Wibald insoweit nachgegeben, dass er ihm versprach, ihm die *expensas itineris* sobald als möglich zurückzuerstatten.¹⁾ Damit sehen wir hier (Mitte des 12. Jahrh.) schon das System der Auslagen und der Wiedererstattung seinen Ansatz nehmen. (vgl. u.) — Klerikalen Gs kam wie auch Reisenden überhaupt für Unterkunft und Verpflegung auf der Reise die geistliche Gastfreundschaft zu statten, der sie auch durch die General-Empfehlungsbriefe ihrer geistl. Oberen ans Herz gelegt waren. Geistliche Gastgeber liessen oft ihren entfernt wohnenden Beamten Anordnungen zugehen betreffs Verpflegung solcher Reisender, die sie um Quartier (*mansio*) für diesen oder jenen Ort gebeten hatten.²⁾ Zuweilen freilich hat man solche Quartiernahme nachträglich regelrecht bezahlt,³⁾ sodass dann die Gastfreundschaft eigentlich Gastwirtschaft war, aber bei Aufnahme von geistl. Gs wird das kaum geschehen sein. Für Reise und Stationen im Gebiet des Adressaten war der Gs meist auf die eignen, bzw. die Mittel seines Absenders verwiesen, wenn er nicht auch dort bei Geistlichen einkehren konnte. Mit deren Gastlichkeit war es aber manchmal traurig bestellt. Eine Gft Karls d. Gr. nach Byzanz kam in eine byzantinische Stadt; das Haupt des Corps, an den dortigen Bischof empfohlen, kehrte bei diesem ein, die Genossen zerstreuten sich, anderorts Herberge zu suchen. Der Bischof liess aber sparsamerweise den Gast alle seine frommen Fasten mit durchmachen; daher dieser, nachmals in Byzanz vom Kaiser gefragt, wie ihm jener Bischof gefallen habe, erwiderte: „Er ist ein heiliger Mann, soweit man es ohne Gott sein kann.“⁴⁾ —

Im Frankenreiche sah es für fremde Gs an den König besser aus. Der Bischof Frothar musste für solche von den Alpen bis Aachen die Quartiere bereiten.⁵⁾ Die Herbergen an den Strassen, in Oberitalien gewisse *publicae domus*, wohl Pfalzen aus der longobardischen Zeit, dienten zur Behausung der fremden Herren, für Unterhalt und Beförderung mussten dieselben Beamten sorgen, welche dies für die eignen, karo-

1) L. c. 408. — 2) Vgl. Rockinger, Drei Formelsammlungen. S. 233 f. — 3) Form. Augiens. 21: Ein Abt erhält von einem Weltlichen, der im Kloster logiert hatte, dafür (die Bitte für das Seelenheil konventionell vorgeschoben) 30 sol. arg. geschickt und mehr versprochen (letzteres wohl ad Kalendas Graecas). — 4) Mon. Sangall. II, VI. Jaffé IV, 670 ff. — 5) Waitz, VG IV, 24.

lingischen Gs zu thun hatten; etwa mitgebrachtes Vieh durfte aber (bei Reisenden überhaupt) nicht Wiese oder Erntefeld abweiden.¹⁾ Als die Gs Haruns (nicht persische, wie Waitz sagt²⁾) sich über schlechte Behandlung unterwegs bei Karl d. Gr. beklagten, setzte dieser alle Grafen und Äbte, durch deren Gebiet sie gekommen waren, ab und belegte die betr. Bischöfe mit hohen Geldstrafen.³⁾ — Für die Rückreise durch das Gebiet des Adressaten (abgesehen vom Frankenreiche, in dem für Hin- und Rückweg dasselbe galt) hat in manchen Fällen — eine allgemeine Regel lässt sich darüber nicht aufstellen, es variierte dies je nach der Sitte des Adressaten — dieser wenigstens geholfen die Mittel zu beschaffen. Nicephor stellte dem Liudprand die Pferde und Kähne zur Personenbeförderung, aber nicht für das Gepäck. —

Für den Aufenthalt am Bestimmungsorte haben wir betreffs dieser ältern Zeiten bereits beim Ceremoniell gesehen, dass die Gs vom Adressaten ihre Wohnung angewiesen erhielten, wofür an manchen Höfen besondere Gftsgebäude errichtet waren. Die Kosten des Unterhaltes, meint Waitz,⁴⁾ mögen von den Gs gewöhnlich selbst getragen worden sein, falls sie hohe Beamte, namentlich hochgestellte Kleriker waren. Diese Vermutung findet an Liudprand ihren Beleg: er muss sich Speise und Trank meist durch den Hauswart (custos), der zu seinen Diensten ist, kaufen lassen; sogar das Wasser, dessen das Corps sehr bedurfte, weil sie die griechischen gepichten Weine nicht zu trinken verstanden, wurde nur gegen Zahlung verabfolgt, wobei der Hauswart die Gs allenthalben betrog und bestahl. Von dem Souverän, an dessen Hofe sie sich befanden, wurde für ihre Verpflegung nur theilweis gesorgt, dies allerdings: als Liudprand gegen Ende seines Aufenthalts nichts mehr zur Unterstützung erhielt, empfand er das schmerzlich, zumal grade Teuerung in Byzanz war. — Auf die Selbstverköstigung der Gs am Adressatenhofe deutet auch Bertholds (v. Donauwörth) Anekdote hin,⁵⁾ dass der byzantinische Herrscher sich bei Manegold zu Gaste geladen habe, nachdem er allen Händlern verboten hatte, dem Grafen Holz zu verkaufen; worauf Manegold, mit Geistesgegenwart, Nüsse aufkaufte und statt des Holzes

1) L. c. 27 f. — 2) Ib. Nte 2. — 3) Mon. Sang. S. 674. — 4) VIII, 405. — 5) Bresslau a. a. O.

zur Feuerung verwerten liess. — Diese Aufenthaltskosten sind also, wie z. T. auch die für Ausstattung und Reise, in der älteren Zeit ein *onus publicum* der zu Gs Erwählten gewesen.

Für all ihre oft so grossen Ausgaben und für ihre Mühe wurden die Gs nach ihrer Rückkehr durch eine Belohnung entschädigt, deren Grösse nach Länge der Reise, Mühe des Weges, Schwierigkeit und Erfolg der Sache bemessen zu werden pflegte. Zuweilen lag die Belohnung des Gs schon in seinem Auftrage. So hatte die Romgft Karls d. Gr. 798, deren Haupt Bischof Arno v. Salzburg war, unter anderem auch den Zweck, eben diesem Bischofe das erzbischöfliche Pallium zu verschaffen und Salzburg zur Metropole Baierns zu machen.¹⁾

Von Joh. v. Gorze wissen wir, dass er später zur Belohnung seiner Dienste Abt seines Klosters geworden ist.²⁾ Liudprand scheint in der Grafschaft Ferrara eine ansehnliche Gratifikation erhalten zu haben.³⁾ Dem Abte Wibald v. Korvey, der wie vorerwähnt mit der Übernahme der Gft Schwierigkeiten machte, versprach Konrad III. Abstellung mannigfacher Schädigungen und Unbilden, über die jener sich beklagt hatte,⁴⁾ in für Wibald erwünschter Weise. Ein Bischof, der eine Gft nach Russland übernahm, sprach seine Erwartung auf eine ansehnliche Belohnung (*non parvum beneficium*) aus.⁵⁾ Alte Lieder ferner lassen schon etwa im 12. Jahrh. die Belohnung hochgestellter Gs in „lichem Golde“, und zwar in hohen Beträgen erfolgen. Ein ritterlicher Bote wird, nach geleisteter mündlicher Berichterstattung, von der Kaiserin mit 30 Mk. (dam. W.) belohnt; ein Fürst empfängt 100 Mk. Diese Belohnungen heissen Botenbrot,⁶⁾ auch Botenmiete.⁷⁾

Über die Belohnung der Briefboten in diesen Zeiten lässt sich nichts Sicheres sagen, dass sie erfolgt ist, steht ausser Zweifel.

§ 28.

Spätere Zeit.

Mit dem Allgemeinwerden des Geldumlaufs seit dem 12. und 13. Jahrh. kommt die Berechnung und Deckung der Gfts-Kstn

1) Abel-Simson, Karl d. Gr. 137. — 2) Dümmler, Otto d. Gr. 280. — 3) Ib. 457. — 4) Ep. Wib. Jaffé I, 408. — 5) Waitz, VG VIII, 405 und Nte 2. — 6) Quetsch S. 100. Vgl. o. S. 154. — 7) Vgl. Lexer, I, 332.

in ein neues Stadium. Früher konnte man sich nicht unter allen Umständen vor dem Aufbruch mit allem Nötigen für die ganze Reise einschliesslich Aufenthalt und Rückweg ausrüsten; man konnte oft auch die nur für den Hinweg notwendigen Lebensmittel nicht vollzählig von vornherein mitnehmen; sie wären einfach verdorben; es sei denn, man hatte sie wie Werner und Manegold in Gestalt lebender Tiere bei sich. Ganz anders wurde das, als man nur das Geld mitzuführen brauchte, um alles Nötige und Erwünschte unterwegs und an Ort und Stelle einzukaufen. Wie wir schon Liudprand in Byzanz so leben sahen, dass er nicht mitgebrachte Vorräte aufzehrte, sondern solche stets, wenn er sie brauchte, einkaufen liess, so machen es natürlich seit dem Vulgärwerden der Münzen fortan die Gs auf der ganzen Reise nicht anders; allenthalben bezahlen sie gleich heutigen Reisenden, was sie brauchen, und haben sich von Anfang an nur mit Geld genügend zu versehen.

Wohl etwa seit dem 12. Jahrh.¹⁾ tragen häufig kgl. und fürstl. Gs alle Kosten, auch Beförderungsmittel, Bestechungen u. s. w. aus eigener Tasche, legen sie aus; nach der Rückkehr unterbreiten sie ihren Absendern ihre Gesamt-Berechnung und erhalten das Ausgelegte wiedererstattet.

So berechnet Simon de Reale, Schatzmeister Heinrichs VII., 1310—11²⁾: „Item ambaxatoribus de Roma et duobus tubatoribus qui redierunt de curia Romana et iverunt Romam, pro eorum munere et expensis, die VII. marzii; ducentum septuaginta quinque florenos auri.“ Der Relativsatz qui — Romam scheint sich nur auf die tubatores zu beziehen. Zu bemerken ist der Sprachgebrauch, der „redierunt“ im Sinne von „kamen“,³⁾ „iverunt“ von „kehrten zurück“ (eigentl. „gingen“ sc. zurück) anwendet. Die ambaxatores de Roma, die nicht etwa für römische Gesandte zu halten sind, — das „de Roma“ für die ambaxatores entspricht dem „qui — Romana“ für die tubatores — sind offenbar von zwei päpstl. Trompetern, Ehren halber, nach Deutschland zurückgeleitet worden, worauf die letzteren mit einem Trinkgelde bedacht wurden und nach Rom

¹⁾ S. o. S. 226. — ²⁾ Bonaini a. a. O. I, 288. — ³⁾ Vgl. ebd. „re-duxerunt litteras papales“ von 2 päpstl. cursores, die vom Adressaten, dem Kaiser, Trinkgeld erhalten.

zurückkehrten. Dies Trinkgeld eingerechnet, werden hier als Kosten der Gft 275 Goldgulden verzeichnet, für der Gs (und der Trompeter) munus und expensa, „Mühe und Aufwand“. Das Trinkgeld zu höchstens etwa 5 Gl. für beide tubatores zusammen veranschlagt, bleiben ca. 270 Gl. (= ca. 2700 Mk. h. G.) für die Gs. Es dürfte ihnen aber diese Summe mehr pro munere, als pro expensis ausgezahlt worden sein — „Mühe und Aufwand“ eine konventionelle Phrase — denn die eigentlichen expensa beginnen erst mit einem 2. Posten: „Item, sociis de societate Macciorum, pro fratre Nicolao predicatore et Decano Trevirensi, quos receperant ab eis in Curia, die XXII. marzii; tercentos florenos auri.“ Hier erfahren wir auch die Namen der Gs. Der Dominikanerbruder Nikolaus und der Dekan v. Trier haben während ihres Aufenthaltes an der Kurie bei der Banksozietät der Maccier die Summe von 300 Goldgl. auf Wechsel erhoben, welcher nach ihrer Rückkehr dem kgl. Thesaurarius präsentiert und von ihm eingelöst worden ist. Aber damit ist es noch lange nicht genug. Am 28. März folgt für Nikolaus allein: „pro expensis ad curiam Romanam“: 90 Ggl. Am 20. April: dem Kleriker Peter von Yssen „pro substinendo causam in curia Romana“ — 50 Ggl. Die Gs hatten ihm wohl diese in Rom gegeben, damit er sich irgendwie als Agent nützlich mache — eine ansehnliche Handsalbe — und empfangen die Summe nun unter den expensa zurück. Endlich am 23. April dem Nikolaus: „pro expensis ad curiam Romanam“: 100 Ggl. — Das macht i. g. 540 Ggl. (ca. 5400 Mk. h. G.) eigentliche Unkostenentschädigung, bzw. -deckung; dazu jene 270 Ggl. für „Mühe und Aufwand“, also hauptsächlich als Belohnung; 5 Ggl. Trinkgeld für die Rückbegleitung; i. g. 815 Ggl. (= ca. 8150 Mk. h. G.) Gfts-Kstn; alle vom Absender getragen und zwar nachträglich; vorher von den Gs teils ausgelegt, teils auf Wechsel erhoben, nach ihrer Rückkehr liquidiert, bis auf die hinzutretende Belohnung. Die Ausstattungs-Kstn sind nicht besonders erwähnt, entweder ist anzunehmen, dass bei den expensa auf sie mit Rücksicht genommen ist, oder die Gs haben Equipierungsgelder schon vor Antritt der Reise vorweg erhalten, sodass dann nur die übrigen Kstn: Reise und Aufenthalt, von ihnen ausgelegt wären.

Dies finden wir z. B. bei einer Gft der Kurfürsten an den König 1424.¹⁾ Der damalige Mainzer Kurfürstentag beschliesst, dass diejenigen zwei Kurfürsten, welche den Wiener RT nicht besuchen werden und daher Ersparnis haben, die Gs (die Bischöfe von Würzburg und Speier) mit siebzig Pferden „verkostigen“, d. h. ihre Reise und ihren Aufenthalt bestreiten sollen; wenn alle Kurfürsten jenen Tag besuchen sollten, so haben alle gemeinsam dies zu thun. Die Ausstattung aber ist von allen vorweg zu beschaffen, indem dafür („die obgnant botschaft ussurichten“) jeder der beteiligten 6 Kurfürsten demnächst 50 Gl. zu erlegen hat. Das macht also 300 Gl. blosse Equipierungsgelder. Die übrigen Kosten sind uns bisher in ihrer Gesamthöhe nicht bekannt, aber wir wissen (Anm. 2: „dargelihen“), dass sie von den Gs ausgelegt, von ihnen nachher liquidiert und ihnen ersetzt sind, wobei unter andern Posten Kurtrier 230 Gl. zu zahlen hatte.

Der nämliche Gang begegnet auch sonst; z. B. erhält auch ein Gs Konrads v. Weinsberg Ausstattungsgeld (für ein Pferd) vorweg, das Zehrungsgeld legt er aus.²⁾

Aber wieder wird man vermeiden müssen, aus der Gleichartigkeit dieser Fälle schliessen zu wollen, dass in diesem Zeitabschnitt es nun immer so hergegangen sei. Die kgl. Kämmerer-Rechnungen aus der Zeit Ruprechts³⁾ zeigen eine ganz andre Methode. Hier haben die kgl. Gs vorweg eine Überschlags-Summe als „zerunge“ erhalten, von der sie alle Arten Kosten zu bestreiten haben, auch die Ausstattung, man vgl. u. zu „virzeren“ und in den erwähnten Rechnungen art. 164:⁴⁾ „Item 41 gulden — die uberbliben an der zerunge, darumbe man dem von Swarczburg einen hengste solt kauft hann.“ Die Fassung der Stelle zeigt, dass bei Festsetzung und Aushändigung der Summe sogleich über deren Verwendung im Einzelnen genaue Dispositionen getroffen wurden. Nach Rückkehr der Gs hatten diese die Berechnung vorzulegen, etwaige Überschüsse an die kgl. Kämmerer-Kasse zurückzuzahlen, etwaige Mankos zu liquidieren — wobei natürlich Ausreden und Unterschlagungen ein breites Hinterpförtchen offen stand.

1) RTA VIII, 356, 2, 5 und Anm. 2. — 2) Regist. S. 9. — 3) RTA VI, 759 ff. — 4) Ib. 763.

Auch diese andre Art der Berechnungsweise treffen wir noch häufig sonst an, z. B. bei den meisten Gftn Konrads v. Weinsberg. So hat dieser 1424 zwei Gs, die er nach Frankfurt zu einem vorausgesetzten Kurfürstentage schickte, 7 Gl. „zu zeren“ gegeben¹⁾ — beiläufig eine relativ recht schäbige Summe,²⁾ aber es kommt bei diesem sparsamen Herrn auch weniger vor, ein Gs erhält einmal gar nur 2 Gl.³⁾ — Ein ander Mal lässt Konrad sich 30 Gl., „die Ich den gesellen zu zeren hete gegeben“, zurückzahlen, „wan die reisse wendieg wart“,⁴⁾ u. s. w. — Aber auch Konrad hat nicht immer ein und dieselbe Berechnungsart angewendet, vgl. o., und an anderer Stelle:⁵⁾ „raban Nydeckern als er verzert hete uff dem tag zü Wertheim“ u. s. ö. Also derselbe Absender bindet sich nicht an einen methodischen Gang. Es lassen sich, wie man einsieht, nicht Regeln für die Deckung der Gfts-Kstn aufstellen, nur Beobachtungen machen über die häufigsten Modi. Und dies waren eben in der spätern Zeit: 1. Auslage und Wiedererstattung; 2. Überschlagszahlung vorweg mit eventueller Rückzahlung oder Ergänzung. Diese beiden Modi aber werden wiederum kombiniert, und da tritt am häufigsten entgegen: 3. Equipierungsgeld vorweg, (Reise- und Aufenthalts- oder für beide kurzweg:) Zehrungskosten ausgelegt und wiedererstattet. Zu den Ausstattungskosten fürstlicher Gftn haben zuweilen Landstädte, wenn sie ein Interesse an der Sendung hatten, beigesteuert. So leiht München dem Gs des Herzogs Stephan an den Herzog Ernst 2 Pferde und bezahlt die dadurch verursachten Kosten ($\frac{1}{2}$ lb. den.).⁶⁾ Für geistliche Fürsten zahlten zuweilen ihre Kapitel. So erhält Peter, der Breslauer Kapitelschreiber, als Gs des Bischofs nach Rom um 1444 50 Gl. und einen Wechselbrief als Überschlag für den Aufenthalt, 18 Gl. für 20 Pferde („Reisegeld“ im heutigen engern Sinne) als Überschlag für die Ausrüstung und 20 Gl. zu Zehrung als Überschlag für die Reisekosten (auch wieder ein Beispiel für

¹⁾ RTA VIII, 355. — ²⁾ 2 Gs 10 Gl., Regist. S. 12. Sie reichen nicht aus, der eine Gs muss 1 Gl. seinerseits darleihen, den er nachher wiedererhält, S. 14. — ³⁾ Reg. S. 16. — ⁴⁾ Ib. S. 5. — ⁵⁾ Ib. S. 8. — ⁶⁾ Chr. 15, 547.

Überschlagszahlung); der Bischof bleibt diese Summen schuldig, das Kapitel bezahlt sie.¹⁾

In manchen Fällen wird der Verursacher der Sendung, sei es der Adressat — wenn er Unterthan des Absenders ist — sei es ein Dritter, zur Tilgung der Kosten herangezogen. Dergleichen begegnet schon in der alten Zeit, wo die Heribannatoren, die ursprünglich natürlich auch unter die Kategorie der Gs fallen,²⁾ die Kosten ihrer Mission von denen einzutreiben haben, an die sie abgehen, und um derentwillen sie ja nur abgehen.³⁾ Ähnlich zieht man im 15. Jahrh. einmal bei einer Gft, die auf kgl. Anordnung Konrad v. Weinsberg an die Kurfürsten in andern und auch in Judensachen absendet, die Juden, offenbar als die partiellen Urheber der Kosten, zu deren Bestreitung heran: indem die Gs angewiesen werden, wo Juden vorhanden sind, von diesen ihre Zehrung bezahlen zu lassen; daraufhin wird ihnen weniger Zehrungsgeld mitgegeben.⁴⁾ Über Belohnungen kgl. und fürstl. Gs in dieser Zeit lässt sich nichts Genaueres sagen.

Diese neuere Periode des Mittelalters sieht nun auch darin der Neuzeit ähnlicher, dass allenthalben als Unterkunftsort für die Gs das Hotel oder die Herberge erscheint (*hospitium*). Herbergen hat es im südwestlichen Deutschland schon in, vielleicht schon vor dem 11. Jahrh. gegeben,⁵⁾ im Norden waren sie während des grössten Teiles des Mittelalters selten,⁶⁾ hier (wie in den ältern Zeiten auch sonst, s. o.) vertraten Klöster und Wohnungen von Freunden das Gasthaus. — Kaiserliche Gs hatten in manchen grössern Städten, namentlich Oberitaliens, ihre bestimmten Stamm-Herbergen, in denen sie immer wieder logierten. So werden uns um 1313 als *hospitia, in quae revertebantur ambaxiatores*, in Brescia das des Lanfrank,⁷⁾ in Mantua das Hotel zum Ross⁸⁾ bezeichnet u. s. f. —

Kgl. und fürstl. Briefboten erhielten, soweit sich sehen lässt, meist — wie eben oft auch die Diplomaten — eine (nur

¹⁾ Klose, Dokum. Gesch. v. Breslau, II, 2, 60. — ²⁾ Cap. de exerc. prom. c. 7: „*isti missi nostri, qui hac legatione fungi debent.*“ — ³⁾ Vgl. Waitz, VG, IV, 20. — ⁴⁾ Konrads Reg. S. 40. — ⁵⁾ Quetsch 375. — ⁶⁾ Posse, Privaturk. 188. — ⁷⁾ Dönniges a. a. O. 126. — ⁸⁾ Ib. 153.

natürlich geringe) Überschlags-Zahlung. So berechnet der schon erwähnte ks. Thesaurar:¹⁾ „Item, tribus nuntiis, qui iverunt unus Astim, alius Papiam et tertius Clerim — tres fl. aur.“; jedem also einen Ggl. Auslagen konnte man Unbemittelten nicht wohl zumuten; und von Abzügen und Rückzahlung von Erübrigtem dürfte hier auch keine Rede gewesen sein. Der Preis von ca. 1 Gl. pro Bote kehrt auch später häufig wieder. Kg. Sigmund lässt 1422 in betreff des Regensburger RT etwa 70 Briefe versenden, das kostet 115 Gl.,²⁾ also pro Brief 1—2 Gl. —

Was die Kosten der städtischen Gftn anbelangt, so hatten wiederum die verschiedenen Städte meistens auch verschiedene Modi der Berechnung; und auch bei ein und derselben Stadt wechselt das Verfahren.

Die Briefboten, um diesmal mit ihnen anzufangen, erhielten teils, wie die nichtstädtischen, ihr Geld („Botenlohn“)³⁾ als Überschlags-Zahlung; dies wird dann auch so verzeichnet: es heisst z. B. für Nürnberg:⁴⁾ „Item ded. dem Halfgewahsen 2 lb. 17 sh. hl. gen Parkstein zu reiten;“ oder:⁵⁾ „Item ded. Klas — nuncio 2 lb. 8 sh. hl. zu lawfen gen Franken“, man vgl. für Mainz:⁶⁾ „Wann wir iemand der Unsern in Botschaft — schicken, so pflaget man eime iglichen ein nachgeld — zu — pferden — und vor sine koste und zeronge zu geben;“ — z. T. aber kommt auch, obzwar seltener, nachträgliche Bezahlung, also Wiedererstattung vor; z. B. für dasselbe Mainz,⁷⁾ für München⁸⁾ u. s. ö.

Für die Ausstattung des Briefboten sorgte zuweilen die Stadt direkt durch Beschaffung von Sachen (Kleidungsstücken), statt durch Equipierungsgeld oder doch z. T. statt eines solchen. Z. B. erhielt ein Frankfurter Bote für eine Tour nach Dortmund im Dezember (statt Geldes überhaupt? statt Equipierungsgeldes? statt eines Teiles des Equipierungsgeldes? — wahrscheinlich das zweite) einen Pelz von der

¹⁾ Bonaini l. c. 287. — ²⁾ RTA VIII, 123 f. — ³⁾ Vgl. o. S. 154. — ⁴⁾ Chr. 1, 268. — ⁵⁾ Ib. 270. — ⁶⁾ Chr. d. mittelhhein. Städt. 1, 235. — ⁷⁾ Ib. 2, 108: „von 7 meilen zu lone;“ vgl. das „pflaget“ in der vorigen Stelle. — ⁸⁾ Chr. 15, 545. 548.

Stadt: ¹⁾ „2 gulden Gerlach kurssener umb einen belz, den Heinrich von Grefenheim in der stede dinstē hatte gekauft gein Dorpmunde zu wandern.“

Manche Stadt machte, wenn sie von einer andern gern Nachrichten haben wollte, dieser das Anerbieten, deren Boten ihrerseits zu bezahlen; so Nürnberg zweimal an Regensburg. ²⁾ —

Bei verschiedenen Städten ist aber auch die Höhe der Botenbezahlung verschieden, ja nicht immer ist sie bei ein und derselben Stadt trotz gleicher Leistung die gleiche. Einzelne Botenlöhne sind ausserordentlich gross. Halfnase, von Aachen nach Bonn geschickt, erhält 1 mk (dam. W.); Leonardus, der noch etwas Besseres gewesen zu sein scheint, für denselben Weg sogar $3\frac{1}{2}$ mk. ³⁾ — Nürnberg bezahlte seine Briefträger im ganzen etwas höher als gemeine Arbeiter, ⁴⁾ etwa auf einer Stufe mit dem Henker: so erhielt ein Fussbote nach Bamberg 1377 60 hl., (= 5 sh. = $\frac{1}{4}$ lb. hl.), d. i. soviel wie der „zuchtiger“ (Profoss, Henker) 1384 für ein abgeschnittenes Ohr bekam (dabei aber hatte der Henker noch ein festes Einkommen).

Die Bezahlung erhöhte sich naturgemäss bei weiteren Entfernungen, bei Mehrzahl der Adressaten, bei Nachtlager, Nachtgängen, grösserer Eile. Am Mittelrhein gab man pro Meile und Brief durchschnittlich bis 1 sh; bei Nachtlager, das auch ein Abendessen und ein Frühstück nötig machte, $1\frac{1}{2}$ sh. mehr; bei Nachtgang oder Eilgang bis 2 sh. ⁵⁾ — Die Tour von Nürnberg nach Bamberg kam 5 sh., nach Rotenburg (über die Frankenhöhe) 8 sh., nach „Franken“, also an mehrere Orte, 2 lb. 8 sh., nach Strassburg und Basel 4 lb. ⁶⁾ Dagegen erhielt ein Bote von München nach Heidelberg nur 9 sh. ⁷⁾ — Die Kosten wuchsen für die Stadt, wenn sie den Boten reiten, bzw. den ganzen Weg reiten liess; denn es kam dann Pferdemierte und Pferdefutter dazu. Für den Ritt von München nach Ingolstadt kostete ein Pferd $\frac{1}{2}$ lb. Mainz veranschlagte für 2 „oder mehr“ Pferde durchschnittlich 1 Gl. 1 Ort. Die Miete eines Pferdes von Maulbronn nach Speier betrug 16 gross (= ca. 19 sh.). —

¹⁾ RTA VII, 159. — ²⁾ Chr. 3, 346 f. — ³⁾ RTA I, 165 f. — ⁴⁾ Chr. 1, 258. — ⁵⁾ Quetsch, S. 110. — ⁶⁾ Chr. 1, 258, 270. — ⁷⁾ Ib. 15, 532.

Hatte sich ein Briefbote längere Zeit bewährt, so durfte er dann auch auf eine ausserordentliche Gratifikation rechnen. So ward der oben erwähnte Halfnase bald nach seiner Bonner Sendung, der zahlreiche andere vorangegangen waren, von seiner Stadt (Aachen) beschenkt: „laboravit et cucurrit hic inde, dederunt domini nostri sibi „pro tunica“ 6 mk. 10 sh.“ — 1338 ward Joh. Schiffelart mit 7 mk. 7 sh. beschenkt, „quia cucurrit et innotuit nobis omnia“. ¹⁾

Hatte der Bote unterwegs Schaden an seinem Besitz durch Beraubung, unverschuldeten Verlust oder Abnutzung, so ward er ihm ausserdem ersetzt. Augsburg giebt „1 guldin dem Späten umb sinen plunder, den er von den obgnanten löuf verloren hant.“ ²⁾ Er war für 2 Gl. nach Nürnberg, für 4 nach Mainz und Rense gelaufen. — Es mag aber oft genug vorgekommen sein, wie dies für spätere Zeiten erzählt wird, ³⁾ dass Boten sich für Unfälle entschädigen liessen, die sie nie erlebt, oder dass sie von einem Raube berichteten, den sie selbst an dem ihnen Anvertrauten verübt hatten.

Bei städtischen Diplomaten erscheint als das Häufigste Auslage und Wiedererstattung. Nur die Gesamtsumme wird gewöhnlich in die Rechnungsbücher eingetragen, seltener werden einige der Einzelposten vorher wenigstens erwähnt. Die Form, in der die Eintragung geschieht, variiert. Bei den Frankfurtern wird sie meist gebildet mit „virzerte(n)“, „han virzert“, d. h. verbraucht; ⁴⁾ darin sind alle Kosten einbegriffen („... lb. virzerten NN., alse sie furen gein Mentze, mit koste [Kost, Zehrung] unde schifflone“); eine Belohnung aber liegt darin nicht. — Aachen sagt für „virzeren“ „habuerunt“ oder auch „exposuerunt et expendiderunt“, „haben ausgelegt und ausgegeben“. Von Aachen werden vorkommende Schiff-fahrtskosten der Gesamtsumme extra mit „de quibus“ nachgesetzt. — Nürnberg rechnet etwas anders, hat aber sonst dieselbe Methode. Es giebt seine Gesamtberechnung an etwa mit „ez kost die vart“, führt aber erstens die Bestandteile der Kosten meist etwas genauer an und hat zweitens öfter als die beiden vorigen Städte eine Belohnung der Gesandten, die es

¹⁾ RTA I, 165 f. und Nte 1. — ²⁾ Ib. III. 292. — ³⁾ Vgl. Quetsch 113. — ⁴⁾ Vgl. Lexer III, 317.

angiebt als „zũ liebũng“, d. i. zum Geschenk. So heisst es¹⁾: „Ez kost die vart, die N. und N. teten gen Babenberg zũ dem bischof zũ Babenberg und zũ dem bischof zũ Wirtzburg und zũ dem burkgrafen von frids wegen, als der rat wol weiz, mit ihrer liebũng und zu kost und von iren pferden und von der soldner pferden und mit allen sachen 63 lb. und 12 sh. hl.“ Hier sind geschieden: 1. Belohnung, 2. Diäten, 3. Beförderungsmittel für die Gs und für ihre Begleitung, 4. alles andre. Was alles „kost“ (Lebensmittel) heissen mochte und wie sie besorgt ward, zeigt ein Beispiel²⁾: „ez kost die vart, die N. und N. getan sollten haben zũ unserm herrn dem keiser mit den Swebischen steeten, daz sie sich darauf bereiten heten, daz sie gaben umb wurz und umb ander sach, daz sie darauf gelegt heten 3½ lb. und 2 sh. hl., und da sie heimen beliben.“ Die Gs hatten also schon das Gewürz zu Speise und Trank eingekauft, und andre ähnliche hochwichtige Dinge — und da dann nichts aus der Reise wurde, und sie es doch für die Gft eingekauft hatten, so zahlte Nürnberg auch dies für sie.

Köln hat eine Kombination des Auslage- und des Überschlags-Systems. Aus der von Joh. von Neuenstein aufgesetzten Berechnung seiner Romgft³⁾ (1394/95) sehen wir, dass er im voraus mit einer bestimmten Summe versehen war („pro sumptibus faciendis in itinere recepi 42 florenos Ungarie et 88 ducatos, quos in itinere exposui tam in sumptibus cotidianis quam in salvis conductibus obtinendis, demptis sex ducatis, qui mihi supercreverunt, dum intravi urbem, quos ibidem exposui in hospitio, in quo iacui per tres dies“), mit der er für die Reise auskommen musste; ferner hatte er einen Wechselbrief auf 2200 Dukaten, den er gleich nach Ankunft in Rom erhob (Primo nomine et ex parte dominorum meorum recepi in urbe vigore cuiusdam littere cambii —“); auf weiteren Bedarf hin ging ihm später noch ein Wechsel, auf 1800 Dukaten lautend, zu; so betrug die Gesamtsumme, die er angewiesen erhielt, 4000 Gl.; die gesamte Überschlags-Summe für Reise und Aufenthalt 4130 Gl. Die Ausstattung ist extra berechnet; sie umfasst Rosse, alles Zaum-, Sattel- und sonstiges Reitzeug,

1) RTA I, 355. — 2) Ib. 202. — 3) Keussen a. a. O. S. 6 f.

Proviand für die Rosse, Hufbeschlag (*ferratura*), Reithabit (*vestimenta ad equitandum*) u. ä. m. und beläuft sich auf 71 mk. 4 albi; die Überschrift: „Sequuntur exposita per Jo(hannem) de Novolapide“ lässt zwar nicht ganz sicher erkennen, ob sie Ausgelegtes oder Ausgegebenes betrifft, doch ist nach dem Zusammenhange das erstere wahrscheinlicher, sodass dann also das Equipierungsgeld von dem Gs ausgelegt und ihm wiedererstattet, alles andre durch Überschlags-Zahlung gedeckt wäre. Von letzterer blieben Neuenstein nach allen Ausgaben 204 Dukaten übrig, die ihm für seine ausgezeichneten Dienste die Stadt Köln zurückzugeben erliess („domini mei michi gratuite remiserunt“); mithin umschloss hier die Überschlags-Summe auch schon die Belohnung des Gs. Neuensteins Wohnung in Rom war, nach den ersten 3 Tagen, die er im Hotel verbracht, in einem Privathause, das er gemietet hatte, und in dem er einen eignen Haushalt führte.

Als Berechnung noch viel genauer als die Neuensteins ist die uns schon bekannte „Rechenschaft“ des Joh. Wal, gleichfalls kölnischen Gs, 1433/34.¹⁾ Dieser Diplomat verzeichnet spezialisiert und detailliert: I. Ausstattungskosten (eine Briefflade mit Lederumhüllung, 1 Paar Schuhe, ein Reisesack, Handschuhe, ein Riemen, Tuch zu je einem Paar „overhoisen“ (Oberhosen) für den Gs und seinen Begleiter; Konfekt, Ingwer, andre „Kräuter“, zusammen 8 mk. 14 sh.); II. Reisekosten (Fahrtgeld, Reitgeld, Reisekost, Nebenausgaben für Arzt, Medizin, Briefboten u. a.); über dies alles kommt: „Dit naegeschrieven gelt hain ich Johan Wall uyssgegeven und vertzert [dies Wort bedeutet also hier wirkliche Zehrung, Kost] in der reysen als myne gnedige heren — mich schickden zu basel;“ unter das Ganze: „Summa des vurscreven [vorgeschriebenen, vorerwähnten] uyssgegevenen und vertzerden geltz kumpt zusammen up 21 gulden overl. und 8 schilling colsch.“ — Nun kommen für sich III. die Aufenthaltskosten: „Dit naegeschreven gelt hain ich zu Basell vertzert bynnen der zyt dat ich dae geleigen hain.“ Folgt: 1. Wohnungsmiete — nur die ersten 10 Tage, wo Johann noch „gheyne konde noch geleigenheyt en wuste“, logierten die Gs in der Herberge („Zum Kopf“),

¹⁾ Ann. d. hist. Ver. f. d. Niederrh. H. 17, S. 102 ff.

danach (wie Neuenstein in Rom) in einem Privathause, wo sie 2 Monate lang eine Kammer bewohnten pro Monat zu 2 Gl.; — 2. Kost; sie gaben sich vollständig in Pension (1 Mahlzeit pro Person 2 sh. baselsch, für die 2 Monate und 2 Personen, bei 2 Mahlzeiten täglich, i. g. 20 Gl. [à 23 sh. bas.] 20 sh. bas.; daneben für „zech und naegelach vertzert“ 2 Gl.); — 3. Nebenausgaben: Wäschegeld ($\frac{1}{2}$ Gl. i. g.); Kosten diplomatischen Charakters (Geschenke; Gastmähler [für 5–6 Pers. bei feinen Speisen und Getränken, (Malvasier, Feigen u. s. f.) durchschnittlich ca. 2 Gl.]); Barbiergeld u. s. w. — — Unter das Ganze: „Summa dieser kost [hier also kost nicht = Kost, sondern = Kosten] leuft sich up 70 gl. 7 blaffert 10 sch. basels.“ Als Nachtrag zu den Aufenthaltskosten folgen Kanzlei- und Briefbotengelder und die eigentlichen Bestechungssummen (s. b. Verfahren); doch auch noch manche Ausgaben an Kleidung; — unter diesem Nachtrag wieder Summierung für sich: „Summa dis uyssgegevens leuft sich up 289 gulden.“ — Jetzt werden die Summen zusammengezogen: „Summa summarum alles des, dat ich vertzert und uyssgegeven hain zu samen up 381 gulden 5 blaffert und 4 albus. des hain ich entfangen, so vur so nae [„so vor- wie nachher“] 379 gulden und 9 sch. basels, so blyvent unse heren mir schuldig 2 gulden.“ Um hier anzuhalten, da die nachfolgenden Rechnungen Sachen für sich sind: es ist aus dem Schluss ersichtlich, dass der Gs (wie Neuenstein) eine Überschlags-Summe erhalten hat; diese umfasste aber nicht alle Kosten, entweder hat auch Wal (wie Neuenstein) Equipierung (oder etwas Andres) von vornherein ausgelegt, oder der Überschlag reichte nicht, und anstatt Empfang eines Wechsels trat dann Auslage ein; zurückgekehrt hat Wal eine vorläufige Berechnung vorgelegt, eine Summe zur Deckung des Ausgelegten erhalten und erst danach die eigentliche genaue „Rechenschaft“ (die uns erhaltene) aufgesetzt, die für das ihm schon Wiedererstattete zugleich als Quittung diente; es ergab sich ein Rest von 2 Gl., der ihm noch werden musste. Von Belohnung ist nichts gesagt. — Die folgende Berechnung der Reise von Basel nach Ulm und von Ulm nach Haus zeigt ganz dasselbe Verfahren. Da dem Gs der Auftrag zu dieser Reise erst in Basel gegeben wurde, musste er sich dort neu ausrüsten; das Geld wurde ihm von Basler Freunden

oder Geldmännern, darunter dem (kurz vorher seinerseits bestochenen) Kanzler Kasp. Schlick, vorgestreckt, nachher von der Stadt diesen wiedererstattet. Der so empfangene Fundus wird der Rechnung einzeln vorangestellt und zusammengezogen: „Summa des vntfencknis druhondert und 59 flor.“ Nun die Abgänge davon: „Item des hain ich wieder uyssgeven, as hernae beschreven volgt“: I. Ausstattungs-Kstn — Summa. II. Reise-Kstn — Summa. III. Aufenthalts-Kstn ¹⁾ — inbegriffen Kanzleigelder, Geschenke u. s. w. — Gesamtsumme für I—III. — Nun, extra, die gesamten Rückreise-Kstn (mit entsprechender Überschrift) — Summa. Endlich: Gesamtsumme dessen, was seit Basel ausgegeben ist (über 363 Gl.), und Abzug vom Empfangenen; bleibt die Stadt dem Gs. schuldig über 4 Gl. Anhang: Extraberechnung der Sonderreise eines Genossen: 23 mk. 11 sh.; dieser Posten ist noch nicht wiedererstattet. — Wir haben hier eine vollständige Tagebuchrechnung vor uns; ohne Zweifel sind auch bei den andern Städten mindestens oft ähnliche „Rechenschaft“ geliefert worden, ihrer mehr zu veröffentlichen wäre dankenswert. — Die Gesamtkosten der Mission Joh. Wals (excl. der Sonderreise) stellen sich auf ca. 5000 Mk. heut. Geld., dabei war noch nicht die Belohnung, die gewiss nicht ausgeblieben ist; wir sahen bei Neuenstein, dass Stadt Köln unter günstigen Umständen nicht kargte. Wo sich dagegen die Stadt nicht verpflichtet glaubte, verweigerte sie aufs entschiedenste die Zahlung. Dies erfuhr Peter Hattrop, der, wie früher erwähnt, auf seiner Romgft überfallen, verwundet und ausgeplündert ward, und dem sie den geforderten Schadenersatz versagte, weil sie entweder seine Schilderung für übertrieben, bzw. unwahr, oder ihn für schuld an dem Unfall hielt: „ind lassen uch wissen, dat uns daran nyet kundich en is; mer wir han ouch wail verstanden, dat wir uch van den sachen nyet schuldich en syn, nadem sich die hant ergangen, ind darumb so wilt uns vurder noitdadingen [Nötigungen] erlaissen.“ —

Überschlags-Zahlung haben z. B. auch Nördlingen,²⁾ Augsburg³⁾ (auch dies führt häufig Belohnungen der Gs auf,

¹⁾ Barbiergeld für 3 Pers. in gegen 7 Wochen 1 Gl. — ²⁾ RTA VII, 345 u. ö. — ³⁾ Ib. 197. 286. 315, Anm. 1. 414. VIII, 51 u. ö.

aber meist nur 1—2 lb. den. zu „schenckwein“), München¹⁾ u. a. m.; Auslage und Wiedererstattung haben Windsheim,²⁾ Kolmar³⁾ u. a. —

Aus den vorerwähnten Zahlen erkennt man, was die Städte für Gftn an Gelde brauchten. Dass die städtischen Finanzen vielfach nicht in besonderem Flor standen, lässt sich schon danach wohl begreifen.

1) Chr. 15, 515, Anm. 7: „Item 6 rein. guld. hab wir her Albrechten von Tanhaim geben zu zerung, da er von unser notdurfft wegen zu dem von Reischach rait“ cet. — „Item 9 Schill. Pfenn. hab wir für den von Tanhaim bezalt, da er von dem von Reyschach herwieder kam“ cet. Der Überschlag reichte also nicht. — 2) RTA VIII, 52. 80 u. ö. — 3) Ib. 52. 95 u. ö.

VIII.**Gesandtschafts-Recht.****§ 29.****Das Recht der politischen Diplomatie.**

Der häufig gebrauchte Ausdruck Gesandtschaftsrecht ist ein mehrdeutiger. Er kann erstens gehen auf die Rechte, welche die Gs geniessen. Was darüber zu sagen war, ist oben an mehreren Orten, besonders bei der Unverletzlichkeit, abgemacht worden. Er bedeutet sodann das Recht, Gs zu senden und zu empfangen (aktives und passives Gfts-Recht). So schlechthin genommen aber ist er für uns nicht brauchbar. Er ist es nur für die Neuzeit, wo der Begriff Gesandter ein scharf begrenzter geworden ist. Wir nennen heut nicht mehr jeden Boten einen Gesandten. Im Mittelalter aber wurde, wie wir gesehen haben, wenigstens „nuncius“ für alle Klassen abgesandter Leute verwendet. Mit andern Namen, legatus, ambaxator, procurator u. s. f., war dies zwar nicht so ganz der Fall; und dadurch trat immerhin eine gewisse Unterscheidung innerhalb der Sendschaften in Kraft. Aber diese Unterscheidung war weit davon entfernt eine genaue zu sein. Selbst jene gewählteren Bezeichnungen, und mit ihnen die Formen höheren, wirklichen gesandtschaftlichen Verkehrs, wurden für so manche Gelegenheiten in Gebrauch genommen, in denen wir von einer Gesandtschaft nichts mehr erblicken.

Ich will, um abzusehen von jenen früher erwähnten Fällen der ältern Zeit, die den Präfekten, den Vikar als eine Art Gesandten erscheinen liessen, hier nur ein markantes Beispiel anführen für die Dehnbarkeit des mittelalterlichen Gesandtenbegriffs. Um 1101 senden die Bamberger Kanoniker an den Scholaster Petrus, der zu ihnen kommen und die dortige Schule übernehmen soll, aber schon seit lange vergeblich erwartet wird, jemanden, der nach seinen Absichten zu forschen, bzw. ihn zu holen hat. Diesem Manne geben sie ein Schreiben mit, in welchem sie dem Scholaster mitteilen, sie hätten schon früher den Confrater H. „in fide spectatum“ an ihn abgeordnet („destinavimus“), ihm auch das inter nos verabredete Zeichen mit dem linken Daumen satis argumentose angegeben (offenbar zur Beglaubigung), er sei aber nicht wiedergekommen, habe auch keinen sichern Bericht eingeschickt („nec aliquid certi de te renunciavit“); und „proinde dubii et anxii legatum non minus idoneum in idem secrevimus negotium, qui maturius, quid habeas animi, non gravetur experiri“. ¹⁾ Der erste Blick lässt uns in diesem Schreiben eine regelrechte Kredenz (mit Vorstellung und Zweck) erkennen; und die Bezeichnung für den Abgeschickten ist legatus. Also für eine solche Sache, für die Absendung eines Schulmannes, der einen zweiten holen soll, werden dieselben Formen und Termini gebraucht, die bei einer von einem Monarchen an einen andern abgehenden Botschaft in Anwendung kommen.

Uns aber kommt es, wenn wir nach dem „Gfts-Recht“ des deutschen Mittelalters fragen, offenbar nur auf die Missionen politischen Charakters an; und wiederum auch nicht auf politische Briefbotschaften, denn Briefe, auch solche politischen Inhalts, schrieb und schreibt natürlich allzeit jeder, dem es gefällt; darum präzisiert sich für uns jener Name als das Recht der politischen Diplomatie; und wer dieses Recht im mittelalterlichen Deutschland besessen, das wäre denn die Frage. Die Unterscheidung des aktiven und passiven Rechts können wir beiseit lassen; es ist klar, dass wer in dieser Periode das Recht hatte politische Gftn abzuordnen, auch das

¹⁾ Cod. Ud. N. 97, S. 186 f.

andre besessen, bzw. geübt haben wird, solche zu empfangen, und auch umgekehrt.

Nun kann „Politik“ wohl mit der Zunge jeder treiben, nur der aber eigentlich als Faktor ins politische Leben eingreifen, der politische Macht zu eigen hat. Das ist, hier in unserer Periode, der Fall bei allen Reichs- und Landständen; und sie alle haben auch, obschon nach Lage der Kräfte mehr oder weniger, früher oder später, das Recht der diplomatischen Negociation in der inneren und der auswärtigen Politik ausgeübt. Sie haben es ausgeübt, nicht als sei es ihnen ausdrücklich staatsrechtlich zuerkannt worden. Eine derartige gesetzmässige Festlegung jenes Rechtes kennt das mittelalterliche Deutschland nicht. Wer die Macht hat politisch zu agieren, der thut es auch, und nur einige ganz bestimmte Punkte dabei haben Festlegung und Eingrenzung gefunden. Hierher gehört vor allem die kgl. Anerkennung, deren die Städte zeitweilig für politische Bündnisse benötigten; und die nicht ohne weiteres jeder Stadt zukommende, sondern ihr erst vom Reiche, bzw. vom Landesherrn zu ertheilende Befugnis politische Tage zu beschicken, wie sie z. B. München 1393 erhalten hat.¹⁾ Beide Rechte sind auch Teile des Rechtes politischer Diplomatie überhaupt; ihre nähere Behandlung aber bedarf spezieller Arbeiten, die über unsres Themas Schranken in vielem hinausgehen würden. Darum begnüge ich mich hier, auf die partielle Zugehörigkeit dieser Gegenstände zu dem unsern hinzuweisen. Das allgemeine Vorwiegen des Faktischen gegenüber dem juristisch Bestimmten im mittelalterlichen Deutschland fehlt bekanntlich auch in diesen beiden Punkten nicht; es waren politische Städtebündnisse und Städtetage eher da, als ihre Genehmigung seitens der politischen Obrigkeit, und sie blieben oder kehrten doch wieder trotz Entziehung dieser Genehmigung. Noch viel älter und noch weniger einzudämmen war die Usurpation dieser Rechte seitens der Fürsten und der Herren. Bündnisse und Tage aber sind von gesandtschaftlicher Unterhandlung nie zu trennen gewesen, so wenig wie das Fehderecht der Stände.

¹⁾ Vgl. Chr. 15, 440.

Das Zurücktreten des letzteren in der Neuzeit, die Konsolidierung der landesherrlichen Gewalt, die Unterwerfung vieler Städte unter diese sind ebensoviele Momente für die Beschränkung des Rechtes diplomatischer Missionen¹⁾ (und zugleich für das Usuellwerden des ständigen Gesandtentums). Bis zu dieser Wandlungsperiode haben Fürsten, Herren, Städte ohne Behinderung durch Gftn politisch verkehrt, und nicht nur mit einander, sondern auch, was mehr sagt, mit dem Auslande. So haben 1326 rheinische Städte wegen neuer Zölle, die Ludwig IV. angeordnet hatte, und zu deren Einsetzung ihm von den rheinischen Bistümern die Berechtigung abgesprochen wurde, also in einer rein inneren Reichsangelegenheit, durch Gesandte beim päpstlichen Stuhle Klage erhoben und scheinen deshalb auch mit Frankreich in Bundesbeziehungen getreten zu sein;²⁾ Strassburg schickt z. B. 1329³⁾, Basel 1332⁴⁾, Köln 1394⁵⁾ politische Gftn an den Papst, Frankfurt empfängt Gesandte östlicher Fürsten u. s. w. Für politische Missionen an fremde Regierungen seitens deutscher Fürsten bedarf es keiner Belege. Günstig waren solchem Verkehre mit nichtdeutschen Mächten die Umstände, dass die totale, unerfreuliche Verquickung weltlicher und kirchlicher Angelegenheiten vielfach notwendig auch in politischer Beziehung an das Forum des Papstes wies, dass dessen Ansprüche auf universale Oberherrschaft zeitweilig Giltigkeit erlangten, dass Angehörige des deutschen Reiches zugleich dem Lehnsverbande fremder Staaten angehören konnten, dass der schwankende Schatten des Imperiums oft weit über die Grenzen deutscher Lebens-einheit hinausfiel, endlich dass es deutsche Kaiser gab, die zugleich Könige von Neapel und Sizilien, von Böhmen, von Ungarn, von Spanien waren. Günstig war andererseits solchem Verkehre nach seiner Form vor allem, wie wir sahen, der Mangel an juristischer Begriffsdetermination im Mittelalter, demzufolge alle möglichen „Geschickten“ als „Gesandte“ angesehen wurden, und hierin brachte Wandel, neben der Begründung des ständigen Gesandtentumes, in epochemachender Weise erst die Bestimmung Karls V., dass nur die Ge-

¹⁾ Vgl. v. Holtzendorff a. a. O. I, 381. — ²⁾ Vgl. Preger, Verträge, S. 143. — ³⁾ Ib. 277. — ⁴⁾ Ib. 321. — ⁵⁾ Keussen a. a. O.

sandten gekrönter Häupter und der venezianischen Republik wirklichen Gesandtenrang besitzen sollten.¹⁾ Das war der erste zielbewusste Anstoss zu einer Klärung des Begriffs „Gesandter“, zugleich die erste Formulierung eines wirklichen „Gesandtschaftsrechtes“, und sie fällt in die Neuzeit.

¹⁾ Fischer, Gesch. d. ausw. Polit. und Diplom. i. Reform.-ZA. S. 198.

Nachtrag

zu den Ludovicischen Prokuratorien.

Die „Vatikanischen Akten zur deutschen Geschichte in der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern“ bringen eine Anzahl grade der Ludovicischen Gesandtschaftspapiere zur Veröffentlichung, deren Vorhandensein, Charakter oder Behandlung bisher in Frage stand und oben S. 11, 26—35, 110—112, 113—115 diskutiert wurde. Über das Verhältniß des neu Beigebrachten zu meinen Ausführungen an den genannten Stellen ist folgendes zu bemerken:

I. Ich habe das Vorkommen von Kredenzen bei den Ludovicischen Gesandtschaften durchweg bestritten; unter den neu herausgegebenen Stücken findet sich nur bei einer einzigen von diesen Gftn, bei der von 1335 Herbst, eine Kredenz (Vat. Akt. N. 1748, S. 591 f.), über die ich unten spreche, bei allen übrigen nicht; bis auf den einen Fall also, bei dem es eine besondere Bewandnis zu haben scheint, zeigen sich meine diesbezüglichen Aufstellungen bestätigt oder doch unberührt.

II. Die Daten der Muratorischen Regesten zu den beiden Mandaten für Jülich und Pfalz bei der Gft von 1336 Herbst habe ich oben S. 32 für falsch und den 28. (statt des 8.) Oktober für ihr richtiges Datum erklärt; dies ist durch die Herausgabe der beiden Stücke (Vat. Akt. NN. 1841. 1842.) bestätigt. Vgl. Vat. Akt. S. 654.

III. Das über das Wesen der gesandtschaftlichen Eide Gesagte (S. 113) bleibt unberührt.

IV. Dagegen scheinen gegen die auch von Ludwig zweimal in der Instruktion aufgestellte (vgl. S. 111, 112) und sonst durchweg beobachtete Regel, dass die Mandate nicht vorweg, sondern erst nach Abschluss auszuhändigen sind, die Gesandten Ludwigs viel öfter verstossen zu haben, als bisher anzunehmen war. Ich gehe die einzelnen Gftn noch einmal durch:

1331 Herbst: unverändert (vgl. S. 27, 111, 114).

1335 April: noch unverändert (vgl. ebd.). Indes ist durch die Analogie der nachfolgenden Gftn jetzt wahrscheinlicher geworden, dass schon hier das Mandat regelwidrig abgegeben und bei Muratori aus dem Originale registriert ist.

1335 August. Das von mir oben S. 28—30 über die bislang allein bekannten Akten Ausgeführte bleibt unverändert. In den Vat. Akt. treten nun aber zwei neue Stücke hinzu: eine Kredenz (N. 1748, s. o. sub I) und ein drittes, politisches Mandat (N. 1748 a). Von letzterem war bisher nur ein Auszug bei Pertz, Archiv IX, 452 bekannt, nach welchem das Stück fälschlich für einen Sendbrief gehalten werden musste. Das ist es nicht,¹⁾ sondern wir haben es mit einem echten Mandate zu thun, in welchem L. seine Gesandten bevollmächtigt, ein Bündnis mit Frankreich abzuschliessen durch Vermittlung des Papstes („iuxta vestre sanctitatis ordinacionem et voluntatem“; nb. unter bestimmten Bedingungen). Die letzten Worte geben die Erklärung für die direkte Adressierung auch dieses Teiles der Mission an den Papst. Hiernach kommt, was o. S. 31 über dieses Stück und entsprechend zu 1336 März gesagt ist, in Wegfall. — Die Kredenz, die uns hier unerwartet neben den drei Mandaten entgegentritt, hat, wie schon bemerkt, mit den drei Regesten bei Muratori 189 IX A und B nichts zu thun, letztere sind und bleiben Regeste des disciplinarischen, des einen politischen Mandats und des quaternus. Aber wie erklärt sich das singuläre Auftreten der Kredenz neben den Mandaten, das an Ruprecht erinnert? Das wird sich bald zeigen. Zuerst ist zu erörtern die Frage nach Abgabe oder Nichtabgabe der Mandate (vgl. o. S. 111, 114 f.). Bestimmt

¹⁾ Die Überschrift dazu Vat. Akt. S. 592 ist daher nicht richtig.

abgegeben sind: 1. der quaternus. 2. die jetzt bekannte Kredenz. 3. das jetzt bekannte, dritte, früher als Sendbrief bezeichnete Mandat; denn auch dessen wie der Kredenz Original fand sich im päpstl. Archive. Noch fraglich bleibt, wie es sich mit den beiden andern Mandaten verhält. Aber die grössere Wahrscheinlichkeit hat jetzt, dass auch sie fehlerhafterweise ausgehändigt worden sind. Denn erstens, was mit dem 3. Mandat geschah, wird wohl auch mit den beiden andern geschehen sein; zweitens, in einem diese Gft betreffenden päpstl. Briefe an den Kg. von Frankreich (Vat. Akt. N. 1762, S. 601 f.) heisst es, die Gs L.'s seien gekommen cum mandatis ipsius, quorum mandatorum tenores der Papst auf angeschlossenen Zetteln dem französischen Könige heimlich zur Einsicht sende. Das kann fast nur von allen Mandaten verstanden werden. Drittens ist von der Stelle im päpstl. Briefe an L. vom 8. Dez. (Vat. Akt. N. 1766, S. 604 f., vorher ungenau bei Raynald 1335,7): tua nobis procuratoria — quam aliis, genauer (vgl. S. 111) zu sagen, dass „tua procuratoria“ „deine Prok.“ heisst, nicht „Prok. von dir“, und dass die Stellung des tam und quam zur Übersetzung zwingt: „sowohl über den Inhalt eben derselben Prok. als auch über andre“, aber nicht: „als auch über andre“. Endlich stimmt dann viertens damit die Registrierung bei Muratori. Danach sind hier sämtliche Mandate vorweg abgegeben worden. Was aber ist das „andre“, über das die Gs noch gesprochen haben? Der Inhalt der Mandate und des quaternus ist es also nicht; es gab mithin noch Dinge ausserdem, die die Gft zu behandeln hatte. Wir kennen sie noch nicht; aber hier liegt die Erklärung für die Kredenz. Es waren den Gs ausser den Angelegenheiten, für die sie bevollmächtigt waren, noch andre aufgegeben, also solche, für die sie nicht bevollmächtigt waren; folglich neben der Machtbotschaft eine blossе Botschaft; hierfür war die Kredenz notwendig.¹⁾

1336 Frühjahr. Auch hier scheinen die Mandate vorweg abgegeben zu sein. Denn da, was o. S. 31 in betreff eines Sendbriefes für diese Gft vermutet ist, wie schon bemerkt, in

¹⁾ Vgl. das Verfahren bei encykl. Gftn in älterer Zeit, o. S. 117.

Wegfall kommen muss, der von Rohrman vermutete quaternus aber nicht weniger zweifelhaft ist, und vor allem die Gftn von 1335 und von 1336 Herbst beweisen, dass die Ludovicischen Gs die Mandate wiederholt regelwidrig gehandhabt haben: so wird schon die oben S. 30, 3 angezogene Stelle bei Raynald auf die Mandate zu beziehen sein; damit stimmt das Erscheinen eines Auszugs bei ihm (1336, 18—28) und auch die Erwähnung des einen Stücks in den Vat. Akt. S. 654, bei der leider die Angabe fehlt, ob sich dasselbe im Originale vorfand. Wieder haben sich die Gs vorzeitig diplomatisch ausgegeben, sind darum, als plötzlich Hindernisse eintreten, so stupefacti und perterriti (Brief des Papstes Vat. Akt. N. 1803, S. 614), dass sie ohne Ordre ihres Herrn die Verhandlung abbrechen und nach Haus zurückkehren.

1336 Herbst. Meine Ausführungen S. 31—34 sind durch die Bestätigung meiner Datierung der Mandate für Jülich und Pfalz wesentlich unterstützt. Umsomehr halte ich meine dortige Deutung der Stellen *Non tamen per suprascriptam cet. und: & supradictos cet.* aufrecht, während mir die Deutung Wurms (Hist. JB d. Görres-Ges. XIII, S. 247) in der ersten Stelle die Worte „*Procuratores — revocare*“ und die ganze zweite Stelle unerklärt zu lassen scheint. — Die bisher zwischen 3. Nov. und 3. Dez. schwankende Sendung des dritten Corps (Markwart u. Genoss.) ist nunmehr durch Vat. Akt. N. 1843, S. 654 ff. auf den 3. Nov. festgelegt, dieses letztere Corps ist aber nicht, wie bisher geglaubt, Machtbotschaft, sondern nur Botschaft, sein Papier (N. 1843) eine Kredenz. — Für diese Gft war die erfolgte Vorabgabe der Mandate samt nähern Umständen schon früher bekannt, vgl. S. 111.

1343/44. Was über die Vorgänge bei dieser Gft o. S. 34 f. und 112 bemerkt ist, erhält jetzt, besonders durch N. 2167 (S. 780 ff.), eine veränderte und eigentümliche Beleuchtung. Dass Ludwig diesmal, wie 1331 (vgl. S. 111), die Nichtabgabe der Mandate (nb vor Abschluss) ausdrücklich von den Gs in der Instruktion gefordert hat (vgl. S. 112), begreift sich nach den eben betrachteten früheren Verstößen der Gs desto leichter. Ebenso wie diese wiederholte Forderung des Kaisers, und wie sein Wunsch, die „alten procuratori“ wiederzuerhalten (vgl.

S. 111) — in welchen proc. wir jetzt die Mandate von 1335 und 1336 erkennen, vgl. S. 114 f. — durch die Instruktionen feststehen, ebenso steht durch das offizielle Protokoll (vgl. S. 34, 112) fest, dass statt der Mandate, bzw. des Mandats das sogen. Notariatsinstrument vorgeschoben und auch acceptiert worden ist. Nach der o. S. 34 angeführten Äusserung der Gs war anzunehmen, dass das Mandat nicht einmal verlesen worden sei (vgl. S. 34). Um so überraschender erscheint die jetzige Herausgabe eben dieses, bisher aus Gewold bekannten Mandates aus einer im päpstl. Archiv vorhandenen Kopie (N. 2167) und das Fehlen des Notariatsinstrumentes in diesem Archiv (vgl. Vat. Akt. S. 784). Überraschend ist auch, dass die Wiedergabe bei Gewold, die man als auf dem Original beruhend ansehen musste, sich als die weniger genaue herausstellt. Der hier zu Grunde liegende Zusammenhang wird sich klarer erkennen lassen erst, wenn bekannt sein wird, ob das im bair. Archive liegende Exemplar des Mandates das Original ist; ob vielleicht auch das Original des Notariatsinstrumentes dort und nicht im päpstl. Archive liegt. Einstweilen ist noch anzunehmen, dass das Instrument Gewold nur aus der Registraturdublette bekannt, das Original desselben an der Kurie abgegeben ist; dass die ungenaue Wiedergabe des Mandats bei Gewold auf ungenauer Abschriftnahme, aber auf Einsicht des Originals beruht; das erstere, weil sonst entweder die Aussage des Protokolls sich als unzuverlässig erwiese — was nicht anzunehmen — oder das Instrument nachmals, infolge Erkennens seiner relativen Wertlosigkeit, den Gs zurückgegeben sein müsste — was nicht wahrscheinlich; das zweite, weil kaum glaublich ist, dass die Gs der ausdrücklichen Weisung der Instruktion zuwider auch diesmal das Mandat preisgegeben haben sollten.¹⁾

Ohnehin erscheinen die Gs Ludwigs uns in einer sehr ungünstigen Beleuchtung. War es, wie aus Wesen und Geschichte des Mandats erwiesen, eine wichtige Regel, das Mandat nicht

¹⁾ Eine Kopierung des Mandats hat nach seinem Wesen, wie schon früher ausgesprochen (vgl. S. 112), so wenig Bedenken wie seine übliche Verlesung.

vor erfolgtem Abschluss aus der Hand zu lassen: hat, wie aus seinen Instruktionen feststeht, auch Ludwig diese Regel geübt sehen wollen: so war es unbegreiflich sorglose Sicherheit, fast Narrheit, oder Verrat, sich dieser Regel wiederholt zu entschlagen und dem Kaiser dadurch unnötig noch mehr Sorge und noch mehr schwere — aber diplomatisch, durch die erfolgte Auslieferung der bindenden Papiere, zum Teil wenigstens begründete! — Vorwürfe des Papstes zuzuziehen.

Anhang.

§ 30.

Charakter und Papiere der Karolingischen Reichsinspektoren.

Mit Unrecht hat Löhren (a. a. O.) bei der Besprechung des Karolingischen Gftswesens die *missi dominici* beiseit gelassen. Es liegt darin, dass er sie für etwas gänzlich von Gesandten Verschiedenes ansieht. Aber nach dem, was früher über Gesandtenthum und dessen Zusammenhang mit dem gesamten politischen und Verkehrsleben gesagt ist, wird klar sein, dass man jene Leute, die ja sogar den Namen Gesandte tragen, von diesen überhaupt nicht trennen darf. Diesen Zusammenhang hat schon Waitz empfunden. Die sogen. *missi dom.* sind Machtboten, vom Könige mit grossen und zwar, was die Hauptsache, zwar quantitativ allmählich erhöhten, ihrem Wesen nach aber sich gleichbleibenden Befugnissen ausgestattet, immer häufiger abgesendet und auf längere Zeit — durch all dies in einer eigentümlichen Beleuchtung, einer Art separierter Stellung: — aber sie sind und bleiben bei alledem Gesandte, mit einer Sendschaft betraut, eine temporäre Funktion ausübend, nicht ein ständiges Amt. Waitz¹⁾ bemerkt, es sei ihnen das dreifache Wergeld beigelegt und dasselbe den höheren kgl. Beamten; aber das beweist nicht für ihren wirklichen Beamtencharakter, man könnte etwa mit gleichem Rechte zwei Vergehen, auf welche dieselbe Strafe gesetzt ist, deswegen

¹⁾ A. a. O. III, 450.

für dasselbe Vergehen erklären; es beweist nur, dass man die Sicherung beider Arten von Personen für gleich wichtig hielt; die *missi* waren ja auch ferner zum grösseren Teile aus den Kreisen der höheren Beamten genommen; endlich ist eine Ähnlichkeit zwischen ihrer und der Beamtenfunktion nicht abzuleugnen, sodass die gleiche Taxierung nahe lag. Ebenso kann das jährliche, regelmässige Ernennen der *missi*, wie es seit 802 *Usus*¹⁾ — nicht Institution — ist, doch nur besagen, dass man der Bequemlichkeit und Einheitlichkeit wegen sich gewöhnte, bei der Ernennung dieser Art Machtboten einen bestimmten Zeitpunkt festzuhalten. Den Amtscharakter derselben erweist dies alles nicht: eine ein- oder auch mehrmalige Inspektionsreise macht jemanden noch nicht im amtsmässigen Sinne zum Inspektor: es bleibt die Ernennung der *missi ad hoc*, das Vorübergehende ihrer Funktion, nach deren Erledigung sie in ganz andre, in ihre vorherigen, gewohnten Thätigkeitssphären zurückkehren. Daher heisst auch ihre Sendung stets *legatio*.²⁾ Sohm³⁾ irrt also, wenn er von einem durch Karl d. Gr. geschaffenen Amte der ordentlichen *missi domini* redet.

Die Karol. *missi dom.* fallen also unter die Kategorie der kgl. Machtboten, wie dies auch ihren sonstigen lateinischen Bezeichnungen als *missi regii*, *regales*, *regis*, u. ä. entspricht. Waitz⁴⁾, Ficker u. a. nennen sie Königsboten, das lässt die Machtbefugnis unberücksichtigt; Thudichum⁵⁾ u. a.⁶⁾ haben schon die Bezeichnung „kgl. Machtboten“. Aber diese ist noch zu allgemein, da sie eben auch auf alle andern bevollmächtigten kgl. Gesandten passt. Ich wähle deshalb lieber, in Anbetracht der unbestrittenen singulären Stellung der *missi dom.*, des konstanten Charakters ihrer Befugnisse (der zu unterscheiden ist von der Inkonstanz ihres Funktionierens) — einen sachlich möglichst entsprechenden Sondernamen, wie dies schon

1) L. c. 451, 1. — 2) Vgl. auch Cap. miss. spec. 802, c. 14 (Cap. reg. Francor. 1, S. 101): „De legationibus ad nos venientibus et de missis a nobis directis“; wo also die Gs zum Kaiser und die Gs vom Kaiser einander gegenübergestellt sind und die letzteren unterschiedslos *missi* heissen — die *miss. dom.* offenbar mit einbegriffen. — 3) Altdeutsche Rchs- und Grchts-Vfg, 482. — 4) Vgl. VG III, 442, 2 und 443, 2. — 5) Gauverfassung, 58. — 6) Vgl. Waitz l. c.

Fr. Chr. Fischer¹⁾ that; er sagt, nur auch nicht präcis „ks. Kommissarien“ — und bezeichne diese Art kgl. Machtboten als das, was sie inhaltlich, wenn auch nicht amtsmässig waren: als die Karolingischen Reichsinspektoren.

Jetzt ist die Frage: wie es sich bei diesen mit Mandat und Instruktion verhält.²⁾ Waitz hat zuerst den Instruktionscharakter vieler Teile der Kapitularien erkannt, Boretius dies akzeptiert; aber im Gegensatze zu ihm hat Waitz auch schon erklärt,³⁾ manche Teile dieser Dokumente könnten Instruktion nicht sein.

Die den Inspektoren erteilten Generalkapitularien sind meist (nicht durchweg) eine Mischung von Mandat und Instruktion. Eine solche Mischung wäre von vornherein unmöglich gewesen bei Bewahrung des sekreten Charakters der Instruktionen. Diese Bewahrung hätte aber in dem Falle hier durchaus keinen Sinn gehabt. Denn die Reichsinspektoren sind eben nicht Gs des Königs an Fremde, sondern Gs des Königs an seine Unterthanen, und was ihnen aufgegeben ist, ist nichts Geheimes, im Gegenteil, ihre Sendschaft hat das denkbar öffentlichste Gepräge, jedermann im Reiche darf nicht nur, sondern soll wissen, wozu sie kommen und wie sie zu kommen haben. Darum lag es nahe, in einem und demselben Negociationspapiere sowohl die Aufgabe der Gs allgemein, wie auch ihre Aufträge im Einzelnen und ihre Verhaltensmassregeln zu verzeichnen, ihnen zum Wege, den Andern zum Belege. Betrachten wir die *Commemoratio missis data* ca. 825.⁴⁾ Hier findet sich: 1) Vorstellung der missi. 2) *Commemoratio, quid ad praedictorum missorum legationem pertineat*. Erstens sollen sie an 2 oder 3 passend gelegenen Orten Versammlungen abhalten und allen bekannt machen, qualis sit eorum legatio (sich einführen und beglaubigen). Nämlich dazu sind sie als missi konstituiert, damit wenn ein Bischof oder Graf seine Amtspflicht wegen irgend eines Hindernisses nicht erfüllen könne, sie ihm ihre Unterstützung angedeihen

¹⁾ Gesch. d. deutsch. Handels I, 136. — ²⁾ Vgl. zum folgenden besonders Boretius, Die Capitular. i. Longobardenreich, und: Beiträge z. Capitularienkritik; und Waitz l. c. — ³⁾ L. c. Anm. 1, S. 482 ff. — ⁴⁾ Cap. reg. Franc. 1, 308 f.

lassen, bzw. bei Unzulänglichkeit ihres Vorgehens dem Monarchen Bericht einsenden. Ferner: um durch Mahnung zu bessern, was von denselben Beamten etwa gefehlt ist; um allem Volke zu seinem Rechte zu helfen, ev. bei besondrer Reklamation an den König, nach dessen besondrer Anweisung zu entscheiden. Unnötig sollen sie nicht hier und da eingreifen, aber wo es nötig ist, dort unversäumt und nachdrücklich. — 3): „Wir wollen auch, dass allen bekannt sei, dass sie dazu „constituti“ sind, damit das, was wir durch unsere capitula allgemein — bestimmen, durch sie bekannt werde — und in ihrer Vollmacht stehe („et in eorum procuracione consistant“), dass es von allen erfüllt werde.“

1 und 3 sind ihrem Inhalt, in manchen Ausdrücken auch ihrer Form nach, regelrechtes Mandat. 2 aber ist, wie jeder schon an der Überschrift sieht, ebenso regelrechte Vorinstruktion, enthaltend Aufgaben und Verhaltensmassregeln, aber eben natürlich nicht sekret, man wüsste auch nicht wozu. Das Ganze dient den Inspektoren gleichmässig sowohl zur Richtschnur ihrer Thätigkeit, wie zur Bezeugung ihrer Befugnis.

Genau ebenso steht es z. B. mit dem Cap. Miss. gen. von 802.¹⁾ Das Mandat ist hier enthalten in dem grössten Teile von c. 1, welches auch durch seine Überschrift „De legatione a domno imperatore directa“ als etwas speziell für sich die Mission Angehendes gekennzeichnet ist. Es wird hier zuerst, statt der persönlichen Vorstellung mit Namensnennung, nur gleichsam die sonst als Attribut dienende Empfehlung gesetzt, indem gesagt wird, dass die Gs aus den edelsten Männern des Reiches gewählt sind; dann folgt, breit ausgeführt, der Zweck der Sendung und statt einer positiven Bevollmächtigung, negativ die Warnung an alle, ihnen nicht entgegen zu sein. Nunmehr setzt die Instruktion ein: zuerst die allgemeinen Verhaltensmassregeln (Warnung vor Ungerechtigkeit u. s. w. und Erinnerung an Berichterstattung). Von 2 an folgt die Spezialinstruktion für die Einzelheiten ihrer Aufgabe.

Nicht anders das Edictum Pippins für Aquitanien 768.²⁾ Jedes capitulum, d. i. jeder Artikel, hat die Form eines kurzen Befehls, der bald den Gs (instruierend), bald den Adressaten

¹⁾ L. c. S. 91 ff. — ²⁾ 42 f.

(mandatierend) gilt. Das mandatierende Element ist aber hier noch mehr verstreut unter die instruierenden; zu ihm gehört besonders Art. 12: „Was immer unsere missi — vereinbart haben werden, das [negativ] wage keiner anzufechten.“ Wegen seines Mandatscharakters ist denn auch das Stück ausdrücklich zum Fingerzeig für die Pflichten Aller bestimmt („et nos ab omnibus conservare volumus“) ¹⁾, hat, wie diese Mischungsdokumente alle, Ediktform und ist „sinodaliter“ instituiert; aber andererseits ist es eben doch speziell für die missi gegeben, daher auch Karl 789 sagt,²⁾ er habe es für seine missi aufbewahren und ergänzen lassen.

Neben diesen Negotiationspapieren konnte es aber nun oft nötig erscheinen, für gewisse Einzelheiten der Aufgabe und gewisse Teile der Inspektionsbezirke den missi besondere Instruktionen zu geben, die wesentlich bestimmt waren, Anhalt für das Gedächtnis der Gs zu sein; Mandatselemente waren hierin nicht mehr vonnöten. Solche reinen Vorinstruktionen sind besonders die meisten Spezialkapitularen. Ein derartiges „breviarium“ erhalten 789 die nach Aquitanien gehenden Inspektoren;³⁾ es wird hierin tabellarisch herausgestellt, was speziell für Aquitanien wichtig ist, und dabei auf jenes Edikt von 768 und andre frühere verwiesen. Die Artikel dieser Spezialinstruktion sind nur für die missi selbst bedeutsam, ja verständlich; es heisst da einfach: „In betreff jener restauratio ecclesiarum!“ — nämlich: habt ihr thätig zu sein; — „In betreff jener Beneficien!“ „Warum dies [x] ist!“ „Warum jenes [y] nicht ist!“ u. s. f. — Ein ganz ähnliches Stück ist das Cap. von 792/786,⁴⁾ welches besonders in manchen Teilen an die spätern Vorinstruktionen erinnert: art. 5: Explicare debent ipsi missi, qualiter cet.;“ es folgen Klagen, die vor dem Könige laut geworden, und Angabe von dessen Absichten, die auch wörtlich verwendet werden konnte (z. B. ebenda: „Wenn jemandem wider das Gesetz geschehen ist, so ist das nicht sein [des Königs] Wille noch Befehl“). — Eine andre solche Tabelle ist das Duplex legationis edictum 789 März 23.⁵⁾ Artt. 1—16: Einschärfung von Regeln des h. Benedikt; 17 ff: der Inhalt allgemeinerer Aufgaben (Bekämpfung der Trunkenheit,

¹⁾ L. c. — ²⁾ 65. — ³⁾ 65 f. — ⁴⁾ 66 f. — ⁵⁾ 62 ff.

kirchl. und gerichtlicher Missbräuche); eine Eidesformel; dazwischen zweimalige Mahnung zu Berichten, bzw. genauer Berichterstattungs-Fähigkeit (27: „et nobis renuntiare“; 35: „et nobis renuntiare sciant“); Verhaltensmassregeln nur allgemein in 37: „Und im allgemeinen schreiben wir unsern Gs vor, dass sie das Gute, was sie andre laut unsrem Worte thun lehren, durch Thaten an sich selber zeigen.“ —

Es kommt aber auch das vor, dass die Inspektoren nur eine solche reine Instruktion, keine Mandat-Instruktion erhalten; dann aber fehlt es entsprechend, wie zu erwarten, nicht an einem gleichfalls reinen Mandat, bzw. einem solchen im Rahmen eines Sendbriefes. So empfangen die missi im letzt angezogenen Falle (789 März 23) neben der Vorinstruktion die *Admonitio generalis* vom selben Tage,¹⁾ d. i. ein encyklisches Sendschreiben, enthaltend einen kurzen, aber vollständigen Mandatsteil: „Quapropter et nostros ad vos direximus missos, qui ex nostri nominis auctoritate una vobiscum corrigerent, quae corrigenda essent.“

Die Karolingischen Reichsinspektoren haben also teils ein *Negotiationspapier*, welches zugleich Mandat und Instruktion war, teils beide getrennt empfangen.

Was die *Negotiationsbelege* dieser Gesandtenklasse anbetrifft, so seien für den Zwischenbericht ausser schon vorgekommenen nur noch einige schon von Waitz angeführte Orte angezogen. Im Cap. 810 heisst es:²⁾ „si non potuerint, d. imperatori notum faciant, quae difficultas eis resistat ne illud perficere possint;“ ferner:³⁾ „Quicumque illis justitiam facere volentibus resistere conatus fuerit, d. imperatori annuncient.“ Zu 825:⁴⁾ „Et ubi forte aliquo tali impedimento, quod per eos emendari non possit, aliquid de his, quae constituimus ac jussimus, remanserit imperfectum, eorum relatu nobis ad tempus indicetur, ut per nos corrigatur cet.“ Ähnliches findet sich noch oft in den Kapitularien; es sind ebensoviele Belege für den *Usus* — was Waitz nicht ausspricht — regelmässiger *Zwb*-Erstattung der Inspektoren; regelmässig nicht in dem Sinne, dass man sie ohne praktische Notwendigkeit

1) Nr. 22, 52 ff. — 2) c. 1, S. 155; Waitz III, 463, Nte 3. — 3) c. 5. —

4) c. 3, S. 309.

rein disciplinsweise in bestimmten Zeitintervallen forderte; das wäre ziemlich zwecklos gewesen und findet sich im ganzen Mittelalter nicht; aber regelmässig, insofern die Zwib bei jeder Gelegenheit, gegenüber jedem erheblicheren Vorkommnis einzutreffen haben.

Ebenso aber waren die Inspektoren auch zu ganz formellen Schlussberichten angehalten. Für deren Erstattung waren Zeit und Ort gegeben durch die beiden grossen Jahresversammlungen;¹⁾ und dass sie nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich und aufs genaueste erstattet wurden, sagt Cap. 819 :²⁾ „Et omnimodis praevideant, ut per singula capitula [in betreff jedes einzelnen Artikels] tam verbis quam scriptis de omnibus, quae illic peregerint, nobis rationem reddere valeant.“ —

Alles in allem sind also die Karol. Reichsinspektoren bevollmächtigte Gesandte gewesen, ad hoc ernannt, nicht ständig, mit Negotiationspapieren versehen, Negotiationsbelege liefernd, grade so wie alle andern Gesandten, doch unter präcisere Bestimmungen gestellt als die übrigen Gs ihrer Zeit, und mit konstantem Charakter der Befugnis.

¹⁾ Besonders scheinen die Inspektoren sich Mitte April einzufinden; vgl. Waitz l. c. 465, Nte 1. — ²⁾ c. 13.





Menzel, Viktor

Deutsches Gesandtschaftswesen im Mittelalter

Hannover 1892

J.publ.g. 472 I

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11635758-7